

August's von Kotzebue
ausgewählte
prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Achtunddreißigster Band.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.


HARVARD COLLEGE
JUN 24 1940
LIBRARY

Die Grille,

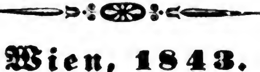
oder:

Neue kleine Schriften

von

August von Kotzebue.

Erster Theil.



Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Vorbericht.

Der Herausgeber dieser Blätter versprach vor einiger Zeit, bei einer gewissen Veranlassung, künftig die Ameise, als ein fleißiges Thierlein, herum wandeln zu lassen; denn, kann sie gleich keinen Honig hervorbringen, und trägt sie auch wohl oft genug bloße Tannennadeln auf ihren Haufen, so liefert sie doch auch nicht selten das wohlriechende Ameisenharz, welches den alten Preußen für Weihrauch diente, und sonst noch manche gute Eigenschaft besitzt. Ferner darf man nur einen Ameisenhaufen ein wenig durchwühlen, schnell die flache Hand darüber und diese dann vor die Nase halten, so wird man wohl spüren, daß etwas Geistiges zum Gehirne steigt. Die Ameisenbäder sind heilsam in allerlei Uebeln, und allerlei Uebel gibt es wirklich an allerlei Orten. Man darf auch ohne Bedenken eine Ameise auf bloßer Haut herum krabbeln lassen, sie hat

keinen Stachel, sie prickelt nur ein wenig. Gründe genug, um sie auf ein Aushängeschild zu malen.

Aber es gibt doch wieder Bedenklichkeiten, obgleich im Grunde nur Vorurtheile, welche von dieser Ehre sie ausschließen. Dahin gehört besonders der Widerwille der Damen, die sich auf den schönsten Rasen nicht setzen mögen, wenn sie eine Ameise darunter vermuthen. Auch ist der Name in der That ein wenig übelklingend, und da so manches Büchlein blos einem wohlklingenden Namen sein Glück verdankt, so soll auch das meinige väterlich damit versorgt werden.

Zwar bin ich bei weitem nicht vornehm genug, um eine Göttin oder Halbgöttin zu bemühen, obgleich schon manche sich herab gelassen, bei todtgebornen Kindern Gevatter zu stehen; sie haben ohnehin bei Allegorien alle Hände voll zu thun. Ich sehe mich daher bescheiden in der Natur um, und wähle abermals ein kleines, unschädliches Insekt, die Grille, die hoffentlich Niemand zertreten wird. Es soll ein und sechzig Arten dieser Insekten geben, worunter einige sind, mit welchen

meine Grille zu vermengen ich mir höflich verbiete. Zum Exempel die Heuschrecke, oder auch die Feldgrille, oder die Maulwurfsgrille, welche sämmtlich des Landmanns Saaten verzehren. Sie hat auch mit der Fangheuschrecke, von Vielen das wandelnde Blatt genannt, nichts gemein, obgleich ihr Name auf dem Titel eines wandelnden Blattes steht. Sie faltet nicht, wie jene, die Vorderfüße, um, nach der Meinung der Abergläubigen, irgend etwas anzubeten; denn ehe sie zum Anbeten sich verstünde, wollte sie lieber ein gemeiner Grashüpfer sein. Kurz, sie ist nichts mehr und nichts weniger als eine Hausgrille, sonst auch Heimchen genannt, der man wohl ein Plätzchen hinter dem Ofen gönnt, und in einsamen Stunden an ihrem Zirpen sich ergetzt.

Nach diesem kleinen Kapitel aus der Naturgeschichte will ich nur noch kurz an das erinnern, was der Leser hier nicht suchen darf, weil er es nicht finden würde. Von Allem, was die Begebenheiten unserer Tage betrifft, nicht ein Wort. Es regne, schneie oder stürme draußen, das Heim-

chen sitzt ganz ruhig am Ofen und reibt seine Flügeldecken gegen die Brust.

G e s c h i c h t c h e n, die sich ganz artig lesen lassen; G e d a n k e n, die auch gedruckt zollfrei sind; B e t r a c h t u n g e n über Dinge, die betrachtet werden dürfen — mehr darf man hier nicht suchen. Wem daran genügt, der komme herzu; wem nicht, der lasse den Grillenfänger ruhig seinen Weg ziehen.

Die Grille.

Der Maulwurf.

Da liegst du nun zu meinen Füßen, du armer Maulwurf! und ich, auf meine Schaufel gelehnt, sehe gedankenvoll auf dich herab. Du hast mit deiner Schnauze und deinen vier Pfoten mir diesen Sommer vielen Schaden zugefügt. Was ist jetzt für ein Unterschied zwischen dir und einem Feldherrn, der auf dem Paradebette liegt, nachdem er fünfzig Städte verwüstet hat? Ihr seid beide todt. Ihr werdet beide zu Staub.

Du starbst in deinem Berufe. Ich habe dich getödtet in dem Augenblicke, da du mein Hyacinthenbeet aufwühltest. Die Bergleute, die das Gold aus der Erde graben, für welches wir unsere Gewürze und unsere Krankheiten kaufen; die Sklaven, die eine Stadt plündern im Namen eines orientalischen Sultans, den sie nie gesehen haben, sterben auch in ihrem Berufe.

Wer sagt mir, warum es deine Bestimmung war mir zu schaden? und die meinige dich dafür zu bestrafen? warum kann ich denn nicht leben ohne die Früchte meines Gartens? und warum konntest du nicht leben, ohne meinen Garten zu verwüsten? — Einige meiner Brüder, die sich Philosophen nennen, glauben die Ursache zu errathen. Aber — so weise sie auch sein mögen — kennen sie auch nur den hunderttausendsten Theil eines Punktes in der Schöpfung? und nun vollends die Verbindung dieses

Punktes mit dem ganzen Weltall — wissen sie mehr davon als du von einem Kriegsschiffe? — Aber es wird eine Zeit kommen, wo alle meine Brüder — und vielleicht auch die Philosophen — und vielleicht auch du, armer Maulwurf — ein wenig mehr von dem großen Plane der Schöpfung erfahren werden.

Ich weiß wohl, du ehrlicher Maulwurf, daß du eigentlich nicht die Wurzeln meiner Blumen und Kräuter zerstören, sondern nur die Würmer fressen wolltest, die jene fressen. Du führtest Krieg gegen meine Feinde, und ich hätte dir dafür danken sollen. Aber du glichst meinen Brüdern, der Richtern und Advokaten, die mich um mein Geld bringen, indem sie es vertheidigen. Ich durfte dich nicht länger wühlen lassen.

Deine kleinen Augen konnten nicht so viel Licht vertragen als die meinigen; du wußtest nicht einmal, daß zweimal zwei vier macht, noch weniger konntest du Böses vom Guten unterscheiden; aber deine Geruchsnerven waren weit feiner als die meinigen, dein Gehör weit zarter. Künstlicher als die berühmte Uhr von Strasser war deine Schnauze gebildet, künstlicher und zweckmäßiger deine Pfoten als die besten Ackerwerkzeuge. Empfindung und Leben besaßest du eben so wohl als ich; du liebtest dein Dasein und verabscheutest die Vernichtung.

Ich würde denjenigen schelten, der in meiner Gegenwart eine Uhr zerbräche, wenn sie auch meinem Feinde zugehörte, und doch habe ich dich todt geschlagen, armer Maulwurf! Aber so wie du nach den Gesetzen deiner Exi-

stenz, die Regenwürmer tödtetest, die doch eben sowohl als du das Dasein liebten, so habe auch ich, nach den Gesetzen meiner Existenz, dich wiederum getödtet. Der dich, mich und den Regenwurm erschaffen hat, ist der Urheber jener Gesetze, und weiß allein, warum die lebenden Wesen so organisirt sind, daß immer Eins der Mörder des Andern werden muß. Indessen habe ich dich doch nicht leiden lassen. Ein Schlag und du warst nicht mehr. Ich habe die Gesetze der Natur als ein barmherziger Richter ausgeübt.

Mein lieber Maulwurf! die Dinge in der Welt sind so wunderbarlich verkettet, daß ich wohl wissen möchte, welche Veränderungen auf dem Erdball der Schlag, den ich dir versetzt, bewirken werde? Ohne Zweifel sehr große! Aber welche? — Ich will einmal träumen:

Dort steht eine Tuberose, die bald blühen wird. Ein hübsches Mädchen bricht sie, trägt sie in ihr Zimmer, entschlummert und wird betäubt durch den starken Duft. Der Zugwind stößt das Fenster auf, der Vorhang flattert, kommt dem Nachtlichte zu nahe, entzündet sich, das Haus geräth in Flammen, die Straße brennt, das Staatsarchiv wird von den Flammen verzehrt. Ein wichtiges Dokument geht mit verloren, und dieser Verlust verursacht, daß hundert Jahre nachher ein blutiger Krieg entsteht, und ganze Länder verwüstet. Hätte ich dich aber nicht todtgeschlagen, so würdest du die Tuberosenzwiebeln herausgewühlt haben und von alle dem wäre nichts geschehen.

Komm, armer Maulwurf, ich will dich begraben unter meinen schönsten Rosenstock. Vielleicht wird künftiges Jahr

etwas von deiner sterblichen Hülle in den Duft der Rose übergehen, und wer weiß, ob nach tausend Jahren nicht Theilchen von uns beiden sich zusammen finden, entweder in dem Brautkranze einer Bäuerin, oder in dem Diamant einer Königskrone.

Ermahnungsschreiben der Buchstaben des Alphabets an die arabischen Ziffern.

Hochgeehrte Herren! Schon seit langer Zeit befinden Sie sich im Besitze des Vorrechts, alle Schätze der Erde zu kalkuliren, welches denn doch fürwahr ein ganz artiges Aemtchen ist. Wie kommt es denn, daß ein falscher Ehrgeiz Sie verleitet hat, in unser Gebiet zu schweifen? Unsere Rechte zu usurpiren? Erlauben Sie, unsere Bemerkungen über diesen Gegenstand Ihnen höflich aber ernstlich mitzutheilen.

Erinnern Sie sich für's Erste, daß unserer vier und zwanzig sind, und Ihrer nur zehn, ja unter diesen Zehn befindet sich auch noch eine Null, die allein für sich gar nichts gilt. Wenn wir die Sache noch weiter treiben wollten, so könnten wir auch — mit Berufung auf die sehr ehrwürdigen Autoritäten des Porphyrius und Pythagoras — Ihnen zu Gemüth führen, daß die Zahl zwei von schlimmer Bedeutung ist; und wer weiß nicht was das sagen will: Eine böse Sieben? Aber wir wollen vor der Hand nur den Umstand berühren, daß wir weit älter

sind als Sie, und schon einer gewissen Achtung in der Welt genossen, als Sie noch gar nicht geboren waren.

Die Welt hatte nicht länger als ein kleines Weilchen von zweitausend sechshundert Jahren gestanden, da Cadmus, unser Vater, uns nach Griechenland brachte. Zweihundert Jahre später stellte uns Evander am Hofe des Königs von Latium vor. Man nahm uns sehr wohl auf, und wir waren es, die dem Evander ein großes Stück Land zum Geschenk verschafften, welches er mit seinen Arkadiern theilte. Bemerken Sie also, hochgeehrte Herren, daß wir fast zweitausend Jahre früher geboren sind als Sie. Sie haben unter Ihren Ahnherren auch weder einen Cadmus noch einen Evander aufzuweisen. Sie verdanken Ihren Ursprung einigen wilden Horden, Ihre Väter sind die Araber oder die Mauren; die Seeräuber von Tunis und Marokko haben Sie nach Europa gebracht.

Homer und Hesiod vertrauten uns die Früchte ihres Genies, um sie der Nachwelt zu überliefern, und wir haben diesen ehrenvollen Auftrag treulich erfüllt. In den Jahrhunderten Alexander's und August's haben wir keine üble Rolle gespielt. Wir haben in Italien unter Leo X., in Frankreich unter Ludwig XIV., und noch neuerlich in Deutschland unter Amalia, unter Karl August von Weimar uns rühmlich ausgezeichnet. Sie hingegen — weder Demosthenes noch Cicero hat Sie gekannt, weder Sophokles noch Virgil; und in neueren Zeiten haben wenigstens Ariost und Tasso, Voltaire und Rousseau, Göthe und Schiller uns den Vorzug vor Ihnen eingeräumt.

Sie könnten uns freilich vorwerfen, daß wir uns allzugefällig zu den Abgeschmacktheiten aller Jahrhunderte hergeliehen, und besonders in Philosophie und Theologie uns oft ein wenig weggeworfen haben. Ohne uns wäre vielleicht mancher beißige Kritiker, wie Merkel, ein tüchtiger Zollvisitator, mancher schlechte Dichter, wie Kuhn, ein ehrlicher Handwerker geworden. Sie sehen, daß wir unsere Schwachheiten nicht verhehlen, aber Sie wissen, daß man auch die nützlichsten Dinge oft mißbraucht. Und können wir Ihnen nicht einwenden, daß auch Ihre Orakel gar nicht untrüglich sind? und daß Sie die Menschen, welche Ihnen gar zu viel vertrauten, gar oft getäuscht haben? Sollen wir Sie an Necker, oder an unsere Papier-Sündflut erinnern, die Sie uns für Metall aufschwatzen? und haben nicht Ihre Schwachheiten weit schlimmere Folgen als die unsrigen? wird nicht in unserm philosophischen Jahrhundert eine falsche Berechnung in den Finanzen für weit gefährlicher geachtet, als ein Irrthum in der Moral?

Wir wissen zwar, daß Sie die nächsten Verwandten der geraden und krummen Linien sind, und daß man durch Sie bis in den dritten Himmel des menschlichen Verstandes, nämlich bis zu der Integral- und Differenzial-Rechnung u. s. w. gelangt. Wir läugnen auch nicht, daß es manche Dinge in der Moral gibt, die man durch Ziffern und Linien andeuten kann (zum Beispiel die Redlichkeit, die auf einer geraden Linie einher schreitet, und die Schmeichelei, die eine krumme beschreibt), wie auch, daß

Maupertuis eine Abhandlung über das Glück in einer algebraischen Mundart geschrieben hat. Man würde vielleicht wohlthun, die menschlichen Leidenschaften in rechtwinklichte, dreiwinklichte und vielwinklichte einzutheilen; aber bekennen Sie, daß, wenn es nichts als Mathematiker auf der Welt gäbe, die Menschen eine verdammt kauderwelsche Sprache reden und noch obendrein den Homer für ein lallendes Kind halten würden.

Begnügen Sie sich also künftig mit Ihrer Herrschaft an den Ufern des Pactolus, und lassen Sie uns die unsrige auf dem Parnaß. Ohnehin stehen unsere Staaten heutzutage in sehr geringer Berührung miteinander. Die Dichter bedienen sich wohl unserer bisweilen, um von Gold und Diamanten zu schwatzen, aber es ist nichts dahinter, und das Wenige, was etwa noch damit zu gewinnen wäre, rauben ihnen die Nachdrucker, mit Ihrer Hilfe, hochgeehrte Herren!

Wenn Sie alle die Betrachtungen wohl zu Herzen genommen haben, so schlagen wir folgenden Friedenstraktat vor:

Erstens: Das rechte und linke Ufer des Pactolus, mit allem Zubehör, verbleibt auf ewige Zeiten den arabischen Ziffern. Hingegen wird die Republik der verbündeten Buchstaben in den ungestörten Besitz beider Ufer aller Musenquellen gesetzt.

Zweitens: Es findet nicht die geringste Gemeinschaft zwischen beiden Reichen Statt, deren Waren wech-

selseitig für Kontrebande erklärt, auf der Grenze ergriffen und vernichtet werden.

Drittens: Wenn ein Unterthan einer der kontrahirenden Mächte zu der andern übergeht, so wird er auf die Emigrantenliste gesetzt und verliert sein Bürgerrecht.

Viertens: Den Bewohnern des Helikons wird streng untersagt, Linien oder Winkel zu machen, oder über die Quadratur des Zirkels zu raisonniren, und Göthe soll sich hinfort mit Newton nicht befassen. Hingegen sollen auch die Uferbewohner des Pactolus sich aller schöngeisterischen Werke enthalten, und Fichte soll keine Verse machen; denn der Reim ist nur für die Buchstaben, nicht für die Ziffern erfunden, und reimlose Gedichte sind oft ungereimte. Sie sollen auch nicht einmal über die Wohlthaten Gottes oder über die Leiden der Menschheit schreiben dürfen, denn beide sind zahllos und können folglich nicht mit Ziffern ausgedrückt werden.

Unter diesen Bedingungen erbieten wir uns zu nachbarlicher Freundschaft.

Unterzeichnet: A. B. C.

Der Maler Protogenes.

Die Künste haben sich heutzutage einer hohen Achtung zu erfreuen, doch schwerlich möchte jetzt ein Maler, der seine Kunststatt (die Deutschen sagen Atteline) in der Vorstadt einer belagerten Festung aufgeschlagen, sich einer sol-

chen Behandlung vom Feinde rühmen dürfen, wie Protogenes.

Sanft ruhe deine Asche, du ehrlicher guter Kraus! Auch du warst Künstler, und Bildner manches jungen Künstlers. In deinem schönen Berufe, und, man darf sagen, in der Liebe deiner Mitbürger, warst du grau geworden; aber Freuden, die du selber so gern schufst oder befördertest, flochten immer noch Rosen in dein Haar. Wo du die Thür eines Zimmers öffnetest, da erheiterten sich die Züge der Bewohner, und auch die Kinder freuten sich. Du lebtest gern mit deinen Freunden, lieber noch für sie, und immer für das Gute, für das Schöne, für das Fröhliche. Wer deinen Besuch erwartete, durfte nicht fragen: welche Laune wird Kraus heute mitbringen? Du warest dir immer gleich. Durch freundliches Wohlwollen gewannst du die Herzen, und, was du gewonnen, verlorst du nie wieder — du hast es ja noch! — Armer Greis! welch' ein Ende war dir beschieden! — welche Thränen mußten deine Freunde an deiner Gruft vergießen! —

Wohin verirre ich mich! vom Protogenes wollte ich dem Leser erzählen. Er war ohne Zweifel ein größerer Künstler als Kraus, schwerlich ein besserer Mensch. Kraus lebte in dem kleinen, unbefestigten Weimar, Protogenes in der Vorstadt des wohlbefestigten Rhodus, welches von Demetrius Poliorcetes, einem der Nachfolger Alexander des Großen, belagert wurde.

Poliorcetes ist ein prächtiger Zuname, denn er be-

deutet Städtebezwinger. Ob er auch eben so ehrenvoll als prächtig sei? das hängt wohl nur von den Ursachen ab, warum er die Städte bezwungen. Protogenes ließ durch das Kriegsgetümmel sich nicht stören; er verließ weder seine Wohnung noch seine Staffelei. Verwundert fragte Demetrius, wie er das wagen dürfe? — »Ich meine,« antwortete der Maler, »du führest gegen die Rhodiser Krieg und nicht gegen die Künste.«

Dem Feldherrn gefiel diese Zuversicht. Er gab ihm, was wir heutzutage eine Sauvegarde nennen, und Protogenes arbeitete ruhig fort. Sein Meisterwerk war Jalysus, das Gemälde eines Fabelhelden der Rhodiser. Sieben Jahre hatte er daran gearbeitet. Als Apelles es zum ersten Mal erblickte, blieb er lange sprachlos davor stehen. Endlich rief er aus: „Herrlich! bewundernswürdig! nur die Grazie mangelt ihm, durch die ich meine Werke bis zum Himmel erhebe!“ Man sieht, daß Apelles wenigstens eitler war als Protogenes.

So lange dieser an seinem Jalysus arbeitete, aß er, wie Plinius erzählt, nichts als gekochte Lupinen, um durch Mäßigkeit seinen Geist stets frei und munter zu erhalten. Dies Gemälde soll sogar, nach des Plinius Behauptung, Rhodus gerettet haben; denn, da es gerade an dem einzigen Orte aufgestellt gewesen, durch welchen Demetrius in die Stadt einbrechen konnte, so habe er lieber seiner Eroberung entsagen, als dies Meisterwerk der Kunst der Gefahr aussetzen wollen, vernichtet zu werden. Das wäre ein Triumph der Kunst. Allein Demetrius hatte

ganz andere Ursachen, die Belagerung aufzuheben. Indessen muß schon das an ihm bewundert werden, daß er das herrliche Gemälde nicht mit fortnahm. Die Römer befolgten darin eine andere Weise. Sie schleppten es nach Rom und stellten es im Friedenstempel auf, wo es noch zu des Plinius Zeiten zu schauen war, allein in dem großen Brande unterging, der diesen Tempel mit so vielen Kunst- und literarischen Schätzen verzehrte.

Besonders soll ein Hund auf diesem Gemälde die Bewunderung der Kenner erregt und dem Meister unendliche Mühe gemacht haben. Es kam darauf an, diesen Hund, nach einem langen Laufe, lechzend und mit Schaum vor dem Munde abzubilden. Protogenes bot seine ganze Kunst auf, aber nie gelang es ihm, wenigstens war er selber nie damit zufrieden. Endlich warf er in der Hitze den Pinsel auf das Gemälde, traf zufällig die Schnautze des Hundes, und siehe da, der Zufall schuf in Einem Augenblicke, was er Monate lang vergebens hervorzubringen getrachtet. Man muß bekennen, daß dergleichen Anekdoten keine große Idee von den Malern des Alterthums erwecken.

Protogenes soll zu lange an seinen Werken gekünstelt und gefeilt haben, ein Fehler, den Apelles ihm vorwarf, ob er gleich ihn sonst — doch vermuthlich erst nach dessen Tode — als seinen Meister betrachtete. Cicero sagte: »Man muß in allen Dingen wissen, wie weit man gehen darf, und mit Recht hat Apelles gewissen Malern vorgeworfen, daß sie nie aufzuhören verstünden.«

Diese Bemerkung hat sich in unsern Zeiten öfter auch

an Dichterwerken bestätigt, denn wir haben Ausgaben von berühmten Dichtern erhalten, denen, durch die sogenannte letzte Feile, manche Schönheit geraubt worden.

Das Erdbeben.

Das schreckliche Unglück, welches Eisenach betroffen, kann sehr wohl mit dem Erdbeben verglichen werden, welches einst Rhodus zerstörte, und auch den berühmten Koloß, eins der sieben Wunderwerke der Welt, zertrümmerte. Der Schade, den dieses Erdbeben an öffentlichen und Privatgebäuden anrichtete, belief sich auf unermeßliche Summen. Aber die Rhodiser waren glücklicher als die Eisenacher, denn es entstand ein unglaublicher Wetteifer zwischen den benachbarten Fürsten, die Spuren dieses Unglücks zu vertilgen. Die Könige von Sicilien, Hieron und Gelon, sandten mehr als hundert Talente, und verdoppelten diese Wohlthat noch durch eine zart empfundene Ehrenbezeugung; denn sie setzten auf ihren Markt zwei Bildsäulen, deren eine das Volk der Rhodiser, die andere das Volk der Syrakusaner vorstellte. Die letztere krönte die erstere, um, wie Polybius sagt, dadurch anzudeuten, daß die Syrakusaner sich geehrt hielten, ihren unglücklichen Brüdern helfen zu dürfen. Ptolomäus, der König von Egypten, schickte dreihundert Talente; eine Million Maß Weizen; Bauholz zu zwanzig Galeeren und zu einer Menge anderer Schiffe; endlich auch noch insbesondere dreitausend Talente, um den Koloß wieder herzustellen.

Eben so freigebig bewiesen sich Antigonus, Seleucus, Prusias, Mithridat, lauter benachbarte Könige, und die Städte wetteiferten mit ihnen. Ja, auch Privatpersonen drängten sich herzu, um Theil an diesem Ruhme zu nehmen; unter andern eine Dame, Chryseis, die ihren Namen (welcher Gold bedeutet) mit der That führte, denn sie allein schenkte hunderttausend Maß Weizen.

Rhodus wurde bald herrlicher als zuvor wieder aufgebauet, denn die Geschenke überstiegen den Verlust wohl fünffach. Nur den Koloß richteten die Rhodiser nicht wieder auf, unter dem Vorwand das delphische Orakel habe es ihnen verboten. Achthundert vierundneunzig Jahre blieb er liegen, ein Sinnbild des gestürzten Uebermuthes, bis der sechste Kalife der Sarazenen, Moawios, ihn an einen Juden verkaufte, der mit dem Metall neunhundert Kameele belud.

Möchten einst unsere Enkel von dem armen Eisenach erzählen können, was ich hier von dem reichen Rhodus erzählt habe.

Vertheidigung des Negersklavenhandels.

Bewahre mich Gott, daß ich ihn vertheidigen sollte! aber ein Schiffskapitain, Snelgrave, hat es gethan, denn er war selbst ein Sklavenhändler, und ich führe es nur an, um zu beweisen, daß nicht allein zu unsern, sondern zu allen Zeiten, das Böse, das Ungeheure warme

Vertheidiger gefunden. Dieser Ehrenmann stützt sich besonders auf drei Gründe.

Erstens, sagt er, sind die Sklaven sämmtlich Kriegsgefangene, die in ihrem Vaterlande auf die schrecklichste Weise würden hingerichtet werden, wenn man sie nicht an die Europäer verkaufen könnte. Folglich wird ihnen das Leben gerettet. (Aber die Negerfürsten würden selten oder nie Kriege führen, wenn es nicht geschehe, um den Sklavenmarkt mit frischer Ware zu versorgen. Aber die Gefangenen würden lieber sterben, als sich verkaufen lassen; das haben sie oft genug durch Selbstmord bewiesen.)

Zweitens werden die Sklaven in den Pflanzungen gewöhnlich (?) besser behandelt, als in ihrer Heimath, denn ihre Herren haben sie theuer erkauft, und folglich ein Interesse, sie nicht zu verlieren. (Woher kommt es denn aber, wenn die Sklaven in den Pflanzungen so gut behandelt werden, daß sie ihre Zungen niederschlucken, um sich zu tödten? — Und diese Herren hätten ein größeres Interesse das Leben dieser Unglücklichen zu erhalten, als in deren Heimath die Väter? die Mütter? die Brüder? die Freunde?)

Drittens: Dieser Handel habe die englischen Kolonien außerordentlich bereichert, folglich fänden sowohl die Sklavenhändler als die Sklaven selbst (?) ihren Vortheil dabei, und, wenn auch manches Uebel damit verknüpft sei, so könne man dasselbe auch von den trefflichsten Einrichtungen sagen. (Nun freilich, auf diese Weise läßt sich Alles vertheidigen. Der Straßenräuber zum Bei-

spiel, der einen Soldaten in seine Höhle führt und ihn zwingt, sein Mitgenosse zu werden, kann sagen: Danke Gott dafür! denn erstens würdest du doch im Kriege geblieben sein. Zweitens werde ich dir Braten zu essen geben, da du nur Kommisbrot gehabt hättest; und drittens werde ich mit deiner Hilfe mich sehr bereichern. Sollte es dir aber doch bei mir nicht recht gefallen, so bedenke, daß jeder Stand seine Beschwerden hat. — Jeder Eigennützige ist ein Sophist, trotz dem berühmten Gorgias.)

Schwänke.

Die jüngst erschienenen Gastronomiana enthalten eine Menge von lustigen Anekdoten und für die Leckermäuler sehr brauchbare Maximen. Zum Beispiel:

»Ein echtes Leckermaul hungert lieber, als daß es ein gutes Mittagsessen mit Uebereilung verzehrte.« —

»Der Käse ist das Konfekt der Zecher und Leckermäuler.«

»Es ist eine Beleidigung für den Wirth, wenn man einen Bissen auf dem Teller oder einen Tropfen im Glase läßt.«

»Manche erschrecken bei Tische, wenn ein Salzfaß umgeworfen wird, oder wenn der Gäste dreizehn sind. Das letztere ist nur dann bedenklich, wenn nicht mehr als für zwölf zu essen vorhanden ist, und das Umwerfen des Salzfasses nur dann schädlich, wenn es auf eine gute Schüssel fällt.«

Ein Prior der Karthäuser befand sich einst bei einem trefflichen Gastmahle von lauter Fastenspeisen. Er hatte große Lust, von einer Schüssel zu essen, die ihm sehr gerühmt wurde.

»Thun Sie es um Gotteswillen nicht!« sagte der fromme Bruder, der ihn begleitete, »ich bin in der Küche gewesen, und habe gesehen, daß man Butter daran gethan hat.«

»Ei zum Henker!« versetzte der Prior sehr verdrießlich, »was hatten Sie in der Küche zu thun?«

Ein Spaßvogel hat gesagt, daß die Pariser, wenn sie fortfahren, wie bisher, die Stunden der Mittagsmahlzeit immer weiter hinaus zu rücken, endlich am andern Morgen zu Mittag essen werden.

Bemerkung.

Es leben jederzeit eine Menge sehr gutmüthiger Menschen, die den frommen Indiern gleichen, welche bei Nacht weder Licht noch Feuer anzünden, damit kein Schmetterling oder keine Mücke hineinfliegen möge. Andere meinen, es wäre besser, daß einige hundert Mücken sich verbrennen, als daß es stockfinster bliebe.

Eine bedenkliche Frage.

Als der Herzog von Malborough gewissen Maßregeln eines neuen Ministeriums nicht beistimmen wollte, machten öffentliche Blätter ihm den Vorwurf, er handle undankbar gegen seine Königin und Wohlthäterin, und lösche dadurch alle seine erworbenen Verdienste aus, von welchen auch nicht eine Spur übrig bleibe. Denn — so hatte man die Unverschämtheit zu raisonniren — »ist die Königin dem Herzoge Dank schuldig? oder der Herzog der Königin? Ein Souverain ist dem Unterthan nie verpflichtet, und wenn dieser die glänzendsten Dienste geleistet hat, so hat er blos seine Schuldigkeit gethan.

Man vergaß, daß Malborough, als Pair von Großbritannien, auch Pflichten gegen sein Vaterland hatte. Wenn er im Konseil oder im Parlament in seinem Gewissen sich verbunden glaubte, dem Willen der Königin zu widersprechen, so mochte er wohl dadurch ihr Vertrauen, ihre Gnade verlieren; aber auch seine Verdienste? seine Tugenden? — ja, vielleicht in den Augen der zürnenden Souveraine, doch sicher nicht in denen der Mit- und Nachwelt.

Fürsten wird ohnehin oft der Vorwurf der Undankbarkeit gemacht. Wenn er gegründet ist, so theilen sie ihn doch nur mit dem ganzen menschlichen Geschlecht, denn bekanntlich ist der Mensch unter allen Thieren das undankbarste; ja sie haben noch eine Entschuldigung, die andern mangelt, denn sie finden stets Niederträchtige, die ihnen laut vorsagen: Nur die Macht, nicht die Tugend sei für

sie geschaffen. Zum Glück ist das Gift der Schmeichelei nicht immer tödtlich für die Tugend, denn wo gäbe es sonst noch einen tugendhaften Fürsten?

Die Helmstädter Theologen vor hundert Jahren.

Rapin Thoyras erzählt in seiner Geschichte Englands: »Ehe der Admiral Crac Sardinien und Minorca eroberte, hatte er noch die Ehre, die Prinzessin von Wolfenbüttel, die Braut Karl's III., nach Barcelona zu führen. Die Verschiedenheit der Religion schien ein unübersteigliches Hinderniß dieser Verbindung, und in der That erhoben sich manche Schwierigkeiten; allein die Helmstädter lutherischen Theologen räumten sie aus dem Wege. Sie versammelten sich nämlich am 28. April 1707 und entschieden: daß die Katholiken, was den Grund ihrer Lehre betrifft, in keinem Irrthum schweben, sondern daß man in der katholischen Religion sehr wohl selig werden könne.«

»Wozu denn so viel Lärm,« (ruft der Geschichtschreiber mit frommen Eifer aus) »so viel Blutvergießen um eine Religion zu reformiren, die im Grunde nicht irrig ist, und in der man selig werden kann? Was wird denn nun aus Luther's Anklage gegen die römische Kirche? u. s. w.«

Er würde ganz Recht haben, wenn die Helmstädter Theologen die ganze lutherische Gemeinde hätten repräsentiren können. Allein ihr Spruch — wie sie ihn wirklich gefällt haben — war offenbar nicht ihre Ueberzeugung,

sondern durch Umstände diktirt. Daß so etwas diktirt werden **darf**, ist freilich schlimm, geschieht aber oft; ohne daß es darum die Verständigen überzeugt. Nicht selten werden die Meinungen der Theologen durch noch weit armseligere Beweggründe bestimmt, als in Helmstädt der Fall sein mochte.

Ich erinnere mich eines Beispiels, das ich in meiner Jugend erlebt habe. Ein reicher, vornehmer Mann in * wollte seine Stieftochter heirathen. Sie liebte ihn nicht, allein ihre Verhältnisse gestatteten ihr auch nicht, ihn geradezu abzuweisen. Darum gab sie vor, sie hege Gewissensskrupel gegen eine solche Verbindung. Um diese zu heben, schrieb der verliebte Stiefvater an einige Universitäten (ich habe vergessen an welche) und bat sich ein theologisches Responsum aus. Es erfolgte, entsprach aber seinen Wünschen nicht. Nun schickte er dem berühmten **Semmler** hundert Dukaten, mit der Bitte, dem Fräulein zu beweisen, daß eine Verbindung mit dem Witwer ihrer Mutter Gott wohlgefällig sei. — Und **Semmler bewies es**, in einer weitläufigen, sehr gelehrten Deduktion, die ich selbst gelesen habe. Es mag sein, daß er seine wahre Ueberzeugung aussprach, allein dürfte man darum behaupten: die lutherische Kirche billige die Ehe zwischen Stiefvater und Stieftochter? — würde man es behaupten dürfen, wenn auch die Responsa der befragten Universitäten der Erwartung der Fragenden entsprochen hätten?

Die Einsiedlerinnen.

Die Memoiren der Mademoiselle de Montpensier enthalten unter andern einen interessanten Briefwechsel zwischen dieser Prinzessin und der Madame de Motteville, welcher beweiset, daß zu jener Zeit die Damen sich noch bisweilen mit ganz andern Dingen beschäftigten als heutzutage. Eines Abends unterhielten sich beide über das ruhige, glückliche Leben, welches man, fern vom Hofe, in der Einsamkeit führen könne, recht als ob sie Zimmermann's Buch von der Einsamkeit gelesen hätten. »Diese Unterhaltung,« so erzählt die Prinzessin, »gab der Moral ein weites Feld, besonders wenn man das Christenthum ein wenig hinein mischte, und wir würden uns nicht so bald getrennt haben, wenn die Königin nicht eben in die Komödie gegangen wäre. Ich spazirte noch ganz allein am Meeresufer und durchdachte den Plan, den ein echter Einsiedler befolgen müßte. Vor allen Dingen sollten es nicht etwa Leute sein, die bei Hofe in Ungnade gefallen.«

Kurz, sie ging schnell nach Hause und schrieb einen Brief von drei Bogen über diesen Gegenstand an Frau von Motteville. Diese schreibselige Dame versäumte nicht darauf zu antworten; die Korrespondenz wurde ein paar Jahre hindurch fortgesetzt, und die Prinzessin sagt: wenn man die Briefe alle gesammelt hätte, so würden sie einen dicken Band gefüllt haben. »Sie ist sehr gelehrt« (nämlich Frau von Motteville), »was sie mir schrieb, war vor-

trefflich. Wir mischten italienisch und spanisch darin; wir citirten die heilige Schrift und die Kirchenväter, dann wieder Fragmente aus Dichtern." (Es mag ein allerliebstes Ragout gewesen sein.)

Man wird neugierig sein zu erfahren, welchen Plan zwei Damen an einem der glänzendsten Höfe sich für ein glückliches Leben in der Einsamkeit entwarfen. Die erste Bedingung, welche die Prinzessin festsetzte, war, wie schon erwähnt, daß man nicht etwa deswegen der großen Welt den Rücken kehren solle, weil sie uns den Rücken gekehrt, sondern blos aus inniger Ueberzeugung von ihrer Nichtigkeit.

Verheirathete Personen sollten aus der einsamen Republik verbannt, nur Verwitwete oder Hagestolzen zugelassen werden. Zur Gründung dieser langweiligen Kolonie wählte sie die Ufer der Seine oder der Loire, wenn nicht etwa andere das Meeresufer vorzögen. Sie selber liebte das Wasser nicht, und wollte Fluß oder Meer lieber in einiger Entfernung sehen. Ihre Hütte baute sie dicht an einen großen Wald, wo man kaum in der Mittagsstunde die Sonne erblickte. Inwendig sollte diese Wohnung sehr reinlich und bequem, aber ohne allen Prunk sein, von Gärten umringt, in denen die herrlichsten Früchte wüchsen. Jeder Kolonist mochte nach Gefallen sich anbauen wo es ihm beliebte, denn Platz gab es da genug. Die Einbildungskraft der Prinzessin schuf große, von Quellen durchschnittene Wiesen. Man gab sich Besuche zu Pferde, zu Wagen, zu Fuß. Die Hauptbeschäftigung sollte sein,

Wohnung und Garten wohl einzurichten und zu erhalten. Thätige Mitglieder mochten zeichnen, malen, oder sonst mit etwas dergleichen sich beschäftigen, und die Faulen sollten gehalten sein, den Thätigen bei ihrer Arbeit vorzuschwatzen. Jeder würde seine Bibliothek besitzen. Alle neue Bücher und Verse wurden verschrieben; Tonkünstler durften sich auf allen Instrumenten üben. Zur körperlichen Bewegung gab es einen Platz für das Ballspiel mitten im Walde.

Als ein unschuldiges Vergnügen schlug die Prinzessin auch noch vor, bisweilen auf den schönen Wiesen die Schafe zu hüten, mit dem Hirtenstabe in der Hand und dem Schäferhute auf dem Kopfe. Dann wollte man im Grünen ein ländliches Mahl bereiten und so den Roman der Astrea spielen, die Liebe ausgenommen, die sie in keinerlei Gestalt zuließ. Hingegen durfte man als Schäferin die Kühe melken nnd Käse machen.

In ihren Wald versetzte sie auch noch ein Karmeliter-Nonnenkloster, weil die heilige Therese verordnet habe, daß diese Nonnen Einsiedlerinnen sein sollten. Die Kirche dieses Klosters wurde zum Gebet bestimmt. Sonder Zweifel würden sich auch große geistliche Redner unter den Kolonisten befinden, deren Predigten man nach Gefallen oft oder selten mit anhören könne. Endlich wollte sie auch noch ein Hospital gründen zu Verpflegung der Kranken und um arme Kinder in Handwerken zu unterrichten.

Madame de Motteville war in ihrer Antwort freigebig im Lobe dieses romantischen Planes, nur meinte sie,

eine Einsiedelei, wo man zu Roß und Wagen Besuche gebe, und zum Spaß die Schafe hütete, sei mehr für eine Prinzessin als für eine Schäferin geeignet. Sie wollte kleine Hütten, aus welchen nicht blos aller Prunk verbannt wäre, sondern in denen man nur das Nothdürftigste fände. Die Bibliotheken sollten blos solche Bücher enthalten, aus denen die Hirtenkolonie Lebensweisheit lernen könnte. Einige wenige Bedienten sollten geduldet werden, und bei schlechtem Wetter die Schafe hüten. Die Liebe, oder vielmehr die Galanterie aus der Einsiedelei zu verbannen, hielt sie für ganz Recht, nur sei zu fürchten, daß dieses Gesetz nicht sehr streng beobachtet werden, und man doch endlich genöthigt sein würde, jenen allgemeinen Irrthum gelten zu lassen, den eine alte Gewohnheit rechtmäßig gemacht hat, und den man Ehestand zu nennen pflegt.

Ueber diese Ketzerei der Frau von Motteville äußerte die Prinzessin in ihrem zweiten Briefe ein unwilliges Erstaunen. Da sie sich als Fürstin und Gesetzgeberin der Einsiedelei betrachtet, und dem Ehestande ewigen Haß geschworen hat, so meint sie, könne man sich schon nach ihr richten, und beruft sich auf das Dorf Randan in Auvergne, wo sich nie eine Frau, wenn sie auch noch so jung Witwe geworden, zum zweiten Mal verheirathe, blos weil es der verwitweten Gräfin Randan nicht beliebte, ein zweites Eheband zu knüpfen. Leute, die das Heirathen durchaus nicht lassen könnten, möchten lieber die Einsiedelei ver-

lassen, ehe sie dieselbe durch solche, der menschlichen Natur leider anklebenden Schwächen entweihten. Sie schließt mit der Bemerkung, nur der Ehestand habe den Männern die Superiorität über die Weiber verschafft, und man nenne das schöne Geschlecht nur darum das schwache, weil es diesen Fesseln sich unterworfen habe. »Wir wollen uns dieser Sklaverei entreißen. Es soll wenigstens einen Winkel auf Erden geben, wo die Weiber Herren ihrer selbst sind. Künftige Jahrhunderte werden uns preisen, und wir durch solch ein zeitliches Leben das ewige gewinnen.«

Madame de Motteville stimmt der Heldin so ziemlich bei. »Der kleine, boshafte Gott,« sagt sie, »ist Schuld, daß die Männer die grausamsten Feinde des schönen Geschlechts geworden sind, denn am ärgsten spielen sie uns mit, wenn sie geliebt werden.« Indessen bleibt sie doch immer dabei, das Heirathen müsse den Einsiedlern verstattet werden. Die menschliche Schwäche sei nun einmal unheilbar; die Fürstin dieser Republik solle nicht Engeln sondern Menschen gebieten, und wo Hymen nicht erscheinen dürfe, werde Amor sich einschleichen.

Es ist in der That drollig, eine solche Unterhaltung zweier geistreichen Damen zu belauschen. Natürlich wurde nichts ausgemacht. Die Schäferinnen blieben am Hofe, und daß es der Prinzessin mit ihrem Abscheu vor der Liebe auch kein ganzer Ernst war, möge die folgende Erzählung beweisen.

Die Liebesgeschichte der Mademoiselle de Montpensier und des Herrn von Lanzan.

Ein Zufall weckte in dem Grafen Lanzan den ersten kühnen Gedanken an diese Liebe. Er befand sich in einer Gesellschaft, wo die Rede davon war, daß man die Prinzessin vielleicht bald vermählen würde. Da wandte sich einer der Anwesenden zu ihm mit den Worten: »und Sie, mein lieber Graf, warum vergessen Sie sich selbst bei einer so herrlichen Gelegenheit?"

Er stutzte und antwortete bescheiden, ein so verwegener Gedanke sei ihm noch nie in den Sinn gekommen. Indessen hatten jene hingeworfene Worte doch einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Er bewegte sie lange in seinem Herzen, und beschloß endlich, den Versuch zu wagen. Er fing damit an, seine Aufmerksamkeit für die Prinzessin zu verdoppeln, unterhielt sie jedoch anfangs nur von seiner tiefen Ehrfurcht und von Neuigkeiten. Als ein kluger Mann wußte er alle diese Gemeinplätze durch seinen Geist zu würzen. Die Prinzessin hörte ihm gern zu, das war sichtbar und gab ihm Muth. Er fügte sich in alle ihre Launen, ihr Geschmack wurde der seinige. Er wagte schon, über ihre Verhältnisse bei Hofe ihr Rathschläge zu ertheilen. Unter andern rieth er ihr, einen Vertrauten zu wählen, auf den sie sich ganz verlassen dürfe.

»Wo werde ich einen solchen finden?" fragte die Prin-

zessin lächelnd. Er gab zu verstehen, daß sie auf ihn Felsen bauen könne. Sie schwankte noch einige Zeit, dann beglückte sie ihn durch die Zusicherung, daß sie ihn zum Vertrauten wähle.

Nun that er einen Schritt weiter. Er bat sie nämlich eines Tages — da sie doch gewiß sich bald vermählen werde — ihn zuerst davon zu unterrichten, wenn ihre Wahl entschieden sei, damit er (so fügte er seufzend hinzu) der erste sein möge, der ihres Glücks sich freuen könne. Die Prinzessin versprach es.

Aber wann? rief Lanzan mit ungewöhnlichem Feuer. Die Prinzessin antwortete lächelnd: »In drei Monaten.« Er nannte das drei Ewigkeiten, fügte sich aber ehrerbietig in ihren Willen.

Als der letzte Tag der bestimmten drei Monate angebrochen war, erinnerte er sie an ihr Versprechen. »Wie?« sagte sie, »sind die drei Monate schon verflossen?«

»Drei Jahre sind verflossen!« deklamirte er.

»Und wozu wird mein Bekenntniß Ihnen nützen?«

»Es wird mich zum glücklichsten Menschen auf Gottes Erdboden machen!«

»Wohlan, ich werde es Ihnen heute Abend sagen.«

»Aber wie?«

»Ich werde es auf eine Scheibe an eines meiner Fenster schreiben.«

»Und der erste, der diesem Fenster sich näherte, würde es früher wissen als ich!«

»Wie soll ich es denn anfangen? sagen kann ich es

nicht. Ich werde es auf einen Zettel schreiben, und diesen heute Abend Ihnen einhändigen.»

Die Prinzessin erschien am Abend im Louvre. Kaum erblickte sie der Graf, als er hastig um den Zettel sie mahnte.

»Hier ist er,» sagte sie, indem sie ihn wohl versiegelt aus ihrem Busen zog, »doch öffnen Sie ihn nicht eher als nach Mitternacht, denn heute ist Freitag, und ich habe oft bemerkt, daß dieser Tag für mich von böser Vorbedeutung ist.»

Es sei schrecklich, meinte der Graf, ihm sein Glück in die Hände zu geben, und zu verlangen, daß er noch zögern solle es zu erfahren. Es schlug eilf. Er hielt, während der folgenden Stunde, beständig die Uhr in der Hand, und kaum war der Zeiger bis zur zwölften Stunde vorgerückt, als er der Prinzessin die Uhr zeigte. »Ich habe Ihren Befehl treulich erfüllt. Darf ich nun?»

»Noch eine Viertelstunde.»

Betrübt zog er sich zurück. Auch die Viertelstunde war endlich vorüber geschlichen. »Darf ich nun?»

»Ja,» war die Antwort, »gehen Sie, lesen Sie, und morgen sprechen wir mehr davon.»

Er flog nach Hause, er riß den Zettel auf, und fand, was er ohnehin zu finden vermuthen konnte — seinen eigenen Namen. War es Ernst oder Spott? Dieser Zweifel quälte ihn noch die lange Nacht hindurch. Auf jeden Fall hielt er für rathsam, sich zu stellen, als glaube er das letz-

tere. Der Morgen kam. Mit bleichem Antlitz trat er in das Zimmer der Prinzessin.

»Wie?« rief sie aus, »gestern schienen Sie noch der glücklichste Mensch auf der Welt, und heute so niedergeschlagen?«

»Der Schmerz, mich verspottet zu sehen —«

Die gute Prinzessin war genöthigt, ihm die deutlichsten Proben ihrer Liebe zu geben, und nun stürzte er zu ihren Füßen und schwamm in Wonne.

Es fehlte nichts weiter zu seinem Glücke, als die Einwilligung des Königs. Schüchtern suchte er die Gelegenheit, davon zu sprechen. Eines Tages, als er den König von Mademoiselle de Montpensier unterhielt, sagte dieser lächelnd: »Es kommt mir vor, mein lieber Lanzan, als ob du bei meiner Cousine einen Stein im Brete hättest?«

„Sire!« antwortete Lanzan, »ich schmeichle mir, so gut bei ihr zu stehen, daß es nur von Ew. Majestät abhängen würde, mich unaussprechlich glücklich zu machen.«

Frau von Montespan, die gegenwärtig und ihm geneigt war, legte auch ein gutes Wort für ihn ein, und der König sagte: »In Gottes Namen, Lanzan, ich will dir nicht entgegen sein. Versuche dein Glück. Ich verspreche dir meinen Beistand.«

Lanzan flog zu der Prinzessin, um diese frohe Neuigkeit ihr mitzutheilen, und sie, die einst den Ehestand aus ihrer Einsiedler-Kolonie ganz verbannen wollte, die von der Liebe mit so tiefer Verachtung sprach, war jetzt außer sich vor Freuden, daß der König ihr verstatten wolle, Hy-

mens Fesseln anzulegen und aus lauter Liebe sich zu mesalliiren. Sie begab sich nun selber zum Könige und vernahm aus seinem Munde die Bestätigung ihres Glücks. Allein kaum war die Sache ruchbar geworden, als die Prinzen und Prinzessinnen vom Geblüte Himmel und Erde bewegten, um sie zu hintertreiben, und den König so lange bestürmten, bis auch er endlich seine Meinung änderte.

Eines Abends ließ er Mademoiselle in den Louvre einladen, und kündigte ihr ziemlich verlegen unter tausend Entschuldigungen an, daß er sein Wort zurückziehen müsse. Sie stand eine Weile erstarrt und betäubt. Die ersten Worte, die sie hervorstammelte, waren: »und was soll aus Lanzan werden?«

»Er soll mit mir zufrieden sein,« antwortete der König.

»Und was soll aus mir werden?«

Der König zuckte die Achseln und schwieg. So endete eine Liebesgeschichte, die am französischen Hofe, und, nach der Behauptung des Erzählers, auch an fremden Höfen viel Lärm und großes Aufsehen gemacht hatte. Die Prinzessin selber erzählt in ihren Memoiren die meisten hier mitgetheilten Umstände, wiewohl bisweilen etwas verschieden. Es wäre nicht zu verwundern gewesen, wenn sie, nach dieser Begebenheit, ihr einsiedlerisches Reich wirklich errichtet hätte.

Noch eine andere Unterhaltung werde hier erwähnt; die damals durch Mademoiselle de Montpensier und zwei ihrer Freundinnen außerordentlich in die Mode kam. Man

schrieb nämlich Portraits und ließ dann errathen, wen sie vorstellen sollten. Die Prinzessin schrieb ihr eigenes in einer Viertelstunde. Ob es gut getroffen war, darf bezweifelt werden. Es ist ein anderes, wenn ein Maler sich aus dem Spiegel, der vor ihm hängt, oder nur aus seinem eigenen Seelenspiegel malen soll, der selten das Bild treu zurück wirft. Sie hat auch noch eine Menge andere Portraits geschrieben, die ihr besser gerathen sein mögen. Wenigstens brachte sie diese Unterhaltung so in Aufnahme, daß es in ganz Paris von ähnlichen Portraits wimmelte.

Warum hört man in Deutschland so selten von Zeitvertreib?

Fast scheint es, als wären unsere Damen weniger geistreich — oder zu träge — oder zu sehr mit ausländischer Bildung beschäftigt — oder — als hätten sie den Anblick ihrer getroffenen Portraits zu scheuen.

Milton's Gestalt.

Zwei englische Maler, Richardson, Vater und Sohn, gaben vor vielen Jahren Bemerkungen über Milton's verlornes Paradies heraus und fügten dessen Lebensbeschreibung hinzu. In dieser bedienten sie sich einer seltsamen Wendung, um seine Gestalt zu bezeichnen. »Er war,« so heißt es, »eher von mittler Größe als klein zu nennen, und wohl proportionirt. Er war — nein, er war weder kurz noch dick, aber er würde beides gewesen sein, wenn er ein wenig kürzer und ein wenig dicker gewesen wäre.

Im Original klingt das noch drolliger: He was rather a middle siz'd than a little man and well proportion'd: latterly he was — no, not short and thick, but he would have been so, had he been something shorter and thicker than he was.

Anekdoten von Gelehrten.

Der Kanzler Düprat ließ durch einen Parlamentsspruch die Privilegien der medizinischen Fakultät zu Montpellier vernichten. Rabelais beschloß zu versuchen, ob er durch seine Beredsamkeit den Kanzler vermögen könne, den Spruch zu widerrufen. Aber wie sollte er zu ihm gelangen? es war nicht leicht, eine Audienz zu erhalten, am wenigsten in dieser Sache. Rabelais fiel auf ein Mittel, dessen sich freilich nur selten ein Supplikant zu bedienen im Stande ist. Er redete den Schweizer vor des Kanzlers Palast in lateinischer Sprache an. Dieser schickte sogleich nach einem Sekretär, welcher lateinisch verstand, aber zu dem sprach Rabelais griechisch, und als ein anderer, der griechischen Sprache kundiger Mann gerufen wurde, ließ er sich hebräisch vernehmen. So flossen nach und nach eine Menge alter Sprachen ihm geläufig von den Lippen. Das ganze Haus kam in Bewegung. Dem Kanzler wurde gemeldet, draußen stehe ein Mann, der mit Pfingstzungen rede. Man ließ ihn herein treten, und nun sprach er mit so männlicher Beredsamkeit für die Rechte seiner Fakultät, daß er den Kanzler gewann und seinen

Zweck erreichte. Darum wurde, noch lange nach seinem Tode, sein Doktormantel zu Montpellier in großen Ehren gehalten, und wer daselbst die Doktorwürde erlangte, trug an diesem Ehrentage Rabelais Mantel.

* * *

Galilei erzählt, er habe einen Mann gekannt, der ein so eifriger Verehrer des Aristoteles gewesen, daß, als ihm einst ein berühmter Anatom bei Zerlegung eines menschlichen Körpers zeigte, wie die Nerven aus dem Gehirn in das Rückenmark und von da im ganzen Körper sich verbreiten und mit dem Herzen nur durch ein kleines Netz zusammenhängen, er verwundert ausrief: »Es ist wahr, Sie haben mir das klar bewiesen, und wenn Aristoteles nicht anderer Meinung wäre, so würde ich Ihnen glauben.« Galilei würde solcher Beispiele in unsern Tagen bei hunderten erzählen können, denn was ist häufiger, als Nachbeterei den fünf Sinnen zum Trotz?

* * *

Ein Neffe von La Motte untersuchte die Papiere seines verstorbenen Oheims, und fand unter andern einen Zettel, auf dem geschrieben stand: »Heute habe ich ein englisches Trauerspiel gelesen, wo zwei kleine Kinder ein sehr lebhaftes Interesse erregen. Ich werde das gelegentlich für die französische Bühne erfinden.« — Bald darauf verfertigte er sein Ines de Castro. — Wie manches ist schon auf diese Weise von den Franzosen erfunden worden!

* * *

Als Casaubonus zum ersten Mal in die Sorbonne eingeführt wurde, sagte man zu ihm mit großem Gepränge: »Sie betreten hier einen Saal, in welchem schon seit vierhundert Jahren disputirt wird.»

»Und was ist ausgemacht worden?» fragte Casaubonus. — Wollte Gott, man könnte diese Frage nur an die Sorbonne richten!

* * *

Reiche Schriftsteller — deren es freilich in Deutschland wenige gibt, weil da nur die Nachdrucker reich werden — mögen folgendes Beispiel zu Herzen nehmen: Balzac schickte seinen Bedienten zu Voitare, und ließ ihn um vier hundert Thaler bitten, ihm auch zugleich seinen Wechsel über diese Summe einhändigen. Voitare zählte das Geld auf, nahm den Wechsel und schrieb darunter: „Ich Endes Unterzeichneter bekenne, daß ich meinem Freunde Balzac acht hundert Thaler schuldig bin, für das Vergnügen, welches er mir gemacht hat, ihm vier hundert leihen zu dürfen.»

Man hat mit Recht behauptet, daß dieser Wechsel Voitare mehr Ehre macht, als seine schönsten Briefe.

* * *

Der Dichter Rotrou verwaltete eben ein obrigkeitliches Amt zu Dreux, als diese Stadt von einer pestartigen Krankheit heimgesucht wurde. Seine Pariser Freunde baten ihn, sein Leben in Sicherheit zu setzen; allein er schrieb, das könne er vor seinem Gewissen nicht verantworten, da zu Erhaltung der guten Ordnung seine Gegenwart vonnöthen

sei. Er schloß seinen Brief mit den Worten: »Freilich ist die Gefahr groß, denn in dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, läuten die Glocken für den zwei und zwanzigsten Todten, der heute hingerafft worden. Sie werden auch für mich läuten, wenn es Gott gefällt.«

* * *

Moliere hatte sich gerade mit Racine überworfen, als sein Misanthrop zum ersten Male gespielt wurde. Ein Schmeichler glaubte dem letztern ein großes Vergnügen zu machen, indem er ihm hastig die Neuigkeit zutrug: das Stück sei gefallen, es sei schlecht, es sei erbärmlich! Racine könne ihm das auf's Wort glauben, denn er sei gegenwärtig gewesen. — »Und ich,« erwiederte Racine kalt, »ich bin nicht gegenwärtig gewesen und glaube es doch nicht, weil Moliere unmöglich ein schlechtes Stück machen kann.«

Leider finden sich solche Beispiele nur unter den Franzosen. Einem deutschen Racine würde der Schmeichler in der That ein großes Vergnügen gemacht haben. Man muß bekennen, und der Herausgeber ist selber öfter Zeuge davon gewesen, daß die französischen Schriftsteller, auch wenn sie einander nicht leiden mögen, sich gewöhnlich mit einer Zartheit behandeln, die den deutschen fremd ist.

* * *

Es gab vor Zeiten einen Gastwirth in Paris — jetzt würde man ihn Restaurateur nennen — bei dem sich die berühmtesten schönen Geister zu versammeln pflegten. Auch geistreiche Höflinge mischten sich gern darunter. Alle diese Herren hatten ein eigenes Zimmer, welches für Niemanden

sonst geöffnet wurde. Hier lag beständig ein Exemplar von Chapelain's Pucelle auf dem Tische, und wenn Jemand von der Gesellschaft einen Fehler gegen die Sprache beging, oder albern raisonnirte, absprechend urtheilte, so wurde ihm durch Mehrheit der Stimmen eine Strafe diktirt. Die gewöhnlichste bestand darin, daß er zehn bis zwanzig Verse aus dieser Pucelle lesen mußte; aber nur wenn er es sehr arg gemacht hatte, wurde ihm eine ganze Seite zu lesen auferlegt.

Vor einiger Zeit wollte eine Versammlung von deutschen guten Köpfen diese spaßhafte Kriminal-Justiz nachahmen, und es wurde beschlossen, daß in der nächsten Sitzung jedes Mitglied diejenigen Bücher mitbringen sollte, deren Lesen er zur Bestrafung am geeignetsten hielte. Aber hilf Himmel! welch eine Bibliothek kam da zusammen! Manche hatten ganze Schiebkarren voll vor sich her geschickt. Die Wahl war verzweifelt schwer. Die Stimmen theilten sich zwischen Alarcos, Lacrymas, Attila, Wanda, und sogar aus den Qualverwandtschaften wurden manche Blätter in Vorschlag gebracht. Endlich gelang es dem Präsidenten der Versammlung die Stimmen zu vereinigen. Oken's Schriften wurden sauber gebunden auf den Tisch gelegt.

* * *

Der Chevalier de Rohan hatte ein Staatsverbrechen begangen, und Ludwig XIV. weigerte sich standhaft, ihn zu begnadigen, so sehr man auch von allen Seiten ihn darum bat. Eines Tages während dieser Zeit sah er das Trauer-

spiel Cinna aufführen, und wurde dadurch so tief bewegt, daß er nachher bekannte, wenn Jemand diesen Augenblick ergriffen hätte, um die Bitte zu wiederholen, er würde nicht widerstanden haben. — Allein war es nicht traurig, daß ein tiefbewegter König erst noch gebeten werden sollte, um die gnädige Empfindung in eine gnädige Handlung zu verwandeln? — heißt das nicht einem Armen, dessen Anblick rührt, blos darum kein Almosen geben, weil er nicht bettelt? — Es scheint, Ludwig XIV. würde, um seiner Ehre willen, besser gethan haben, wenn er seine gnädige Aufwallung ganz verschwiegen hätte.

* * *

Wenn die Großen im Sommer auf ihre Güter gehen, weil es so gebräuchlich ist, so pflegen sie dort nicht selten sich zu langweilen. Das wußte der Herzog von Brissac, und darum wollte er einst, bei einer ähnlichen Gelegenheit, den Dichter Chapelle mitnehmen, überredete ihn auch wirklich dazu. Bis Angers fuhren sie zusammen und wollten da übernachten. Es war noch ziemlich früh. Chapelle hatte einen Freund daselbst, den er zu besuchen ging und bei dem er auch zu Abend speiste. Als der Herzog am andern Morgen seine Reise fortsetzen wollte, erklärte ihm der Dichter ganz trocken, er könne nicht die Ehre haben, ihn ferner zu begleiten.

Warum nicht? — Chapelle hatte auf seines Freundes Tische den Plutarch gefunden, ihn aufgeschlagen, und war zufällig auf die Worte gestoßen: Wer den Großen folgt, wird Knecht.

„Aber mein Gott!“ sagte der Herzog, „ich behandle Sie ja als meinen Freund? Sie werden bei mir zu Hause sein.“ — Vergebens! — Chapelle antwortete immer: „Es ist nicht meine Schuld, Plutarch hat es gesagt.“

* * *

Derselbe Dichter speiste eines Tages ganz allein mit einem Herzog und Marschall von Frankreich. Sie zechten wacker, und, nachdem ihnen der Wein etwas zu Kopfe gestiegen war, fingen sie an, mit lallenden Zungen sehr ernsthafte Beobachtungen über das menschliche Elend in diesem Leben, und über die Ungewißheit eines künftigen Lebens anzustellen. Sie kamen Beide darin überein, daß man fromm sein müsse; nur fanden sie es schwer, viele Jahre hinter einander wahrhaft christlich zu leben, und priesen die Märtyrer glücklich, die durch kurze Leiden den Himmel errungen hatten.

Plötzlich fiel es Chapelle ein, daß sie Beide sehr wohl thun würden, in die Türkei zu gehen und dort die christliche Religion zu predigen. „Man wird uns beim Kragen nehmen,“ sagte er, „man wird uns vor den Pascha führen; ich werde ihm trotzig antworten, Sie auch; man wird mich spießen, Sie auch, und so sind wir auf Einmal im Paradiese.“

Der Marschall nahm es übel, daß Chapelle sich immer zuerst nannte. „So ein Herrchen, wie Sie,“ sagte er, „sollte nicht vergessen, daß ich Herzog und Marschall von Frankreich bin. Ich werde mit dem Pascha reden, mich wird man zuerst spießen!“

„Ich frage den Henker nach Ihrem Herzog," lallte Chapelle. Paff! warf ihm der Herzog einen Teller in's Gesicht. Paff! schleuderte Chapelle die ganze Schüssel gegen seinen vornehmen Wirth. Die Gläser, die Bouteillen flogen hin und her. Schon griffen beide nach ihren Stühlen, als Leute herzustürzten und sie aus einander brachten. Jedermann war neugierig, die Veranlassung des Kampfes zu wissen, und das Erstaunen verwandelte sich in Lachen, als man vernahm, es werde um die Ehre gekämpft, zuerst gespießt zu werden.

* * *

Benserade erfuhr, daß eine alte, reiche Witwe Tages zuvor gestorben sei. „Schade!" sagte er, „vorgestern war sie eine gute Partie."

* * *

Menage wollte durchaus Moreri's historisches Wörterbuch nicht lesen. „Ich habe ein all zu gutes Gedächtniß," sagte er, „und fürchte, die Fehler zu behalten, von denen es wimmelt."

* * *

Lafontaine's arme Witwe sollte einige öffentliche Auflagen bezahlen. Es fiel ihr schwer. Da schrieb Herr von Armenonville, damals Gouverneur von Soissons, an seinen Stellvertreter: Künftig soll Lafontaine's Familie von allen Auflagen befreit sein. Die Nachfolger des Mannes, der des liebenswürdigen Dichters Andenken so schön ehrte, beeiferten sich, es ihm gleich zu thun, und das Schreiben des Herrn von Armenonville wurde von Lafontaine's Nach-

kommen heilig aufbewahrt. Ob es ihnen auch jetzt noch von einigem Nutzen sein möge, ist unbekannt.

* * *

Es gibt ein Mittel, beißige Kritiker zu gewinnen, das freilich nicht in eines Jedem Gewalt ist. Boileau hatte einem gewissen Boursault sehr übel mitgespielt. Bald darauf mußte er, um seiner Gesundheit willen, zu den Mineralwassern von Bourbon reisen, in welcher Gegend Boursault Steuereinnehmer war. Die Kur zog sich in die Länge, Boileau kam an Gelde zu kurz. Boursault erfuhr das zufällig, eilte zu ihm und brachte ihm zweihundert Louisd'or, wodurch der Kritiker so überrascht und gerührt wurde, daß er dem großmüthigen Manne die wärmste Freundschaft schwur. Ob er ihn nun auch lobte, weiß ich nicht. Wenigstens hätte ein Deutscher es gethan, und weit wohlfeiler als um zweihundert Louisd'or; das möge z. B. folgendes Geschichtchen lehren:

Als ich vor mehreren Jahren noch Herausgeber des Freimüthigen war, erschien bei Lagarde in Berlin der Strom der Zeiten, eine sehr wohl ersonnene und gut ausgeführte, bildliche Darstellung der Weltgeschichte. Das Blatt lag auf meinem Tische, als ein berüchtigter Recensent mich besuchte. Er warf einen Blick darauf, und als er hörte, der Verleger habe mir dies Exemplar geschenkt, um das Werk im Freimüthigen anzuzeigen, auch werde ich das lobend thun, weil es mir gefalle; da rümpfte er die Nase, erklärte es für ein gewöhnliches und noch dazu sehr über-

flüssiges Machwerk, nannte mir einige Verfasser von historischen Tabellen, die weit vorzüglicher wären; kurz, ich konnte nicht anders vermuthen, als daß es dem armen Strome der Zeiten, in dem Blatte, für welches der Herr Recensent arbeitete, sehr übel ergehen würde. Ich hatte mich geirrt, denn nach wenigen Tagen las ich mit Erstaunen sein freigebiges Lob. Das war mir so lange unerklärbar, bis ich meinen Gegenbesuch bei ihm machte. Siehe da lag der Strom der Zeiten gleichfalls auf dem Tische — der Verleger hatte ihm auch ein Exemplar geschenkt, und dadurch plötzlich bei ihm eine andere Ansicht bewirkt. — Armes Publikum! so wirst du geäfft. — Dummes Publikum! warum lässest du dich so äffen? Unter hundert Recensionen, die du liesest, werden selten mehr als ein paar ganz unbefangen sein.

* * *

Der berühmte Bayle gehörte zu den Flüchtlingen, die um der Religion willen Frankreich verließen. Den Gesetzen nach war, aus dieser Ursache, sein Testament in seinem Vaterlande ungiltig. Allein das Parlament von Toulouse ehrte den seltenen Mann, und noch mehr sich selbst, indem es bei ihm eine Ausnahme machte, und sein Testament für giltig erklärte.

* * *

Peter und Thomas Corneille, Brüder, waren aus der Normandie gebürtig. Dort heiratheten sie auch zwei Schwestern, zwischen denen dieselbe Verschiedenheit des Alters wie bei ihren Männern Statt fand. Aus beiden

Ehen wurde eine ganz gleiche Zahl von Kindern erzeugt. Beide Paare wohnten in Einem Hause, speisten an Einem Tische, hatten einerlei Bedienten. Das währte länger als fünf und zwanzig Jahre, und noch hatten die Brüder nicht daran gedacht, das Vermögen ihrer Frauen zu theilen. Erst als Peter Corneille starb, mußte die Theilung vor sich gehen.

* * *

Als Boileau erfuhr, er sei zum Historiographen des Königs mit einem ansehnlichen Gehalte ernannt worden, sagte er lachend: »Man hat mir mit Stockschlägen gedroht, so lange ich Satyren schrieb, die ich doch so ziemlich zu schreiben verstehe; jetzt gibt man mir eine Pension, um Geschichte zu schreiben, die ich nicht zu schreiben verstehe.«

* * *

Der Pater Hardouin hegte die seltsame Meinung, daß fast alle Werke der griechischen und lateinischen Schriftsteller untergeschoben, und erst im zwölften und vierzehnten Jahrhundert von Mönchen geschrieben wären. Boileau sagte: »Ich weiß nicht, ob der Pater Hardouin Recht hat, aber das weiß ich wohl, daß ich, in diesem Falle, wohl mit dem Bruder Horaz, dem Pater Virgil und ihres Gleichen gelebt haben möchte.«

* * *

Als, nach Türenne's Tode, Ludwig XIV. acht Marschälle von Frankreich auf Einmal machte, sagte Boileau: »Der König hat sein Goldstück in kleine Münze umgesetzt.«

* * *

Dieser Satyriker pflegte zwischen einfachem und doppelten Galimathias zu unterscheiden. Einfach nannte er den, wo der Verfasser sich selber verstanden hat, der Leser ihn aber nicht versteht; doppelt hingegen den, wo der Verfasser selber nicht weiß, was er eigentlich hat sagen wollen. Als Beispiel des Letztern citirte er folgende Zeilen aus dem Trauerspiel des großen Corneille, Titus und Berenice:

Faut-il mourir, Madame, et si proche du terme?
Votre illustre inconstance est-elle encor si ferme,
Que les restes d'un feu, que j'avois crusi fort,
Puissent dans quatre jours se promettre ma mort?

Wir Deutsche sind jetzt so reichlich mit doppeltem Galimathias versehen, daß wir die Verse bei tausenden citiren könnten; denn unmöglich kann ich mir einbilden, daß die ekelhafte Mystik der Herren Schlegel, Werner und Konsorten bloß einfacher Galimathias wäre.

* * *

Man rühmte an Boileau, daß er so keck war, selbst gegen den König seine Meinungen zu vertheidigen. Aber wie that er es? — Kein Höfling konnte feinere Schmeicheleien sagen, als sein Widerspruch deren enthielt: »Ew. Majestät werden eher zwanzig Festungen einnehmen, als mich davon überreden.« — »Es ist merkwürdig, daß ich in ganz Europa der Einzige bin, der es wagt, Ew. Majestät nicht nachzugeben.« — Nun, so verzuckert ließe sich auch wohl der empfindlichste Held eine kleine Wahrheit gefal-

len, zumal wenn sie nur das Reich der Wissenschaften betrifft, und folglich im Grunde ihm gleichgiltig ist.

Einige Züge aus der spanischen Revolutions-Geschichte.

(Einem Werke, welches im Jahre 1734 von gelehrten Jesuiten herausgegeben wurde.)

Spanien beschäftigt jetzt so viele Köpfe und Arme, wenn auch vor der Hand nur wenige Federn, daß auch Züge aus der ältern Geschichte seiner Zerrüttungen nicht unwillkommen sein werden. Allgemein bekannt ist unter andern die alte Sage, daß im Jahre 794 Karl der Große, nachdem er siegreich gegen die spanischen Saracenen gestritten und Pampelona geschleift, auf seiner Rückkehr nach Frankreich in den Engpässen von Roncevaux total geschlagen worden. Aber Eginhard erwähnt dieser Begebenheit nur als eines unbedeutenden Zusammentreffens. Einige spanische Geschichtschreiber, und sogar Mariana, haben, im Vertrauen auf den Roman des Erzbischofs Turpin, ihren Vorfahren die Ehre zugesprochen, an jenem Tage Karl den Großen nebst seinen zwölf Pairs überwunden zu haben. Man bemerke, daß die zwölf Pairs noch gar nicht existirten. Das Wahre von der Sache ist: daß die Basquen, mehr räuberisch als kriegerisch, Karl's Nachtrab überfielen, einen Theil derselben in Stücken hauten, das Gepäck erbeuteten und sich schnell wieder in ihre unzugänglichen Felsenklüfte

zurückzogen. Freilich kamen auch einige Männer von Bedeutung bei der Gelegenheit um, unter andern der berühmte Roland, der aber keineswegs Karl's Neffe, sondern ein Statthalter an den Küsten von Bretagne war.

Wie oft mögen in neuern Zeiten die Spanier durch schlaue Erinnerung an diesen vermeinten Sieg ermuthigt worden sein! Wie oft mag man ihnen aus dem Dom Quixotte das Liedchen vorgeträllert haben:

Ihr drescht nur leeres Stroh,
Mein Herr Franzos von Roncevaux.

Es ist abermals ein Beispiel, daß die Fabel mehr auf Nationen wirkt, als die Geschichte.

* * *

Ferdinand von Arragonien, der Gemahl Isabellens, Königin von Kastilien, wird als der feinste Politiker geschildert, und gesagt, er habe diese Kunst eben so hoch und vielleicht noch höher getrieben, als Ludwig XI., König von Frankreich, das heißt, bis zur Schelmerei (fourberie). Die spanischen Geschichtschreiber, Zurita und Mariana, entschuldigen ihn deshalb sehr naiv durch die Bemerkung: »Es sei nicht recht, einem Könige ein Laster so hoch anzurechnen, welches allen Königen gemein sei.

* * *

Ein gläubiger Geschichtschreiber ist beinahe eben so schlimm als ein leichtgläubiger. Man muß lächeln, wenn man folgende Erzählung liest:

„Der König von Aragonien belagerte Murat, eine kleine, durch Montfort befestigte Stadt an der Garonne.

Montfort eilte mit achthundert Reitern herbei; einige fügen noch tausend Mann Fußvolk hinzu. Der Erfolg dieser That war ein sichtbares Wunder des Gottes der Heerscharen, der seine Hand zum Schutz seiner Kirche ausstreckte. Unglaublich würde diese That uns scheinen, wenn sie nicht von so vielen Augenzeugen, als es damals Schriftsteller gab, bekräftigt würde. Der Graf und seine kleine Schar, voll Vertrauen auf Gott — ein Vertrauen, welches durch Gebet und Empfangung des heiligen Sakraments noch gestärkt worden war — griffen das königliche Heer muthig an, drangen hindurch bis zum Könige und streckten ihn todt in den Staub.»

Das klingt prächtig! besonders wenn man weiß, daß die Armee des Königs einmal hundert tausend Mann stark war. Und alle Schriftsteller der damaligen Zeit waren Augenzeugen dieser That! Das ist beinahe ein noch größeres Wunder, als daß achtzehn hundert Mann einen König mitten in einem Heere von einmal hundert tausend erschlugen. Aber nun wollen wir einmal den ehrlichen Mezerai dagegen hören: *)

»Montfort hatte in Murat eine starke Garnison gelassen, um die Gegenden von Toulouse zu verwüsten. Der König von Aragonien belagerte es mit einmal hundert tausend Mann im Monat September. Montfort, der zu Kastelnaudary war, raffte kaum tausend oder zwölf hundert Mann zusammen und warf sich damit in die

*) Abr. Chron. ad 1213.

Festung, aus der er einen wüthenden Ausfall that. (Also vereinigt mit der starken Garnison). Der König, den kleinen Haufen verachtend, setzte sich zur Tafel, als der Kampf anhub. Da wurde er überrascht, seine Garden niedergehauen, er selbst von einem gemeinen Soldaten erwürgt. Montfort verlor dabei nicht mehr als acht Mann."

Das klingt immer noch stark genug, aber doch bei weitem nicht so prächtig, als jene Erzählung. Man sieht, es war eine Ueberrumpelung. Der König war aus Uebermuth unvorsichtig. Freilich können die Jesuiten dagegen einwenden: der liebe Gott hatte ihn mit Blindheit geschlagen, und so wäre das Wunder doch gerettet. — O wahrlich! zu nichts auf der Welt hätten wir den Mann aus dem Monde nöthiger, als zum Geschichtschreiber; denn auf Erden einen ganz unbefangenen Mann für dieses erhabene Geschäft zu finden, daran muß Jeder verzweifeln, der in historischen Bibliotheken sich ein wenig umgesehen hat.

* * *

Der König Rodrigo hatte sich gegen die Tochter des Grafen Julian, die schöne Caba, eben so benommen, wie einst Tarquin gegen Lucretia. Sie stieß sich zwar keinen Dolch in die Brust, allein sie schrieb folgenden Brief an ihren Vater:

»Möchte die Erde mich früher verschlungen haben, als meine Ehre und die deinige mir das grausame Bekenntniß abnöthigten, welches deine Ruhe, die mir so theuer ist, zerstören wird. Die Thränen, welche diese Zeilen überschwemmen, mögen dir sagen, was ich leide. Aber ich darf

nicht schweigen. Du würdest mich schuldig glauben, ich würde hoffnungslos erliegen. Sollte ich der Zeit überlassen, ein Geheimniß zu enthüllen, das nur zu deiner Schande, zu meinem Schimpf sich offenbaren würde, wenn nicht zugleich die Rache dessen Herold wäre? — Ich darf nicht schweigen, obgleich die Scham mir jedes Wort von der Lippe haschen will. Deine Tochter — dein Blut — das Blut unserer Könige, das in deinen Adern fließt — ihr unwürdiger Nachfolger hat es durch die schimpflichste Gewalt entweiht. Auf, mein Vater! sammle deine Freunde, wenn ihr Muth sie dieses Titels würdig macht — räche eine Schandthat, die, ungerochen, unsern Namen auf ewig brandmarken würde!"

Daß dieser Brief auf den stolzen Vater wirkte, und er die blutigste Rache nahm, ist eben nicht zu verwundern, hingegen unbegreiflich, wie das Klagschreiben der schönen Caba in die Hände der Jesuiten gefallen. Es ist um so mehr erlaubt, an der Echtheit desselben zu zweifeln, da wir den nämlichen Brief noch auf eine andere Manier besitzen. Ein arabischer Geschichtsschreiber nämlich (er hat einen barbarischen Namen, ist aber von Michael de Luna in's Spanische übersetzt worden) hat gleichfalls der schönen Caba seine Feder geliehen, nennt sie aber Florinde, und läßt sie folgendergestalt sprechen:

„Die für mich betrübte Abwesenheit meines geliebten Vaters nöthigt mich, die Feder zu ergreifen, um schreibend den Trost zu suchen, den sein Anblick mir jetzt nicht gewähren kann. Ich schreibe aber nicht, um dir Neuig-

keiten aus dem Palaste zu melden, ob es gleich deren jederzeit gibt, die merkwürdig genug sind. Nur Eine werde dir berichtet, die, ob sie gleich an diesem Hofe schon alt ist, doch für ein Mädchen wie ich bin stets neu sein, und die ganze Welt in Erstaunen über einen so großen Fürsten, als Rodrigo ist, versetzen wird. Wisse also, lieber Vater, daß ich aus Unvorsichtigkeit den Ring, den ich in diesem Briefe dir schicke, auf dem Tische liegen lassen und dieses höher als mein Leben geachtete Kleinod nicht so verwahrt hatte, als du und meine Mutter mir stets empfohlen. Den König lüstete darnach, und da ich es ihm nicht geben wollte, so zog er den Degen, und trotz meines Geschreies stieß er so unbarmherzig darnach, daß er, wie du siehst, den Ring sammt dem darin gefaßten Smaragd entzwei gespalten hat. Dieser traurige, unerwartete Zufall beschämt mich dermaßen, daß ich nichts weiter darüber sagen kann, sondern dich um Beistand anrufe! Meine Mutter befindet sich übel und ich noch übler. Ich bitte Gott, daß er dich in seinen heiligen Schutz nehme! Toledo, den 3. Dezember 750.»

Welcher von diesen beiden Briefen wohl der echte sein mag? — vermuthlich keiner von beiden.

Das wunderliche Testament.

Es begab sich, vor mehr als hundert Jahren, daß ein Bauer in der Gegend von Toulouse folgendes Testament machte:

„Da mein Rothschimmel mir jederzeit willige Dienste geleistet und nie mit mir durchgegangen ist, auch sich jedesmal gefreut hat, wenn ich in den Stall kam; so habe ich selbigen Rothschimmel von Herzen und vor allen andern Menschen und Pferden geliebt, und darum setze ich ihn hiermit zu meinem Erben ein, und Jakob, mein Brudersohn, soll künftig den Rothschimmel reiten und besitzen."

Natürlich wurde das Testament angefochten. Der eine sagte: »der Testirer sei offenbar nicht wohl bei Verstande gewesen." Das Pferd antwortete (nämlich durch seinen Advokaten), »ein Mensch, der das, was ihm das liebste auf der Welt gewesen, nach seinem Tode zu versorgen wünsche, der zeige wohl Verstand.

Ein anderer behauptete: »ein unvernünftiges Thier könne nicht zum Erben eingesetzt werden." Der Rothschimmel antwortete, indem er den Vorwurf der Unvernunft großmüthig auf sich beruhen ließ: »er sei blos etwas leichtsinnig und zur Verschwendung geneigt, zwei Eigenschaften, die auch den Frauenzimmern eigen wären, die darum doch von keiner Erbschaft ausgeschlossen würden; nur pflege man ihnen Kuratoren zu verordnen, und diese Vorsicht habe der wohlselige Erblasser gleichfalls beobachtet, indem er ihm, dem Rothschimmel, in der Person seines Neffen Jakob, einen Kurator an die Seite gesetzt, der ihn reiten und besitzen solle. Verständiger und vorsichtiger hätte er mit seiner eigenen Tochter nicht verfahren können, wenn er eine gehabt hätte, und folglich sei das Testament allerdings zu bestätigen.

Das Parlament von Toulose bestätigte es auch wirklich, nur aus andern Gründen. Es nahm nämlich an, der Bauer habe eigentlich seinen Neffen Jakob zum Erben einsetzen wollen, und nur in seiner Einfalt sich falsch ausgedrückt. Man bewunderte das Parlament in seiner Weisheit, denn der Todte blieb stumm.

Herzbrechende Klagen, an meinen alten Schlafrock gerichtet.

Diderot lebte, wie auch die deutschen Gelehrten gewöhnlich zu leben pflegen, in einem Zimmer, in welchem der Luxus nicht heimisch war. Sein alter, sehr abgenutzter Schlafrock paßte zu den Umgebungen, und so oft er auch damit geneckt wurde, so konnte er sich doch nie entschließen, Neuerungen vorzunehmen, gegen welche Gewohnheit und Bequemlichkeit sich auflehnten. Indessen mußte doch endlich einmal etwas dergleichen geschehen, und, da er selbst keine Anstalten dazu machte, so nahm Madame Geoffrin, seine Freundin, die Gelegenheit wahr, bei seiner Abwesenheit von einigen Tagen, sein Zimmer ganz neu und ziemlich kostbar zu möbliren, auch an die Stelle des alten Schlafrocks einen neuen, eleganten zu legen. Seine Empfindungen über diesen Tausch drückte er nun folgendergestalt aus:

Warum habe ich ihn nicht behalten! — er war für mich geschaffen, ich für ihn! — er schmiegte sich an mich,

ohne mich zu drücken. Dieser neue ist starr und steif, und gibt mir das Ansehen einer Gliederpuppe. Der alte war so gefällig, lieh sich gern zu allem, denn Dürftigkeit ist fast immer dienstfertig. War ein Buch bestaubt, so bot er mir einen seiner Zipfel dar, um es abzuwischen. Wollte die verdickte Dinte nicht aus der Feder laufen, so gab er mir die rechte und linke Seite Preis, und lange schwarze Streifen bezeugten seine langen treuen Dienste. Zugleich gaben diese Streifen mir das Ansehen eines Schriftstellers, eines arbeitsamen Menschen; jetzt seh' ich aus wie ein Faullenzer; man weiß nicht mehr wer ich bin und was ich bin. Unter seinem Schutze fürchtete ich weder die Ungeschicklichkeit eines Bedienten, noch meine eigene, weder Wasser noch Feuer; ich war der Herr meines alten Schlafrocks, ich bin der Sklave des neuen geworden. Der Drache, der das goldene Vließ bewachte, war nicht unruhiger als ich — die Sorgen umhüllen mich! — Ein verliebter Alter, der ein junges Mädchen zu seiner Tyrannin macht, seufzt früh und spät: warum habe ich eine ehrliche, alte Haushälterin fortgejagt! — Auch ich seufze, oder vielmehr ich fluche dem Erfinder der Kunst, einen gemeinen Stoff scharlachroth zu färben. Ich fluche meinem prächtigen, hochverehrten Gewande! wo ist mein alter demüthiger bequemer Lappen von Kalmang? ! —

Freunde, haltet eure alten Freunde in Ehren! Freunde, hütet euch vor Reichthum! laßt mein Beispiel euch abschrecken. Die Armuth ist frei, der Ueberfluß schleppt Fesseln.

O Diogenes! wie würdest du lachen, wenn du deinen Jünger in Aristipp's kostbaren Mantel erblicktest! O Aristipp! dieser köstliche Mantel kommt dir theuer zu stehen! Welch ein Vergleich zwischen deinem weichlichen, kriechenden, weibischen Leben und dem freien, muthigen Leben des Cynikers in Lumpen! ich habe die Tonne verlassen, in der ich herrschte, um einem Tyrannen zu dienen.

Ach! das ist noch nicht Alles! hört, Freunde, welche Verwüstungen der Luxus bei mir angerichtet hat!

Mein alter Schlafrock war Eins mit meinen übrigen Umgebungen. Ein Strohstuhl, ein gebeizter Tisch, eine Papiertapete, ein paar Breter von Fichtenholz, die meine Bücher trugen; einige Kupferstiche ohne Rahmen, mit den vier Ecken auf die Tapete genagelt; dazwischen vier Basreliefs in Gyps; Alles das stand im harmonischsten Einklang mit meinem alten Schlafrock. Alles ist verrückt, verwandelt, keine Einheit mehr und folglich keine Schönheit! — Eine neue Haushälterin bei einem Pfaffen, eine junge Frau, die in das Haus eines Witwers kommt, können nicht mehr Umwälzungen machen, als hier der verdammte Scharlach, der sich bei mir eingeschlichen hat.

Ich mag wohl eine Bäuerin sehen, mit ihrem groben Tuche um den Kopf gewunden, mit ihrem kurzen Röckchen, das ihr kaum bis an das Knie reicht, mit ihren schmutzigen Holzschuhen; sie stellt mir das Bild eines Standes dar, den ich hoch achte; die Entbehrungen einer Armuth, die ich bemitleide. Aber mein Herz empört sich beim Anblick eines Freudenmädchens, das, mit zerrissenen

Spitzen und schmutzigen seidenen Strümpfen, das heutige Elend dem gestrigen Ueberfluß vermählt. So würde meine Wohnung ausgesehen haben, wenn der herrschsüchtige Scharlach nicht Alles wieder in's Gleiche gebracht hätte. Die Papiertapete, welche diese Mauern so lange schmückte, hat einer von Damast weichen müssen. Der eine Kupferstich von Poussin, das Manna, welches in der Wüste fiel, ist durch einen Sturm von Vernet, der andere, Esther vor dem König Asverus, gleichfalls von Poussin, durch einen alten Kopf von Rubens verdrängt worden.

Ein Sessel von rothem Saffian hat den Strohstuhl in das Vorzimmer verwiesen. Das schwache Fichtenbret, welches einen Homer, Virgil, Horaz und Cicero trug, ist dieser kostbaren Bürde enthoben, die jetzt in einem Mahagoni-Schranke ruht, der ihrer, aber nicht meiner würdig ist.

Ein großer Spiegel hat sich über meinem Kamine erhoben. Die beiden niedlichen Gypsfiguren, die ich Falconet's Freundschaft verdankte, sind für eine Venus verstoßen worden; das antike Erz hat den Thon zerschmettert.

Der gebeizte Tisch vertheidigte seinen Platz noch eine Weile unter dem Schutze einer großen Menge Papiere; aber auch er hat endlich weichen müssen, und, trotz meiner Faulheit, liegen die Papiere nun in der schönsten Ordnung in einem köstlichen Bureau.

Zarter, erhabener und deine Verehrer verarmender Geschmack! Du verwandelst, erbauest, reißest nieder, leerest der Väter Beutel, raubst den Töchtern die Aussteuer, den Söhnen die Erziehung, thust so herrliche Dinge und rich-

test so großes Unheil an. Du, der du bei mir das kostbare Bureau an die Stelle des gebeizten Tisches setztest, du stürzest ganze Nationen in's Verderben! du wirst vielleicht eines Tages alle diese schönen Sächelchen auf den Trödelmarkt führen, wo ein heiserer Ausrufer schreien wird: Wer kauft eine Venus von Bronze für zwanzig Louisd'or!

Es blieb noch ein leerer Raum über dem Büreau, der das Auge beleidigte; nun ist er ausgefüllt durch eine Wanduhr, und welche Wanduhr! Eine à la Geoffrin, strotzend von Bronze und Gold. Es blieb noch ein leerer Winkel am Fenster, der einen Schrank begehrte und erhielt.

Gemälde und Zeichnungen von den besten Meistern suchten und fanden noch ihr Plätzchen, und so verwandelte sich das erbauliche Kämmerlein eines Philosophen in das üppige Kabinet eines Schwelgers; so muß ich des Elends meiner Landsleute spotten. Von meiner vormaligen Beschränktheit ist nichts übrig geblieben, als ein armseliger Fußteppich, der freilich gegen meinen jetzigen Luxus gewaltig absticht; aber ich habe geschworen und schwöre es noch einmal: nie sollen meine Füße ein Meisterwerk der Gobelins betreten. Diesen Fußteppich will ich verwahren, wie jener Bauer, der aus seiner Hütte in den fürstlichen Palast versetzt wurde, seine Holzschuhe verwahrte.

Wenn ich hochmüthig des Morgens in meinem prächtigen Schlafrocke hereintrete, so schlage ich die Augen nieder, erblicke meinen alten Fußteppich, erinnere mich meiner Dürftigkeit und verschließe dem Hochmuthe mein Herz. Nein, du guter Fußteppich, du alter Freund, ich habe mich

nicht verändert, mir schwindelt noch nicht. Aber mit der Zeit — wer weiß was geschehen kann!

O Freunde! betet für mich, daß mir solches nie widerfahre!

(Wie mancher hat in neueren Zeiten sich in Diderot's Falle befunden! ob er aber auch eben so gebetet hat? und ob sein Gebet erhört worden? —)

Das Mitleid.

(Nach dem Englischen.)

In dem goldenen Alter der Welt, als die Bewohner des Olymps noch zu den Erdenbewohnern herabstiegen, wurden zwei Kinder Jupiters vor allen von den Göttern geliebkost; sie nannten sich Liebe und Freude. Wo sie gingen, entsprossen Blumen unter ihrem Fußtritt, die Sonne schien freundlicher, die Natur schmückte sich. Nie trennten sich die lieblichen Kinder. Das gefiel Jupiter wohl, und er beschloß, sie auf immer zu vereinigen, so bald sie herangewachsen sein würden.

Aber als die Menschen ihre Unschuld verloren, das Laster wie ein Riese über die Erde schritt, da floh Astrea mit ihrem himmlischen Gefolge; die Freude verschwand. Nur die Liebe blieb zurück. Ihre Amme, die Hoffnung, versteckte sich in die arkadischen Wälder, wo sie unter Hirten erzogen wurde. Der zürnende Jupiter vermählte sie

nun mit einer Tochter der Astrea, die finster aussah und einen Cypressenkranz trug; man nannte sie Schmerz. Eine Nymphe war die Frucht dieser Verbindung. Sie hatte einen trüben Zug von ihrer Mutter im Gesichte, doch gemildert durch die Reize ihres Vaters. Sie nahm Jedermann ein. Die Hirten nannten sie Mitleid. Ein Rothkehlchen machte sein Nest in ihrer Hütte, und eine Taube, vom Geier verfolgt, floh in ihren Busen. Sie lehrte die Menschen sanft weinen; ihre Thränen waren süß. Jupiter befahl ihr, stets ihrer Mutter zu folgen. Sie that es gern und thut es noch. — Sie ist sterblich wie ihre Mutter, und wenn sie einst, mit ihr zugleich, den Lauf vollendet, den das Schicksal ihr auf Erden vorgeschrieben, so wird der Gott der Liebe seine unsterbliche Braut, die Freude, wieder finden.

Der Unerträgliche.

(Ein Portrait.)

Ich habe manchen Ueberlästigen, manchen Schwätzer, manchen Narren in der Welt gekannt, aber noch nie einen so Unerträglichen als den Herrn N. N., der alles weiß, alles gesehen und beinahe auch alles erschaffen hat, dem aber eine sehr wesentliche Kenntniß mangelt, nämlich die der verdammten Langenweile, die er einflößt. Die Kunst zu widersprechen scheint er aus dem Grunde studirt zu haben. Er läugnet Thatsachen, verwirft die Erfahrung,

trotzt der Natur, spottet der Wahrheit, will immer seine Ideen an die Stelle der meinigen schieben, und wenn es ihm einmal widerfährt, etwas zu sagen, das nicht abgeschmackt ist, so legt er mir selber eine Abgeschmacktheit in den Mund, an die ich nicht gedacht habe, blos um sie, ganz überflüssigerweise, zu widerlegen. Er streitet mir ab, was ich mit meinen Augen gesehen, mit meinen Ohren gehört habe. Nur was Er sagt, ist schön, nur was Er thut, ist recht. Er spricht immer und hört nie. Es bleibt mir nichts anders übrig, als davon zu laufen oder ihn todt zu schlagen.

Verdammte Höflichkeit! die solche Tirannen der Gesellschaft immer noch in der hohen Meinung, die sie von sich selbst hegen, befestigt. Jedermann lacht über sie oder flucht ihnen, aber Niemand sagt es ihnen in's Gesicht. Sobald so ein übermüthiger, hartnäckiger Schwätzer in einer Gesellschaft erscheint, so wird er deren Geißel; denn sogleich bemächtigt er sich der Unterhaltung. Er sieht nicht, daß man gähnt, er sieht nicht, daß man des Teufels werden will, er schwatzt d'rauf los und erzählt am Abend seinem Kammerdiener: es war die langweiligste Gesellschaft von der Welt, wenn ich nicht erschienen wäre. — Lieber möcht' ich einem Poscheräch gegenüber sitzen als diesem unerträglichen N. N.! — Ich will ihn einmal auf's Theater stellen, vielleicht wird er da erträglicher. Wenigstens wird das Publikum sich dann nicht scheuen, ihm in's Gesicht zu lachen.

Das Leben eines Fiacre.

Man sollte denken, ein Fiacre führe ein erbärmliches Leben? — ganz und gar nicht! er lebt mit den vornehmen Leuten um die Wette. Mit Tagesanbruch steht er auf und tritt vor seine Stallthür, um zu sehen, was für Wetter es ist? »Hol's der Henker!« sagt er gähnend, »es ist das schönste Wetter von der Welt.« Oder: »Gott sei Dank! es wird heute ein verfluchtes Wetter geben.« — Ist das nicht ganz die Empfindung eines reichen Spekulanten, der die Zeitungen liest? es wird Friede werden — o weh! — Krieg — da reibt er sich die Hände und grinst.

Fluchend schirrt der Fiacre seine Pferde auf, fluchend spannt er sie an, und mit Peitschenhieben treibt er sie auf den Platz; hingegen hat er seinen Wagen pfeifend gewaschen. Ist das nicht ganz die Manier der vornehmen Leute, die mit ihren Möbeln weit besser umgehen als mit ihren Domestiken? —

Da läßt sich von Ferne ein Mann blicken, dem man es ansieht, daß er eines Fiacre's bedarf. Alsobald rennen ihrer sechs auf ihn los. Er wählt den besten, aber — er nimmt ihn stundenweise, und nun schleicht der Fiacre Schritt vor Schritt. So rennt man in der Welt nach Aemtern und schleicht im Amte.

Der Herr, der den Fiacre gemiethet hat, gibt einen Besuch. Als er zurückkommt, findet er die Pferde abgezäumt, den Kutscher in der Schenke. Das Bild einer Kanzellei, deren Chef heute nicht erwartet wird.

Jetzt rollt der Fiacre weiter. Ein Lastwagen kommt ihm zu nahe, er steht in Gefahr, seinen Wagen umgeworfen oder zertrümmert zu sehen; seine scheltende Zunge und die Peitsche in der Faust helfen ihm endlich los, und gleich darauf überfährt er selber ein kleines Kabriolet, um das er sich weiter nicht bekümmert. So der Weltmann, der gewaltig schreit, wenn ein Mächtiger ihn antastet, aber ohne Bedenken den Ohnmächtigen auf die Seite stößt.

Niemand auf der Welt kann seine Lebens- oder wenigstens Tagesgefährten freier wählen, als der Fiacre. Um neun Uhr Morgens zum Exempel hat er in Paris die Wahl zwischen einer Supplikantin, die ihrem Manne eine Proviant-Lieferung verschaffen und ihren Liebhaber von der Konskription befreien will; einem neugierigen Fremden, der den Pflanzengarten und nachher das Museum besuchen will; einem Kandidaten zu einer erledigten Stelle im Institut, der hundert vier und vierzig Besuche zu geben und von den Büchern zu sprechen hat, die er — nicht geschrieben, sondern noch schreiben will, oder einem Mäkler, der herum kutscht, um Geld gegen Papier einzutauschen.

Um zwölf Uhr gibt es wieder andere Geschäfte. Die alten Theaterliebhaber fahren in die Proben, oder ein paar junge Inkroyables nach Bagatelle, um sich zu schießen, oder die Leckermäuler suchen ein Gabelfrühstück.

Um drei Uhr erscheinen die Damen in den Tuilerien, um die Sonne aufgehen zu sehen, oder eilen in's Palais royal, um mit den Modehändlerinnen zu plaudern.

Um fünf Uhr beginnen die Diners. Wohl dem Fiacre,

der sich dann in der Vorstadt St. Germain befindet, er ist sicher, für eine Fahrt nach der Chaussee d'Antoin gemiethet zu werden.

Um sieben Uhr locken die Schauspiele. Jammerschade, daß die Flammen das Odeon verzehrten! Als dort noch gespielt wurde, konnte der Fiacre darauf rechnen, für Menschenhaß und Reue beladen zu werden.

Um eilf Uhr ist das Schauspiel aus. Dann werden Visiten bis Mitternacht gegeben; es wird getanzt bis ein Uhr und gespielt die ganze Nacht hindurch.

Man sieht, daß in der Hauptstadt des großen Reichs nichts Wichtiges geschieht, woran der Fiacre nicht Theil nähme. Man füge noch hinzu, daß die Fiacres jetzt mit den Equipagen der reichsten Leute rivalisiren, gleich diesen in die Höfe hineinfahren, und fast bis in die Zimmer sich drängen. Die Herren der Equipagen und die Fiacres scheinen bisweilen alte Bekanntschaften zu erneuern. (Nach dem Französischen von Piémouillé.)

Voltaire's Meinung über Regierungsformen.

Als vor vielen Jahren ein gewisser Herr Gin ein Buch über diesen Gegenstand hatte drucken lassen, schrieb Voltaire aus Ferney ihm unter andern folgendes:

»Ich gestehe Ihnen, daß es mir vorkommt, als ob die Worte despotisch und monarchisch völlig gleichbedeutend wären. Despot (Herus) bedeutet einen Herrn, und Monarch einen einzigen Herrn, wel-

ches folglich noch weit mehr sagen will. Eine Fliege ist Monarch der kleinen, nicht wahrnehmbaren Thierchen, welche sie verschlingt. Die Spinne ist Monarch der Fliegen, weil sie sie fängt und verzehrt. Die Schwalbe herrscht über die Spinne. Die Elstern speisen die Schwalben, und so geht es bis in's Unendliche fort. Sie werden mir eingestehen, daß die General-Pächter uns verzehren. Das ist der Welt Lauf, seit sie existirt. — Sie beweisen sehr gründlich, daß die monarchische Regierung die beste von allen ist; doch wohl zu verstehen, wenn ein Marc Aurel auf dem Throne sitzt. Denn sonst, was kümmert es einen armen Teufel, ob er von einem Löwen verschlungen oder von hundert Ratzen zernagt wird? — Sie scheinen Montesquieu beizupflichten, der zum Hebel der Monarchien die Ehre, zu dem der Republiken die Tugend macht. Wenn Sie nicht dieser Meinung wären, so würde ich mich zu der des Regenten, Herzogs von Orleans, schlagen, der eines Tages von einem vornehmen Manne sagte: Er ist der vollkommenste Höfling, denn er hat weder Launen noch Ehre. Und zu dem Herrn Präsidenten von Montesquieu würde ich sprechen: Wenn er seinen Satz dadurch beweisen wolle, daß man in Monarchien nach Auszeichnungen hascht, so gelte das eben so wohl von Republiken. Man rannte in Rom nach kleinen und großen Triumphen, und heutzutage wünscht man sogar Doge von Venedig zu werden, obgleich das vanitas vanitatum ist.»

Fromme Wünsche.

Ein wackerer Franzose schrieb vor vielen Jahren ein Buch über die Ehe und über die Mitgabe der Braut, in dem er unter andern folgendes Gemälde aufstellt, zu dem sich auch unter uns genug Originale finden werden.

»Welche armselige Erziehung empfängt gewöhnlich ein reiches Mädchen! Gold ersetzt Alles! Diese Lehre wird ihr von Jugend auf, wo nicht mit Worten, doch durch Handlungen gepredigt. Hält man ihr Lehrer — nun ja! der Musikmeister, und vor allen der Tanzmeister, werden freundlich von ihr empfangen, die aber, die Geist und Herz bilden sollen, machen ihr Langeweile. Wozu bedarf sie deren Unterricht? hat sie nicht Geld? wird ihr das nicht von ihrer Zofe, und nicht selten sogar von ihrer Mutter oft genug wiederholt? — und hat nicht schon die Natur sie hinlänglich mit Geist begabt? — Entfährt ihr ein boshafter Einfall, so will sich Jedermann krank lachen über ihren Witz. Sagt sie etwas albernes, so nennt man es naiv. — Sich putzen, tanzen, klimpern und in Romanen blättern, andere Beschäftigungen kennt sie nicht; denn Dank sei es den Romanen, sie hat doch wenigstens lesen gelernt.« »So ausgebildet tritt sie in den Ehestand. Ihr Haus wird ein Tempel des Luxus und der Mode. Sie läßt das Gold aus hundert Quellen hinausströmen. Erlaubt sich der Mann die kleinste Bemerkung, so lacht sie ihm in's Gesicht.« »Wo denken Sie hin, mein Lieber? was kümmern Sie solche Kleinigkeiten? Dieser Shawl

hat nicht mehr als hundert Louisd'or gekostet. Die kleine Gräfin hat einen für zwei hundert gekauft, aber ich bin ökonomisch.»

»Um ihrem Gemahl zu beweisen, daß sie Talente besitzt, bringt sie alle Nächte auf Bällen zu. Wehe ihm, wenn er sie bittet, dem Tanze eine halbe Stunde abzubrechen, um ihre Gesundheit zu schonen, oder um nach Hause zu fahren, ehe es vollends Tag wird. Für eine Quadrille wagt sie ihr Leben. Zeigt er Ernst, so hat sie Thränen und Krämpfe in Bereitschaft. Kehrt er sich daran nicht, so ist er ein Tirann. Weinend sitzt sie im Boudoir. Ein junger Laffe tritt herein, stürzt ihr zu Füßen: „Sie weinen, meine Gnädige? Welcher Unmensch kann einem solchen Engel Kummer verursachen?» — Mein Mann — sie kann lange vor Schluchzen nicht weiter sprechen. Aber der Laffe weint mit — ihr Herz schließt sich auf — der böse, der abscheuliche Mann wird angeklagt, verurtheilt — der Laffe tröstet, die Züge erheitern sich. Im Stillen leidet der Mann eine Weile, endlich sucht auch er sich eine Trösterin. Die lockeren Bande des Wohlstandes (denn Scham kannte sie nie) werden vollends zerrissen. Man führt ein Schlaraffenleben dem Urtheil der Welt zum Trotz.»

»Den Jahren mit Flügeln folgen endlich die Jahre an der Krücke. Die Jugend ist verschwunden, mit ihr die Schönheit. Der Reichthum wurde vergeudet. Man muß sich einschränken, zu Hause bleiben, und allein! Was soll man anfangen? Tanzen und sich putzen, weiter hat man ja nichts gelernt. Nun sitzt man stumm gegen

einander über, oder man öffnet den Mund zu wechselseitigen Vorwürfen. Diese erzeugen Groll und Haß, die sich zu der längst genährten Verachtung gesellen. Hymen's Tempel wird eine Höhle der Furien. Verzogene Kinder, die vielleicht von ihrem Vater nur den Namen tragen, führen ihn nicht zu der Mutter zurück. Sie bemerken sehr wohl das traurige Verhältniß ihrer Eltern, und, wenn sie es nicht bemerken, so gibt es dienstfertige Domestiken, die sie aufmerksam darauf machen. Das vergiftet früh ihre Herzen. Sie wachsen heran, beklagen den Vater, verachten die Mutter, oder, wenn sie dieser mehr anhängen, so betrachten sie jenen als einen Tirannen. Ein Abscheu gegen den Ehestand pflanzt sich in ihre jungen Herzen; sie werden Hagestolzen oder schlechte Gatten.»

Das Bild ist mit starken, vielleicht zu grellen Farben gezeichnet; doch wahr ist, daß die Erziehung reicher Mädchen gewöhnlich blos einem Schaugerüste gleicht, welches für die Feierlichkeit Eines Tages von Holz aufgeführt und bunt bemalt wird. Es steht vielleicht einen Sommer lang. Der erste Sturm, der erste Regen stürzen es um und waschen es kahl. Unter allen reichen Mädchen, die ich näher gekannt habe, war nur Eine, die ihren Geist so reich geschmücket, ihr Herz so zart ausgebildet hatte, daß sie, auch ohne Schönheit, ohne Gold, den ärmsten Eltern Freude, dem ärmsten Gatten ein dauerhaftes Glück gewährt haben würde — Henriette Arnsteiner! — —

Um nun alle jene gräßlichen Uebel auf immer aus der Welt und aus dem Ehestande zu verbannen, schlägt der

Verfasser ein Mittel vor, welches er zwar für das Einzige, aber auch für das untrügliche hält. Er legt es den Gesetzgebern an's Herz und begehrt folgende Gesetze:

1. Es soll unter keinerlei Vorwand oder Benennung hinfort erlaubt sein, die Töchter mit irgend etwas auszusteuern. Alles soll der Bräutigam der Braut geben, selbst das Kleid, in dem sie ihm zugeführt wird.

2. Die Töchter sollen nie erben, höchstens diejenigen, welche unverheirathet bleiben, eine Pension erhalten.

3. Sie sollen auch weder Geschenke noch Vermächtnisse annehmen dürfen, oder doch solche, wenn sie heirathen, zurück geben müssen.

4. Auch den Witwen bestimmt er blos eine Pension, die sie einbüßen, wenn sie zur zweiten Ehe schreiten.

Das, meint der Verfasser, werde bewirken, daß die Mädchen ihre körperlichen Reize nur mit Seelenreizen zu schmücken sich bestreben, die Männer nie so niederträchtig sein werden, nach Gelde zu heirathen. Lauter glückliche Ehen betrachtet er als die nothwendige Folge dieser Gesetze. Viele glückliche Ehen würden wenigstens daraus entspringen. Vielleicht wäre es gar noch besser, wenn wir den Gebrauch so mancher Völker bei uns einführten, wo der Bräutigam die Braut von den Eltern kaufen muß. Mancher, sonst träge oder verschwenderische Zögling würde fleißig und ordentlich werden, um so viel zu erwerben, daß er seine Geliebte kaufen könnte.

Uebrigens sind des Verfassers fromme Wünsche schon längst in Esthland, wenigstens zum Theil, ausgeführt, und

er würde sich freuen, in den vielen glücklichen Ehen daselbst eine Bestätigung seines Satzes zu finden. In Esthland nämlich erben die Schwestern nur halb so viel als ihre Brüder, und selbst diese Hälfte wird ihnen noch gewöhnlich, durch eine sehr geringe Schätzung der Güter, welche die Brüder behalten, verkümmert. Dennoch bilden sich die Eltern ein, ihre Töchter eben so sehr zu lieben, als ihre Söhne.

Die chinesische Literatur-Polizei.

Unsere Schriftsteller klagen bisweilen, wiewohl mit großem Unrecht, über Geisteszwang, Gedankensperre, Strenge der Censur und dergleichen mehr. Was würden sie sagen, wenn sie in China lebten! Das folgende, von einem Missionär aufgezeichnete Beispiel möge ihnen beweisen, welchen Dank sie dem Zufalle schuldig sind, der sie in Europa geboren werden ließ.

Ein sechzigjähriger Gelehrter lebte still in der Provinz Kiong-si, wo er, blos zu seinem eigenen Vergnügen, sich mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigte, denn drucken ließ er nichts. Er mochte sie aber doch wohl diesem oder jenem Freunde mitgetheilt haben, und auf diese Weise waren sie auch einem seiner Feinde, oder vielmehr Neider, zu Gesichte gekommen (denn ein guter Schriftsteller hat eigentlich keine Feinde, nur Neider), und dieser ergriff die Gelegenheit, den Mann zu stürzen, dessen Verdienste vermuthlich die seinigen verdunkelten. Er zeigte an, jener Gelehrte

habe gewagt, das große Wörterbuch des Kaisers Kang-hi anzutasten; er habe nämlich einen Auszug daraus verfertigt, und sogar einige Stellen des allerhöchsten kaiserlichen Wörterbuches zu verbessern gesucht; er habe endlich den Frevel auf's Höchste getrieben, indem er, in einer Vorrede, die kostbaren Namen des Konfuzius, des Kaisers und der kaiserlichen Vorfahren zu nennen und zu schreiben sich unterstanden.

Auf diese schwere Anklage wurde der Greis vor Gericht geladen, wo er sich männlich vertheidigte. Demungeachtet fand man ihn des Majestätsverbrechens schuldig, um so mehr, da er ein Gelehrter sei, folglich die Gesetze und Gewohnheiten des Landes kenne, und nicht aus Unwissenheit gesündigt habe. Vergebens berief er sich darauf, daß seine Schriften nie zum Druck bestimmt gewesen. Es wurde folgendes Urtheil gesprochen:

»Der Verbrecher werde in Stücken zerrissen, sein Vermögen konfiscirt. Alle seine Verwandten, die über sechzehn Jahre zählen, sollen sterben. Seine Weiber, Kebsweiber und Kinder unter sechzehn Jahren sollen als Sklaven irgend einem großen Herrn ausgeliefert werden.«

Dieser, den Europäern unsinnig scheinende Spruch wurde wie gewöhnlich an den Kaiser zur Bestätigung gesandt, und der Monarch sprach wie folgt:

»Ich begnadige den Gelehrten, was die Art seines Todes betrifft; er soll nicht in Stücken zerrissen, sondern nur enthauptet werden. Ich begnadige seine entfernten Verwandten. Die Söhne soll man verwahren bis zu den gro-

ßen Exekutionen im künftigen Herbste. Uebrigens lasse man den Gesetzen ihren Lauf."

Also nicht allein ein einziges, unbedachtes Wort gegen die Regierung wird in China mit dem Tode bestraft; und es ist schon ein Kapitalverbrechen, ein Buch, in dem etwas dergleichen vorkommt, auch nur gelesen zu haben; sondern sogar unbedeutende Neuerungen in der Literatur werden vor Gerichtshöfe und selbst vor des Kaisers Richterstuhl gezogen, wo man sie — nicht etwa nur giftig recensirt, wie in Halle und Jena — sondern im Blute ihres Urhebers sie unerbittlich vertilgt. Und doch war jener Kaiser Einer der mildesten und aufgeklärtesten Monarchen, der, nach dem Berichte des Missionärs — zu derselben Zeit ein literarisches Denkmahl veranstaltete, das den größten Fürsten aller Jahrhunderte Ehre gebracht haben würde. Er wollte nämlich Alles, was China an guten Büchern, gedruckt oder geschrieben, aufzuweisen hatte, zusammen bringen, und sie sämmtlich in Einem Format als ein einziges Werk drucken lassen. Nur scheint es, der ehrliche Missionär sei hier etwas leichtgläubig gewesen, denn er versichert, die Sammlung belaufe sich auf nicht weniger als sechsmal hunderttausend Bände, die sämmtlich in der Druckerei des kaiserlichen Palastes gedruckt werden sollten. Welch eine Druckerei müßte das sein! Gesetzt, sie könnte täglich sechs Bände liefern, so würde sie dennoch Arbeit für fast dreihundert Jahre haben!

Eine Probe aus der chinesischen Geographie.

In demselben Bande der Missionsberichte, aus welchem die vorstehende Anekdote geliefert worden, erzählt der Pater Amiot, die Chineser hätten ein großes, historisch-geographisches Wörterbuch, welches unter dem Kaiser Kang-hi angefangen und auf Befehl seines Nachfolgers herausgegeben worden, in welchem über Frankreich folgendes, um so schmeichelhaftere Urtheil gefället werde, da die Chineser sonst gewöhnlich alle andere Nationen, im Vergleich mit ihrer, für eine Art von Bestien zu halten pflegen.

»Frankreich liegt nordwestlich von Spanien. Es hat eilftausend zweihundert Li im Umfange. (Zwanzig Li gehen ungefähr auf eine deutsche Meile.) Es ist in sechzehn Provinzen getheilt. Die Hauptstadt heißt Paris. Die größte Merkwürdigkeit daselbst ist eine hohe Schule, wo zu jeder Zeit vier Uan Studenten angetroffen werden. (Das heißt vierzigtausend Studenten, denn ein Uan ist zehntausend.) Es sind noch sieben andere Schulen daselbst, ungerechnet diejenigen, wo man arme Schüler umsonst unterrichtet. Alle diese Schulen stehen unter dem Könige, der die wunderbare Kraft besitzt, Kröpfe durch bloße Berührung mit seiner Hand zu heilen. Er kann aber nur Einmal im Jahr dieses Wunder verrichten, und muß vorher drei Tage fasten. Fünfzig Königreiche sind von Frankreich abhängig u. s. w.

Man sieht, daß der Verfasser dieses historisch-geographischen Artikels nicht aus Reichardt's Guide des Voyageurs geschöpft hat. Was die fünfzig Königreiche betrifft, so

meint der Pater Amiot, er verstehe darunter die Marquisate, Grafschaften u. s. w. Es ist aber auch möglich, daß der Chinese eine Art von prophetischem Geiste besessen.

Die redenden Taschen.

Zu den Zeiten des Doktor Faust lebte zu Bamberg Ritter Hermann von der Runenburg, ein stattlicher Jüngling, der den schönen Weibern nicht gram war, allein noch immer kein Liebchen sich erkoren hatte. Denn, wider die Gewohnheit der Jugend, wurde sein Herz durch Mißtrauen verschlossen; er hielt die Weiber sämmtlich für Melusinen und wußte ihre skandalöse Chronik auswendig. Theils hatte er die ärgerlichen Geschichtchen von guten Freunden und lustigen Zechbrüdern gesammelt, theils auch wohl selbst erfahren. Indessen drückte dieser Argwohn gegen das schöne Geschlecht Niemanden härter als ihn selber; denn er war nun fünf und zwanzig Jahre alt, und empfand ein dringendes Bedürfniß, die Gefühle dieses Alters am Busen eines holden Mädchens auszuhauchen. Oft fing er an zu liebäugeln und immer warnte der mißtrauische Kopf das willfährige Herz; bis es den Augen zu schweigen gebot. Aber das kostete manchen Kampf, der sich gewöhnlich mit dem Ausruf schloß: Verdammt! daß man den Weibern nicht trauen darf!

Diese Worte entfuhren ihm eines Tages vielleicht zum tausendsten Male, da er eben längs dem Strome lustwan-

delte mit gebücktem Haupte und auf den Rücken geschlagenen Armen. Siehe da lag im Sande ein Ring vor seinen Füßen. Er hob ihn auf. Der goldene Reif umfaßte in seiner Mitte einen purpurrothen Stein. Von hohem Werthe schien er eben nicht, aber doch hübsch genug um ihn nicht liegen zu lassen. Hermann steckte ihn an den Finger und trollte langsam weiter.

Nicht lange so hörte er Jemanden hinter sich her keuchen. Er sah sich um und erblickte einen Mann von hehrer Gestalt und wundersam gefurchtem Antlitz. Seine tiefen Züge liefen gleichsam wider einander und unter buschichten Augenbraunen glühten ein paar Kohlen.

»Fremdling!« sprach er, »hast du nicht einen Ring gefunden?«

»Ja,« erwiederte Hermann, »gehört er dir?

»Er gehörte mir, und ich bin unglücklich, wenn ich ihn nicht wieder erhalte.«

»Da hast du ihn,« sagte Hermann und wollte ihn vom Finger ziehen.

»Halt!« rief der gewaltige Mann, »nicht so hastig, damit wir ihn nicht Beide verlieren. Freiwillig mußt du ihn mir wieder ausliefern.«

„Nun ja, freiwillig.«

»Doch nicht eher bis du weißt, wer ich bin, und welche Kraft in dem Ringe wohnt. Dir Beides zu enthüllen, oder auf den Ring für ewig zu verzichten, zwingt mich das Schicksal, zur Strafe meiner Nachlässigkeit.«

»Nun so rede.«

„Ich bin Doktor Faust.“

Hermann stutzte. »Ich habe viel von dir gehört.«

»In diesem purpurrothen Stein,« fuhr Jener fort, »ist ein mächtiger Geist verschlossen. Er gehorcht dem Besitzer des Ringes. Nun weißt du Alles. Sei großmüthig.«

Ritter Hermann von der Runenburg war ein guter Christ und mochte mit verdächtigen Geistern nichts zu schaffen haben, gab folglich, zu großer Freude des Schwarzkünstlers, den Ring ohne alle Umstände zurück.«

»Du hast dir ein Recht auf meine Dankbarkeit erworben,« sagte Doktor Faust, »worin kann ich dir dienen?«

»Ich bedarf deiner nicht,« erwiederte Hermann.

»Wer weiß,« meinte Jener, »wenn nicht jetzt, doch künftig; du wirst mich stets bereit zu deinen Diensten finden.« Mit diesen Worten entfernte er sich.

»Pst! pst! Herr Doktor!« winkte Hermann ihn zurück. »Es fällt mir eben bei, daß Ihr doch, vielleicht schon jetzt, mir einen wichtigen Dienst zu leisten im Stande seid.«

»Laß hören.«

»Ich möchte lieben.«

»Dazu brauchst du meiner nicht. Schönheit ist der Zauber, der das bewirkt.«

»Ich möchte aber auch wissen, ob das Mädchen, dem ich mein Herz schenken will, es zu besitzen verdient. Kannst du mich die Kunst lehren, in Weiberherzen zu schauen?«

Doktor Faust lächelte. »Nein, das kann ich nicht; und keiner meiner Geister ist solches im Stande.«

»Nun dann, Gott befohlen! so kann ich dich auch nicht brauchen.«

»Hm!« brummte der Schwarzkünstler, »es wäre mir doch leid, wenn ich deinen Dienst nicht vergelten könnte. Laß sehen, was ist zu thun? — Deinen Wunsch ganz zu erfüllen, ist nun einmal unmöglich, und wenn ich auch den Satan aus der Hölle herauf bemühen wollte. Aber ich kann dir doch ein Mittel an die Hand geben, welches in den meisten Fällen den Zweck erreichen wird. Ich habe unter meinen Geistern einen kleinen, neckischen Dämon, den ich gewöhnlich zum Spioniren brauche. Ich hatte ihn einem päpstlichen Legaten am Kaiserhofe geliehen, der vor Kurzem gestorben ist. Nun hat eine eifersüchtige Ehefrau mich gebeten, ihr meinen Puttli zu vermiethen, allein du hast den Vorzug. Er soll dich überall begleiten, in allen Gesellschaften in die Taschen der Anwesenden schlüpfen, und dir verrathen, was darin befindlich ist.«

»Was kann mir das helfen?«

»O sehr viel, mein Freund! wenn man immer wüßte, was die Leute in den Taschen haben, so würde man sich selten in ihnen irren.«

»Und wenn der Inhalt einer Tasche mir räthselhaft scheint, kann dein Puttli mir ihn auch erklären?«

»Das kann er nicht. Nur treulich berichten kann er, was er gefunden. Schlüsse daraus zu ziehen ist deine Sache.«

»Wohlan, ich will's versuchen.«

Doktor Faust machte Anstalt, den kleinen Puttli zu citiren, doch Hermann verbat sich dessen persönliche Erscheinung, und meinte, es wäre schon genug, wenn er ihn nur hörte.

»Du sollst zu rechter Zeit mich hören,« lispelte plötzlich eine feine Stimme, die, trotz ihrer Feinheit, dem Ritter einen Schauder abjagte. Allein er gewöhnte sich bald an den unsichtbaren Begleiter, und besuchte noch am selbigen Abend den Hof des Bischofs von Bamberg, wo er jedoch für diesesmal nur Männer versammelt fand. »Auch gut,« dachte er, »ich werde damit anfangen, mir einen Freund zu erkiesen.«

Es waren da viele Herren, Ritter und Gesandte fremder Höfe, lauter fromme Gesichter und ehrbare Zungen.

Da stand auch ein Kämmerling mit grauen Haaren. »Zu dem Manne hätte ich wohl Vertrauen,« meinte der junge Ritter.

»Nimm dich in Acht!« lispelte die Tasche, »hier sind falsche Würfel.«

»Aber jener Doktor der Rechte, der mit so vieler Würde auftritt?«

»Hier ist ein zerrissenes Urtheil,« sprach die Tasche.

»Warum zerrissen?«

»Es steckt ein Beutelchen mit Gold daneben, von dem verlierenden Theile geopfert.«

»Und der war?«

»Ein Vormund betrogener Waisen.«

»Pfui, Puttli! erstatte mir doch endlich einen tröstlichen Bericht.«

»Herr, ich darf nicht lügen, so gern ich auch wollte.«

»Aber jener Ehrenmann, der beide Hände in den Taschen hält, und sich vor einem Jeden so freundlich verbeugt?«

»Rosenkränze!« riefen beide Taschen, »Rosenkränze von Smaragd und eine Reliquie in einer kleinen Schachtel mit Diamanten besetzt.«

»Gewiß ein frommer Mann?«

»Es sind Pfänder, auf die er Geld geliehen.«

»Und dieser Ritter, der seine Heldenthaten mit solcher Beredtsamkeit erzählt?«

»Hier ist ein Büchschen mit Salbe,« rief die Tasche.

»Vermuthlich um seine Wunden zu heilen?«

»Ja, auf dem Rücken,« flüsterte Puttli.

»Weh! unter welche Menschen bin ich gerathen!« dachte der ehrliche Ritter von der Runenburg.

»Sie sind nicht besser und nicht schlechter,« raunte Puttli ihm zu, »als alle, mit welchen du zuvor Umgang gepflogen; nur hast du nie zuvor in die Taschen geguckt.«

»Ich mag für heute die niederschlagende Prüfung nicht länger fortsetzen,« sagte Hermann.

»Ich mag mit den Männern nichts mehr zu schaffen haben,« sagte er unwillig. »Zu den Weibern will ich mich wenden. Vielleicht find' ich unter diesen noch ein redliches Gemüth.«

Er wurde nun, was man damals einen Jungfernknecht

nannte. Ueberall, wo Frauen und Jungfrauen sich versammelten, war der schöne Ritter von der Runenburg nicht fern, und Puttli schlüpfte aus einer Tasche in die andere. Allein auch hier waren die Erfahrungen selten erfreulich.

Schüchtern hörte die schöne Hedwig ihn an, sittsam schlug sie die Augen nieder, und wenn er von Liebe sprach, so waren es ihr böhmische Dörfer. Aber die Tasche verrieth: »Ich berge ein Zettelchen, in dem für die folgende Nacht Ritter Ulrich seinen Besuch verspricht.«

Mit blitzenden Augen schalt die braune Hildegard über die sittenlosen Zeiten. Noch vor zehn Jahren, als sie in ihrer ersten Jugend blühte, da war es ganz anders, da herrschten noch Tugend und Keuschheit. Aber in ihrer Tasche klagte ein Mahnbrief einer armen Bäuerin, daß sie, für das heimlich geborne Knäblein, das Kostgeld so saumselig zahle.

Seufzend verdammte Kunigunde die Eitelkeit der Welt, den sündlichen Schmuck des Körpers; aber in ihrer Tasche klapperten durcheinander ein Schminkbüchschen, ein Kamm, ein Spiegel; und in einer Falte hauste ein Rezept zu Waschwasser.

Eine Mutter sprach mit Salbung von der christlichen Erziehung ihrer Kinder, und wie sie ihre ganze Zeit auf dies wichtigste Geschäft verwende; indessen der Schalk Puttli ihre ganze Tasche voller Lieder fand, die sie, mit Wolfram von Eschenbach und Heinrich von Veldeck, jenen berühmten Minnesingern, um die Wette dichtete.

Eine Ehefrau trauerte um den abwesenden Gatten als eine züchtige Strohwitwe; aber die verrätherische Tasche barg eine seidene Strickleiter, die sie jeden Abend für ihren Buhlen vom Balkon herab zu lassen pflegte.

»Ich werde dich nächstens zum Teufel jagen!" sagte Hermann zu dem kleinen Teufel, „du zertrittst auch noch den letzten Funken meines Vertrauens zu den Menschen, und raubst mir die letzte Hoffnung, jemals am Busen eines zuverlässigen Weibes meiner Thaten Lohn, meines Lebens Glück zu finden."

Schon wollte er dem Doktor Faust berichten, daß Puttli's Plaudereien ihm unerträglich wurden; denn er begriff nun endlich, daß, um die Menschen zu lieben, man nicht in ihre Taschen sehen muß, da erblickte er Amalbergen, ein schönes Mädchen von achtzehn Jahren, über dessen himmlischen Antlitz gewöhnlich eine trübe Wolke schwebte. Sie war eine arme Waise, die Tochter eines berühmten Ritters, der aber sterbend mit seinem Vermögen das Fegfeuer abkaufte, und seinem Kinde nichts hinterließ, als Spindel und Weberstuhl, und den frommen Rath, eine Nonne zu werden. Zum Kloster spürte Amalberge keinen Beruf in ihrer Schwanenbrust. Sie wollte wenigstens versuchen, ob sie im Stillen durch eigenen Fleiß genug erwerben könne, um so in der Welt zu leben, als ihrem Stande geziemte; und es gelang ihr, weise sparend, nur ihre Kräfte bei nächtlicher Arbeit oft verschwendend. Sie nährte sich meistens mit Brot und Wasser, aber wenn die edlen Jungfrauen am bischöflichen Hofe erschienen, so trat

sie, wenn auch minder kostbar, doch eben so zierlich geschmückt, unter ihnen auf, und alle Blicke flogen dem holden Fräulein zu. Ihr alter Oheim, der Ritter Kunz, pflegte scherzend zu sagen, wenn er die schöne Nichte so ebe geschmückt sah: »Mädchen, du hast eine Alrune, die dir Schätze zuträgt, und wäre deine Sittsamkeit mir nicht zur Genüge bekannt, so würde ich meinen, Gott verzeih' mir's! die Buhlerei fülle dir den Säckel.»

Das meinte ihr Bruder auch wirklich. Er war ein lustiger Edelknappe, der alle Weiber schmähte und sich oft verlauten ließ: die weibliche Tugend und den Vogel Greif habe noch Niemand mit Augen gesehen. Er brauchte immer Geld. Die gute Schwester gab ihm, was sie entbehren konnte; das bestärkte ihn in seinem Argwohn, denn wo nahm sie es her? — Daß Fleiß um die Horen, wie eine Biene um die Blumen schwebt, und von jeder Hore mit reicher Beute beladen wird, dafür hatte der ausschweifende Gesell keinen Sinn. Er suchte andere Mittel, um seine Bedürfnisse zu befriedigen, und diese Mittel waren selten löblich.

Amalbergens holde Gestalt fesselte Hermann's Augen, welche sie dem Herzen treulich überlieferten.

Er zitterte bei dem Gedanken, auch ihre Taschen im Widerspruch mit ihren züchtigen Geberden zu finden, und lange wollte er seinem Puttli nicht einmal erlauben, das Heiligthum der Sittsamkeit durch seine Schalkheit zu entweihen. Endlich wagte er es doch. Die ersten Versuche ließen glücklich ab. In der Tasche fand sich nichts als ein

Schnupftuch und ein Gebetbüchlein. Hermann triumphirte: »sie ist meine Erkohrene!«

»Juble nicht zu früh,« warnte der boshafte Dämon, »die besten Weiber sind wandelbar; heute steh'n sie schon mit Einem Fuße im Himmel, und morgen dulden wir sie kaum in der Hölle. Prüfe das Mägdlein zuvor eine Weile, ehe sie das Netz über deinem Kopfe zusammenzieht.«

Hermann fand, daß der Teufel bisweilen sehr vernünftig redet, und befolgte seinen Rath. Einige Wochen lang fuhr Puttli täglich wie ein Visitator in Amalbergens Tasche, mußte aber täglich den ersten Bericht wiederholen, und der Ritter lachte den Schadenfroh herzlich aus. Aber eines Tages — eben umwölkte wieder eine sanfte, unwiderstehliche Schwermuth des Fräuleins Stirn, und eben wollte Hermann zu ihren Füßen sinken — da flüsterte plötzlich die Tasche: „Ich verwahre einen falschen Wechsel.«

»Du lügst!« sagte der Jüngling von Zorn entbrannt.

»Ich lüge nicht, der Wechsel ist falsch.«

»So rede, welche Bewandtniß hat es damit?«

»Das weiß ich nicht.«

»Wie ist er in ihre Tasche gekommen?«

»Das weiß ich nicht.«

»Sie kann sehr unschuldig sein.«

»Wohl möglich, aber der Wechsel ist falsch.«

Das wurmte den Ritter, und so fest er auch an ihre Tugend glaubte, so hielt er mit der Liebeserklärung doch für's Erste zurück. Wie sollte er den bedenklichen Umstand aufklären? vergebens zerbrach er sich den Kopf. Am andern

Tage war der Wechsel verschwunden, und das Gebetbüchlein hatte seine alte Stelle wieder eingenommen.

Unter andern Zauberkünsten besitzen die weiblichen Reize auch die, den Mann, der das Böse hinter ihnen klar genug erblickt, zu vermögen, daß er lieber die Augen wegwendet und sich selbst überredet, er habe nichts gesehen. Hermann vergaß den falschen Wechsel bald, oder, wenn er noch an ihn dachte, so tröstete er sich mit seinem wer weiß! und da vollends Amalberge zwei ganzer Wochen abwesend war (Niemand wußte wo), so fachte diese Entbehrung ihres Anblicks die Flamme nur noch heftiger an. Er schmachtete nach ihrer Gegenwart, und schmückte ihr Bild indessen durch seine Einbildungskraft mit allen Reizen des Körpers und der Seele. Endlich erschien sie wieder, blaß, hinwelkend, schwermüthiger als jemals, aber auch reizender als jemals.

Hermann's Lippen öffneten sich zum zweiten Male, um ein süßes Bekenntniß abzulegen, da schwatzte Puttli aus der Tasche: „Hier ist Gift."

„Gift?!"

„Ein starkes, wohlbereitetes Gift! ein Pülverchen, das einen lästigen Ehemann über Hals und Kopf in die Hölle senden würde."

Der Ritter stutzte. Gift in der Tasche eines schönen Mädchens? — das war allzu bedenklich! die Liebe machte schüchtern dem Argwohne Platz. Doch flüsterte sie aus ihrem Winkel hervor: „es wird eine Schminke sein. Ein wenig Eitelkeit ist verzeihlich."

»Nein, es ist Gift!« Dabei blieb der unbarmherzige Puttli.

»Nun wenn auch! sie wird die Ratzen damit vertreiben wollen.«

»Schwerlich! wie käm' es denn in ihre Tasche?«

»Sie wird es eben heute von einer Freundin empfangen haben, und diesen Abend Gebrauch davon machen.«

Puttli schwieg, aber am andern Tage und noch an vielen folgenden, berichtete er lachend, das Gift sei immer noch da. Jetzt hing der Ritter sich an den alten Oheim, um vielleicht durch diesen das Räthsel zu lösen. Er hatte bisher wenig Vertrauen zu ihm gehabt, denn Ritter Kunz war als ein Spötter am ganzen Hofe bekannt, und hatte, schon in seiner Jugend, durch Spottgedichte sich manche Händel zugezogen. Das mochte auch wohl die Ursache sein, warum er nie vorwärts kam, trotz seiner Biederkeit und Tapferkeit. Er war zu stolz um zu klagen; lieber litt er die drückendste Noth und blieb dabei so guter Laune, als lebe er herrlich und in Freuden. »Man muß doch hören, welch ein Zeugniß seine Tasche für ihn ablegt,« raunte Hermann dem dienstfertigen Puttli zu. Ehe er noch ausgeredet, saß der schon in der Tasche.

»Hier ist ein Schächtelchen mit Knochensplittern; Ueberreste von den Knochen, die der Ritter in mancher Fehde für den Komthur zu Markte getragen. — Hier ist eine harte Brotrinde; vermuthlich der bischöfliche Lohn für seine ritterlichen Thaten. — Hier ist auch ein Zettelchen von einem alten Kämmerling.«

»Lies.«

»Hütet Euch, Herr Ritter, vor dem Zorne des Komthurs. Eure Weigerung hat ihn zur Wuth entflammt. Er schwört, sich an Euch zu rächen, und seinen Zweck dennoch zu erreichen.«

»Ist das alles?«

»Alles.«

»Was hat der Ritter dem Komthur verweigert?«

»Das weiß ich nicht.«

»Welchen Zweck verfolgt der Komthur?«

„Das weiß ich nicht.«

„Gleichviel, ich weiß genug, um den alten Kunz für einen edlen Mann zu halten.«

Nun gab sich Hermann alle Mühe, ihn seiner Nichte wegen auszuholen, und ließ ihn sogar merken, daß er redliche Absichten hege, wenn nur gewisse räthselhafte Dunkelheiten mit des Oheims Hilfe möchten aufzuhellen sein. Allein er brachte nichts weiter von ihm heraus, als die Versicherung auf Ritterwort und Ehre, daß seine Nichte ein braves Mädchen sei, und daß er ihrem Bruder nur eine Ader von ihr wünsche. Dies Zeugniß war freilich ermunternd, aber der falsche Wechsel — das Gift —

»Ei zum Henker!« rief Hermann ungeduldig, „das mag sie mir als Braut erklären. Ich bringe meine Worte bei ihr an.« — Und hin ging er zum dritten Male, des festen Willens, der holden Amalberge zu bekennen, was sie schon längst errathen hatte.

»Doch plötzlich rief Puttli wiederum: halt!

»Was gibt's schon wieder? du unbarmherziger Dämon!«

»Hier ist ein Briefchen neben dem Gifte.«

»Von wem?«

»Ohne Unterschrift.«

»Lies.«

Und Puttli las: »Es hat mich geschmerzt, liebe Amalberge, daß du mein Kind ohne alle Barmherzigkeit ermordet hast. Doch nach kurzem Besinnen muß ich deine Vorsicht loben. Meine Vaterschaft wäre mir theuer zu stehen gekommen und dein guter Ruf hätte gelitten. Was besser verborgen bleibt, wäre ein Stadtmährlein geworden. Du hast durch Klugheit den Mann beschämt. Habe Dank! du bist mein liebes zuverlässiges Mädchen.«

»Himmel und Hölle!« rief der Jüngling, was ist das!«

»Habt Ihr's nicht gehört?« wiederholte Puttli mit kalter Bosheit, sie hat ein Kind ermordet. Nun ist es klar, wozu sie das Gift gebraucht.«

Hermann schauderte. Er wollte das Bild der Heuchelei auf ewig aus seinem Herzen reißen! Aber wie konnte das gelingen, wenn er sie täglich sah? — Er wollte fort und einen Kreuzzug gegen die heidnischen Lithauer unternehmen, dort Ruhe oder Tod finden.

»Sattle mein Roß!« rief er spät am Abend seinem Knappen zu. »Mir soll die Morgensonne fern von Bamberg aufgehen.« Das Roß wurde gesattelt, er schwang sich darauf.

»Soll ich dir folgen?« fragte Puttli.

»Geh zum Teufel!« antwortete Hermann, und husch! verschwand der kleine Dämon, mit schadenfrohem Gelächter.

Langsam, mit gesenktem Haupte ritt der Jüngling zum Thore hinaus, von einem getreuen Knappen begleitet. Ein schwacher Mondstrahl beleuchtete seinen Pfad. Die Nacht war kühl und regenhaft, doch nirgend so kalt und düster als in seiner Brust. Eben war er am Hochgericht vorüber geritten, wo der Knappe sich dreimal bekreuzte, da vernahm er hinter sich den Galopp eines Pferdes und die kreischende Stimme eines Weibes. Entführungen waren in jenen Zeiten so gewöhnlich, als etwa Schlittenfahrten in den unsrigen. Hermann errieth sogleich, hier gelte es einer Entführung. Seiner Ritterpflicht eingedenk, wandte er das Roß, setzte in den Steigbügeln sich fest, und donnerte dem Ansprengenden ein Halt! entgegen. Zugleich blitzte sein Schwert im Mondenschimmer, und der wackere Knappe, der seine Lanze trug, schwang sie über dem Haupte, daß die Luft zischte.

Das Pferd des Fremden prallte zurück und schnaubte, als es auf seinem Rennwege plötzlich ein Hinderniß fand. Der schwarze Reiter fluchte und die weiße Gestalt hinter ihm jammerte um Hilfe. „Platz da!" rief Jener, „wer Ihr auch sein mögt, laßt mich vorüber. Die Dirne ist meine Schwester, ich führe sie in's Kloster."

»Er lügt!« schrie die Entführte: »Erbarmt Euch einer Waise!« und mit Entsetzen erkannte Hermann Amalber-

gens Stimme. Ohne weitere Ueberlegung hieb er auf den Reiter ein, der jedoch sein Schwert auch zu führen wußte, die hageldichten Hiebe auffing und wiedergab. Wer mag wissen, wie der zweifelhafte Kampf in der Dunkelheit geendet haben würde, hätte nicht Hermann's Knappe den Gegner mit dem Sperre vom Rosse gerannt. Er stürzte zu Boden und lag betäubt.

»Ihr seid gerettet, schöne Amalberge,« sagte Hermann mit zitternder Stimme, »wohin befehlt Ihr, daß ich Euch führen soll?«

»Großer Gott!« rief das bebende Mädchen, »Ihr seid der Ritter von der Runenburg!«

»Der bin ich.«

»O so verdank' ich Euch die Rettung meiner Ehre, meines Lebens!«

Bei dem Worte Ehre fuhr Hermann zusammen, doch enthielt er sich einer spitzen Antwort. »Wollt Ihr zurück nach Bamberg?« fragte er kalt. Sie bejahte es. Er befahl seinem Knappen, ihr Pferd am Zügel zu leiten, und ritt langsam und schweigend voraus, bis zu ihrer Wohnung. Hier sagte er ihr ein kühles Lebewohl und wandte sein Roß, ohne einmal zu fragen: »wie ging es zu?« —

Aber Amalberge umfaßte seine Knie mit jungfräulicher Sittsamkeit: »Nein, Ritter, so lasse ich Euch nicht! tretet herein in meine Kammer, auf daß ich mit einem Becher Wein Euch erquicke, und Ihr bei Kerzenlicht meine dankbaren Thränen seht.« — Reite fort! reite still fort! sagte Hermann's Kopf; bleibe! flüsterte sein Herz, und

er blieb; und ein seltsames Wohlbehagen beschlich ihn sanft, als er Amalbergens reinliches Gemach betrat. Da lag die Spindel, da stand der Weberstuhl. Die heilige Therese hing an der Wand.

Das Fräulein löste, nach alter Sitte, ihm das Helmband, nahm den schweren Helm mit zarten Händen ihm selber ab, und als er den eisernen Handschuh auf den Tisch, warf, wollte sie weinend die Hand ihm küssen. Aus einem Schränkchen holte sie eine Flasche Wein und kredenzte ihm den Becher und eine Thräne fiel hinein. Hermann trank und würde getrunken haben, wenn er auch gewußt hätte, daß das Giftpulver auf dem Boden des Bechers läge. Bald dünkte ihm fürwahr, es sei dieser Wein ein Zaubertrank, denn es lief eine Glut durch alle seine Adern; allein es war die Liebe, deren Flammen aus der Asche hervorbrachen. »O warum ist Puttli nicht hier!« dacht er bei sich selber, »möcht' ich sie schuldlos finden!« — Sie sah ihm so fromm, so herzlich fromm in die Augen — nein, sie konnte nicht strafbar sein!

Er forschte nun nach dem Namen ihres Räubers. »Hat er sich doch selber genannt,« antwortete Amalberge mit einem tiefen Seufzer: »Ach! mein Bruder!«

»Euer Bruder! ? — wie? — warum?« —

»Verzeiht, Herr Ritter, laßt mich einen Schleier über dieses unselige Geheimniß ziehen.«

»Fräulein!« rief Hermann mit wundersam bewegter Stimme, »der Augenblick ist da, in dem ich alles erfahren, beschämt zu Euren Füßen stürzen, oder mit verzweifeln-

dem Herzen fort sprengen muß, um mich in die Säbel der Heiden zu stürzen!»

Amalberge erschrack und sah ihn schüchtern an.

»Fräulein!» fuhr er fort, »daß ich Euch liebe, müßt Ihr längst errathen haben.»

Plötzlich deckten bei diesen Worten die langen Wimpern ihre schönen Augen und das Blut stieg in die blassen Wangen.

»Längst schon hätte ich als ein Biedermann um Eure Hand geworben, denn Ihr schient mir fromm und gut; aber es begaben sich so wunderbare Dinge, daß ich irre an Euch werden mußte. Haltet Ihr es der Mühe werth, mir den Irrthum zu benehmen, so antwortet mir jetzt auf meine Fragen, und wenn Ihr diese Hand nicht verschmäht, so verhehlt mir nichts.»

Amalberge hob die Augen wieder auf, und sagte: »Ich will Euch nichts verhehlen.»

»Aber forscht auch nicht, wenn Ihr erstaunen müßt, daß ich Dinge weiß, die Ihr vor aller Welt tief verborgen glaubtet.»

»Ich will nicht forschen,» sagte Amalberge.

»Wohlan! — Ihr trugt vor einiger Zeit einen falschen Wechsel in Eurer Tasche —» Sie stutzte. »Ihr stutzt?»

»Wie sollt' ich nicht? — Woher könnt Ihr wissen? —»

»Ihr habt versprochen, nicht zu forschen. Was hatte dieser Wechsel zu bedeuten?»

Es sollte nie über meine Lippen kommen. Der heiligen Therese hatte ich es geschworen. Doch sie ist Zeuge unsers Gesprächs und wird, um meiner gefährdeten Unschuld willen, mich meines Schwurs entbinden. — Es war ein reicher Handelsmann in Nürnberg, in dessen Namen fälschlich der Wechsel geschrieben worden; zum Glück ein alter Freund meines Vaters. Er forschte bald den Thäter aus — mein unglücklicher Bruder, der, in die Netze einer eigennützigen Buhlerin verstrickt, kein anderes Mittel sich Geld zu verschaffen gewußt. Aus Achtung für meines Vaters Andenken ließ der Nürnberger den bösen Handel noch nicht laut werden, forderte blos Ersatz im Stillen, wurde zum Dank gescholten und verhöhnt, kam zu mir und klagte, daß er den Namen seines edlen verstorbenen Freundes beschimpfen und zugleich mir weh thun müsse. Ich erschrack heftig. Eben damals hatte ich ein köstliches Gewand gestickt. Zwei Jahre bedurfte ich, um es zu vollenden, weil ich nur in Nebenstunden, der Spindel und dem Weberstuhl geraubt, daran arbeiten konnte. Hingegen wollte ich nun beim nächsten Turnier damit prunken. Ihr wißt ja, Herr Ritter, wie eitel wir Mädchen sind. Doch dürft Ihr mir glauben, daß ich keinen Augenblick wankte, als es darauf ankam, die Ehre meines verblendeten Bruders zu retten, den Namen und das Wapen meines uralten Geschlechts vor Schimpf zu bewahren. Ich zeigte meiner Hände Werk dem Nürnberger, es gefiel seinen Augen wohl. Ich fragte, wie hoch er es schätze? ach! kaum den halben Werth seiner Forderung! — Als er aber hörte, wie lange

ich daran gearbeitet, um mir auch einmal eine mädchenhafte Freude zu gewinnen, und daß ich es nun opfern wolle, um die Schuld zu tilgen; da schien er gerührt, gab mir den falschen Wechsel zurück und nahm mein Gewand.»

»Er nahm es?» unterbrach Hermann sie mit Unwillen.

»Es sollte seiner Tochter Brautkleid werden, sagte er. Ich steckte den falschen Wechsel in meine Tasche, um ihn meinem Oheim zu übergeben, so bald ich ihn sehen würde. Das geschah am andern Tage. Meinem Bruder sagt' ich nichts, um die Beschämung ihm zu ersparen. Nun wißt Ihr Alles. Der Handelsmann in Nürnberg und Ritter Kunz mögen Euch bezeugen, daß ich wahr gesprochen.»

»Ha!» rief Hermann, »und dieser Bruder, den Ihr so edelmüthig gerettet, wollte heute mit Gewalt Euch entführen?»

»Derselbe.»

»Ich bitt' Euch, holdes Fräulein, löst mir auch dieses Räthsel.»

»Gebt mir Euer Wort, daß Ihr schweigen wollt.»

»Wort und Handschlag.»

»Wohlan, so wisset, daß schon lange der heuchlerische Komthur meiner Unschuld nachgestellt.»

»Der Komthur!?»

»Es mochte ihm scheinen, daß meine Armuth sein böses Spiel begünstige. Er verfolgte mich mit Anträgen, die mit verdientem Abscheu verworfen wurden. Er wollte meinen Oheim durch glänzende Versprechungen gewinnen,

doch der wackere alte Mann, so arm als ich, verhöhnte den mächtigen Komthur. Da verbarg er seinen Grimm und rühmte meine Tugend, und nannte mich seine Tochter. Ich Thörin ließ mich täuschen. Vor einigen Monden — vielleicht gedenkt Ihr noch der Zeit, wo ich zwei ganzer Wochen abwesend war?»

»Wohl gedenk' ich ihrer noch,“ erwiederte Hermann seufzend.

„Damals hatte die Aebtissin zu Frauenthal mich in ihr Kloster geladen. Bald erschien er selbst, bat und drohte. Ich hielt mich für verloren, doch meine Schutzheilige wachte. Zu ihr betete ich mit Inbrunst. Sie rührte das Herz der Pförtnerin, die in dunkler Nacht mir die Klosterpforte öffnete. Ich floh in die Arme meines Oheims. Durch ihn, der am Hofe einen Vertrauten besitzt, erfuhr ich bald, der Komthur habe gewüthet, als er meine Entweichung vernommen, und geschworen, über lang oder kurz meiner dennoch habhaft zu werden. Ich sollte auf meiner Hut sein, warnte mein Oheim, ich sollte lieber des Komthurs Land verlassen.»

»Und warum thatet Ihr das nicht?“ unterbrach sie Hermann.

»Ich wollte,“ erwiederte Amalberge und höhere Glut färbte ihre Wangen, »ich wollte, aber ich schob es auf von einem Tage zum andern. Muß ich Euch sagen warum?“— Sie hob bei den letzten Worten die Augen zu ihm auf, die ein schamhaftes Bekenntniß ablegten und sogleich sich wie-

der senkten. Verwirrt sprach Hermann: »Welchen Gefahren habt Ihr getrotzt?«

»Ich meinte doch,« fuhr Amalberge fort, »der Komthur werde nimmer wagen, mitten in der Stadt aus meiner Wohnung mich zu rauben. Auch wandte ich alle Vorsicht an, jede Nachstellung zu entkräften. Nur gegen einen war ich nicht auf meiner Hut, gegen meinen leiblichen Bruder! Mein Herz verwarf mit Abscheu den Gedanken, daß er fähig sein könne, zu seiner Schwester Schande die verruchte Faust zu bieten. Und doch geschah es! — Ihn, den stets Geldbedürftigen, hatte der Komthur nur allzuleicht gewonnen, ihm eine seiner Nichten zur Gemahlin versprochen. Gestern überredete er mich, eine alte blinde Muhme zu besuchen, die, nicht fern von Bamberg, in der Einsamkeit lebt. Ohne das mindeste Bedenken setzte ich mich hinter ihm auf sein Roß. Die Alte nahm uns freundlich auf und bewirthete uns nach Vermögen. Als es zu dämmern begann, erinnerte ich meinen Bruder, daß es Zeit sei heim zu kehren. Er wußte es zu verzögern, unter allerlei Vorwand. Erst gegen Mitternacht bestiegen wir das Roß. Doch, statt den Zügel nach Bamberg zu lenken, sprengte er mit mir fort, und drohte mich zu ermorden, wenn ich mein Glück, wie er es nannte, muthwillig von mir stieße. Das Uebrige ist Euch bekannt. Ich war ein Kind des Todes, wenn nicht der Engel Gottes mir einen großmüthigen Beschützer herbei führte.«

»Schlimmer als Tod,« murmelte Hermann.

»Nein, nicht schlimmer als Tod,« erwiederte Amal-

berge, »denn ich hatte längst mich auf den schlimmsten Fall gesichert. Seit jener Begebenheit im Kloster trug ich Gift in meiner Tasche. Wenn jede andere Hoffnung schwand, so sollte das mich retten.«

»Ha! darum?« rief Hermann entzückt, und wollte schon zu ihren Füßen stürzen, als er plötzlich Puttli's Stimme wieder zu vernehmen glaubte, die ihm das Brieflein vorlas, dessen schrecklicher Inhalt ihn aus Bamberg vertrieb.

»Fräulein,« stotterte er, »ich muß noch eins von meinem Herzen wälzen. Eure Aufrichtigkeit macht mir Muth. Werdet Ihr auch das Gräßlichste bekennen?«

»Das Gräßlichste?« wiederholte Amalberge mit Erstaunen, »ich habe nichts mehr zu bekennen.«

»Ihr habt ein Kind ermordet —«

Sie schauderte. »Seid Ihr von Sinnen?«

»Mögt Ihr läugnen, daß vor wenigen Tagen ein Brieflein sich in Eurer Tasche befand, ein Brieflein ohne Unterschrift, doch sonder Zweifel von einem glücklichen Buhlen, der Euch dankte, daß Ihr sein Kind ermordet, und Euren guten Ruf dadurch in Sicherheit gestellt?« — Hermann stutzte nicht wenig, als Amalberge plötzlich in ein lautes Gelächter ausbrach. Sie eilte zu ihrem Weberstuhl, nahm einen Garnknäuel, und wickelte hastig das Garn von einem zusammengefalteten Papier, welches sie ihm hinreichte. »Meint Ihr dieses Brieflein?«

»Ja.«

»Es ist von meinem alten Oheim. Ihr kennt seinen

Hang zu Spöttereien. Als ich mein Abenteuer im Kloster ihm erzählte, wüthete er anfangs, und wollte sein Schwert dem Komthur durch den Leib jagen. Ich führte ihm unsere Armuth, unsere Ohnmacht zu Gemüthe, und daß es besser sei, von dem mißlungenen Bubenstück zu schweigen, als böser Zungen Spiel zu werden und die Rache des Mächtigen auf uns zu laden. Es gelang mir, ihn zu besänftigen. Doch konnte er, wenige Tage nachher, dem Kitzel nicht widerstehen, ein langes, beißendes Spottgedicht auf den Komthur zu verfertigen, das er am Hofe verstreuen wollte. Ich zitterte vor den Folgen, bat um das Gedicht, als ob ich es lesen und abschreiben wollte, warf es aber in's Feuer. Das nennt er nun in diesem Brieflein scherzend, den Mord seines Kindes."

Wer mag schildern, wie dem Jüngling zu Muthe war, als er die Geliebte rein und makellos vor sich stehen sah? — Liebe und Beschämung beugten seine Knie, und ihm verzieh die Liebe den häßlichen Argwohn. Am andern Tage stellte er Amalbergen als seine Braut dem grinsenden Komthur vor. Der alte Ritter Kunz besang das Hochzeitfest in schönen Reimen, und ein glückliches Paar bestieg das hochzeitliche Lager.

Täglich entdeckte Hermann an seiner Gattin neue Vorzüge. Nur einen Fehler hatte sie gemein mit allen ihren Schwestern, die Neubegier. Sie rastete nicht eher, bis sie, in einer traulichen Stunde, dem Gatten das Bekenntniß abgelockt, wie er den Inhalt ihrer Tasche so genau kennen gelernt. Zwar mußte sie ihm eidlich geloben, das Ge-

heimniß treu zu bewahren, und hielt auch ihr Gelübde viele Jahre lang. Doch als ihre schönen Töchter heran wuchsen, konnte sie doch dem Drange nicht widerstehen, es diesen mitzutheilen. So ging es im Stillen von Munde zu Munde, und gelangte endlich bis in unser Jahrhundert, in dem die Damen, mehr als vor alten Zeiten, triftige Gründe haben mochten, ihre Taschen nicht umzukehren. Denn siehe da, um der Gefahr auszuweichen, durch einen boshaften Puttli verrathen zu werden, faßten sie plötzlich und einmüthig den Entschluß — künftig keine Taschen mehr zu tragen.

Sendschreiben eines Garkochs in Krähwinkel an einen Restaurateur in Berlin.

(Ein Appendix zu dem Sendschreiben des Herrn Doktor Garlieb Merkel an den Herrn Professor Heeren.)

> Ich kenne wenig so zeitverderbendes, als das Prüfen gewisser Prüfungen.
>
> Merkel's Sendschreiben. S. 8.

Mein Herr!

Die erste Ihrer Pasteten, welche ich gespeist, hat mich auf immer zu Einem Ihrer aufmerksamsten Gäste gemacht, und jedes neue Ragout von Ihnen erhöht meine Hochachtung. (Verzeihen Sie mir die Phrase. Mein Sohn, der in Secunda geht, spricht: man sage nicht gern eine Hochachtung erhöhen, weil eine Achtung ohnehin

schon für erhöht zu halten, so bald sie hoch sei; aber der Herr Doktor Merkel muß es doch besser verstehen, als mein Secundaner.

Ich merke schon, daß, seit ich meine Küchenzeitung herausgebe, Sie mich öfter als zuvor mit Ihren Briefen beehren. Man hatte es mir wohl vorher gesagt: Schreibe der Herr nur eine Zeitung, so darf er sich eben so gut einbilden, als Herr Kuhn, daß er ein großer Mann geworden. Auf den Inhalt kommt es eben nicht an, wenn er nur beißig ist. Denn wer von ferne einen vierbeinichten Hauswächter sieht, dem nicht zu trauen ist, der kommt ihm entweder nicht zu nahe, oder er zieht ein Stücklein Brot aus der Tasche und wirft es dem Knurrenden hin, damit er ihn vorübergehen lasse, ohne ihm das Kleid vom Leibe zu reißen.

Liebwerthester Herr Kollega! meine Küchenzeitung hat guten Fortgang. Ich beriече und verkoste jede Schüssel, die dem Publikum vorgesetzt wird. Die Schüsseln meiner Freunde finde ich jederzeit trefflich gewürzt, an denen meiner Feinde hingegen kein Körnchen Salz; woraus Sie denn schließen mögen, daß es kein Spaß ist, mit mir zu spaßen; denn ich blase meine Backen so künstlich auf, daß Jedermann glaubt, ich hätte etwas im Munde. Sie haben daher sehr wohl gethan, an mich zu schreiben und mir die herkömmlichen Komplimente zu machen, wofür Sie schon einmal an Einer Ihrer Schüsseln den Pfeffer vergessen dürfen.

Mein hochgeehrter Herr Kollega verlangen, daß ich Ihnen meine Meinung über das Sendschreiben des Herrn Doktor Garlieb Merkel an den Herrn Professor Heeren

eröffnen soll, weil dieses Sendschreiben für die edle Kochkunst von großer Wichtigkeit sei; denn — sagen Sie mit Recht — wenn die ganze Menschheit im steten Fortschreiten begriffen ist, so muß auch die Kochkunst, diese Blüte der Menschheit, sich immer mehr vervollkommnen, weil sonst alles übrige Fortschreiten von gar keiner Bedeutung wäre, sintemal der Magen gleichsam die Seele der Menschheit ist.

Vor allen Dingen erlauben Sie mir zu bemerken, daß es doch ein trefflicher, obgleich von Ihnen belächelter Einfall von mir war, in meiner Garküche eine Lesebibliothek anzulegen, denn man kann durchaus die Menschen auf keine andere Weise zum Lesen bringen, als wenn man ihnen etwas zu essen dabei vorsetzt, und ich würde nicht einmal die Ehre haben, jenes berühmte Sendschreiben zu kennen, wenn ich es nicht, im Vertrauen auf den Namen des Verfassers, mit dem letzten Kaviartransport für meine Lesebibliothek verschrieben hätte. Ich selbst habe es nun wohl eigentlich nicht gelesen (denn ich habe mehr zu thun, wie man zu sagen pflegt, wenn man nichts zu thun hat), aber meine Gäste, wenn sie satt waren, hab' ich viel darüber schwatzen hören, besonders unsern Stadtphilosophen, der, weil er eine vortreffliche Lunge hat, zugleich Stadtthürmer und Mitarbeiter an meiner Küchenzeitung ist. Nun, der hat beim Schluß der Mahlzeit immer das große Wort geführt, und ich habe ihm mit Verwunderung zugehört, und habe ihn willig gemacht, seine Gedanken aufzuschreiben. Es kostet mich eine Bouteille Naumburger und zwei Flaschen Köstrizer. Diese

Gedanken gebe ich mir die Ehre — (ein Ausdruck, den ich auch vom Herrn Doktor Merkel gelernt, der alle Ehre sich selber gibt) hier beizulegen und wünsche richtigen Empfang.

Es ist kürzlich eine Frage aufgeworfen worden — so hebt der Stadtphilosoph und respektive Stadtthürmer an — nicht um zu fragen, sondern um zu antworten, denn gewisse Philosophen fragen nur dann, wenn sie die Antwort schon im Sacke haben. Jene Frage lautet wie folgt: Ist das stete Fortschreiten der Menschheit ein Wahn? (Da kommt der Secundaner schon wieder und spricht: Das wäre kein Deutsch. Wie? der Herr Doktor hätte schon auf dem Titelblatte ein Böcklein geschossen? — Ist der Glaube an das stete Fortschreiten der Menschheit ein Wahn? oder: Ist es ein Wahn, daß die Menschheit fortschreitet? So müßte es heißen, spricht der Secundaner. Man könne zum Beispiel wohl sagen: Ist es ein Wahn, daß ich das Regiment marschiren sehe? aber nicht: Ist das Marschiren selber ein Wahn? — Die Frage, wie Herr Merkel sie gestellt, setze, was noch erwiesen werden soll, bereits als existirend voraus. — Doch das sind Minima, um die ein Philosoph sich nicht bekümmert. Genug, wir wissen, was der Herr Doktor hat sagen wollen.)

Und die Antwort? — Nein! das stete Fortschreiten der Menschheit ist kein Wahn. Wir schreiten tapfer darauf los, und werden nächstens die Siebenmeilen-Stiefeln anziehen. Da diese Schrift auch für meinen Gönner, den Herrn Garkoch in Krähwinkel, von großer Wichtigkeit ist — (sintemal

die Menschheit, wenn sie immer fortschreiten soll, bisweilen restaurirt werden muß) — so habe nicht ermangeln wollen, hie und da ein Blättchen derselben in Betrachtung zu ziehen, bevor er seine Bonbons oder Diavolini's hinein wickelt.

Da stoße ich zuerst auf das schöne Bild, S. 5: Die Geschichtforschung ist eine Wurzel, das Talent des Geschichtschreibers erzieht daraus eine Pflanze, die aber nicht blühen kann, wenn nicht die pragmatisirende Philosophie die Blüte entwickelt. Nun kann zwar nimmermehr dieselbe Kraft, welche die Blüte entwickelt, sie auch befruchten, hier ist aber eine Ausnahme von der allgemeinen Regel, denn die Philosophie befruchtet auch die Blüte, welche sie selber entwickelt hat, und nun erst kann der praktische Verstand Nutzen von ihr ernten, und dieser Nutzen ist am Ende doch der Werth des Ganzen.

Sehen Sie, mein werther Herr, Sie haben wohl bisher geglaubt, eine Geschichte sei ein Kunstwerk, welches zwar nebenher auch Nutzen bringen könne, aber, so wie jedes andere mit den Musen erzeugte Kind, nicht mit dem kurzen Maßstabe der Nutzanwendung gemessen werden dürfe. Hingegen erfahren Sie nun, daß am Ende doch der Werth des Ganzen (Tacitus zum Exempel) blos im Nutzen besteht.

Schon daraus können Sie das erfreuliche Fortschreiten der Menschheit ersehen, daß wir den schalen Kunstansichten jetzt entsagt, und Alles auf den Nutzen zurückgeführt haben.

Um Ihnen noch mehr Vertrauen zu dem Verfasser einzuflössen, muß ich Ihnen sagen, daß sein Tempel der philosophischen Wahrheit auf keiner Bergspitze, sondern nur auf einem mäßigen Hügel steht (S. 8), und daß er nicht wie andere Leute, langsam hinein spazirt, sondern ihn quer durch die Hecken erstürmt. Nun steht er aber darin, mitten darin und blickt erhaben um sich. Zwar ist, was er vorträgt, nicht neu — das gesteht er selber — aber das Alte ist neu von ihm gedacht, und, wie er sehr bescheiden hinzu fügt, noch nie mit so entsprechender Klarheit und Kraft vorgetragen worden.

So wollen wir denn einige dieser klaren Kraftsätze näher beleuchten; denn es ist nichts auf der Welt so klar, die liebe Sonne nicht einmal ausgenommen, daß es nicht noch ein wenig beleuchtet werden könnte.

»Das bleibende Lebensgeschäft aller, zur Thätigkeit organisirten Wesen, ist, sich von ihren Umgebungen Fortdauer und Wohlsein zu gewinnen.« (S. 9.)

Mein Gönner bemerke, daß der Verfasser hier besonders auf dessen edle Kunst zielt. Wenn die Herren Garköche, Traiteurs, Restaurateurs u. s. w. aus ihren Umgebungen, den Rebhühnern und Kapaunern eine schmackhafte Pastete bereiten, so befördern sie dadurch die Fortdauer und das Wohlsein der Menschen; folglich sind sie weit über den Homer erhaben, der, als er die Iliade dichtete, Alles von seinem Genie, nichts von seinen Umgebungen gewann; auch weit über Lalande und seines Gleichen, die schwerlich die Berechnung einer Kometen-

bahn zu ihren Umgebungen zählten. Sie sehen, daß das, was unwissende Leute bisher den gröbern Egoismus nannten, eigentlich unser bleibendes Lebensgeschäft ist, wenigstens das des Verfassers, der sich hier — wie man zu sagen pflegt — rein ausgesprochen hat. Von moralischer Veredlung ist keine Rede; wenn uns nur wohl und behaglich ist. Das Wort Fortdauer bezeichnet hier nicht etwa einen Zustand nach dem Tode, sondern blos die Verlängerung unserer irdischen Existenz.

Es hat Leute gegeben, und gibt deren noch, die sich von dem bleibenden Lebensgeschäfte des Menschen einen ganz andern Begriff machten. Sind wir bestimmt über das Grab hinaus zu schreiten — so raisonniren solche Schwärmer — so müssen wir leben um sterben zu lernen, das heißt, wir müssen als moralische Wesen uns vervollkommnen, sonst ist alles Fortschreiten der Menschheit nicht einen Pfifferling werth.

Von dem geistigen Vermögen des Menschen hatten wir bisher (nach des Herrn Doktors Angabe S. 40) zwanzig Namen und sinnreiche Definitionen, allein ihm war es vorbehalten, sie Alle in Eine erschöpfende zusammen zu drängen. Es besteht nämlich darin: ungefesselt vom Instinkt Erfahrungen zu machen, und diese zu Erfindungen zu benutzen, denn benutzt muß Alles werden.

Diese erschöpfende Definition erzeugt die Besorgniß, daß die Geisteskraft des Herrn Doktors sich in dem, von seinen Umgebungen gewonnenen Wohlsein ein wenig

erschöpft habe. Was ist denn Instinkt? — Der Naturtrieb der Erhaltung, der in keinem Augenblicke des Lebens von dem Menschen weicht. Er ist eine köstliche Mitgabe des Schöpfers, als er mit der Erde uns vermählte, keine Sklavenkette. Man kann eben so wenig vom Instinkt als von der Denkkraft sagen: man werde durch ihn gefesselt. Er ist unser getreuer Begleiter durch das ganze Leben, und ohne ihn könnten wir geradezu gar keine Erfahrungen machen. Darin haben wir vor den Thieren nichts voraus: die Mutter aller Erfahrungen ist der Instinkt. Das ist so wahr, daß sogar der Herr Doktor Garlieb Merkel seine erschöpfende Definition auf der nämlichen Seite wieder vergißt und demüthig bekennt: »Vom Bedürfniß gespornt beobachtet der Mensch und gelangt zu Erfahrungen.« Wer hat denn aber dem Bedürfniß die Sporen angelegt? Doch wohl der Instinkt? der sie dann dem geistigen Vermögen mittheilt, gleichwie die Nezhaut im Auge das empfangene Bild durch den Sehnerv dem Gehirne überliefert.

Und was macht nun das geistige Vermögen mit der Erfahrung? Es benutzt sie zu Erfindungen, das ist klar. Denn als Copernikus die Erfahrung machte, daß die Sonne still stehe, so benutzte er selbige sogleich zu der artigen Erfindung, die Erde um sie herum spaziren zu lassen.

»Es gibt nur zwei Verhältnisse,« so fährt der berühmte Verfasser S. 11 fort, »aus welchen alle Erfahrungen herfließen, und auf die sich alle Erfindungen beziehen; das

Erste ist das der Menschheit zur übrigen Natur (das heißt eines Theils zum Ganzen). Das Zweite, das ihrer Glieder oder Gliedermaßen zu einander.“ (Es gibt Leute, die noch ein drittes Verhältniß, und zwar das Wichtigste, anerkennen: das der Menschheit zur Gottheit! aber freilich existirt es für keinen, der sein eigner Gott ist. Es scheint jedoch, daß, wenn wir dies Dritte ganz aus dem Spiele lassen, wir in eine etwas bedenkliche Brüderschaft mit den Affen und Bibern gerathen; denn die beiden Ersten sind uns mit ihnen gemein. Doch weiter.)

»Wornach strebt der Mensch? — Die Natur immer allgemeiner kennen zu lernen und tiefer zu ergründen. Warum? — um desto mehr Nutzen aus ihr zu ziehen, und sie um desto vollkommner zu beherrschen.“ Und darin soll er denn auch schon so weit gekommen sein, daß bei der Uebersicht dessen, was er erreicht hat, nur Stupidität (auf deutsch Dummheit) vor Bewunderung und stolzem Selbstgefühl sichern könne. Herr Garlieb Merkel ist aber gar nicht stupid, sondern er empfindet wirklich jenes stolze Selbstgefühl, so oft er sich betrachtet.

Also wäre die Menschheit eine Schmarutzerpflanze, die Allem, woran sie klebt, den Lebenssaft aussaugt? — Es scheint, daß, wenn ein Theil aus dem Ganzen immer fort und immer mehr Nutzen zöge, das Ganze endlich darunter leiden würde, so wie ein Körper leidet, wenn aller Nahrungssaft eins seiner Glieder anschwillt. Es scheint auch, daß, wenn ein Theil das Ganze vollkommen beherrschte, das Letztere sich eben nicht wohl dabei befinden wür-

de, indem es die ewigen, ihm aufgestempelten Gesetze nicht mehr befolgen dürfte; denn so lange es diese befolgte, würde es ja nicht beherrscht. Es scheint ferner, die Natur sei so organisirt, daß sie allen ihren Theilen nur so viel einräumt, als geschehen kann, ohne das Verhältniß zu dem Ganzen zu stören. Denn die Vervollkommnung dieses Ganzen möchte wohl des Schöpfers verborgener Zweck sein, nicht eines Theils desselben; und wenn man annehmen wollte, die ganze Natur sei nur um des Menschen willen geschaffen, so klänge das wohl mehr theologisch als philosophisch. Man sieht wohl, daß der Wahrheitstempel des Herrn Merkel auf einem mäßigen Hügel steht, denn in dem eigentlichen Wahrheitstempel auf einer hohen Bergspitze eröffnet sich eine viel weitere Aussicht. Da verschwindet der Mensch als ein winziger Theil des Ganzen, und sein stolzes Selbstgefühl erlöscht, ohne daß er darum stupide zu werden braucht. Sein Streben, die Natur zu kennen und zu beherrschen, kann man immerhin zugeben; es ist eine Kraftäußerung seines geistigen Vermögens; aber mit dem Fortschreiten sieht es bedenklich aus, trotz aller der erhabenen Beispiele, die der Herr Verfasser anführt. Denn erstens hat es vor mehreren tausend Jahren Zeiten und Völker gegeben, in und bei welchen alle diese gerühmten Erfindungen schon existirten, zu einer Zeit etwas vollkommner, zu der andern etwas unvollkommner; und vielleicht — ja gewiß — waren die Genossen jener Zeiten wiederum einer noch älteren Vorzeit auf der Spur, die sich

einer noch größeren Vollkommenheit der Erfindungen rühmen durfte.

Wenn man aber auch das nicht annehmen will, so ist zweitens das, was der Mensch jetzt weiß und kennt, im Verhältniß zu der übrigen Natur, die er noch nicht kennt, so unendlich wenig, daß es, von einem höhern Standpunkte betrachtet, als ein papierner Drache erscheint, durch den ein Knabe mit dem Monde in nähere Bekanntschaft zu gerathen hofft. Wenn eine Saite weniger als zwanzig und mehr als viertausend Schwingungen macht, so hören wir den Ton nicht mehr, und mit solchen armseligen Sinnen wollen wir die Natur beherrschen? — Noch sind wir nicht einmal tiefer als eine Viertelmeile in den Boden gedrungen, auf dem wir herum wandeln, und haben also noch acht hundert neun und fünfzig drei Viertel Meilen tief zu graben, ehe wir bis zum Mittelpunkte gelangen, und ehe das nicht geschieht, werden wir Millionen Erscheinungen doch nie erklären können.

Es scheint überhaupt, als nähme die Natur (ich meine die sichtbare Schöpfung) auf unsere Vervollkommnung nicht mehr und nicht weniger Rücksicht, als auf die Vervollkommnung einer Brennnessel. Diese wächst in üppigem Boden bisweilen außerordentlich stark und hoch, wenn sie sich aber deswegen einbilden wollte, sie habe sich vervollkommt und werde sich künftig noch immer mehr vervollkommnen, so würde ihr stolzes Selbstgefühl Stupidität zu nennen sein. Denn wenn Herr Merkel fragt: »ob es eine Grenze gebe? oder ob die Natur in ihrer Benutzung uner-

schöpflich sei?" so darf man ohne Vermessenheit antworten: Es gibt eine Grenze, wenn wir gleich nicht wissen wo. Nur so viel lehrt uns die Erfahrung: weit entfernt ist sie nicht, wir stehen sehr nahe daran.

Noch Einmal: Die Natur ist ein großer Körper, der, nach ewigen Gesetzen, jeden seiner einzelnen Theile ausbildet. Aber eben so wenig als unser kleiner Körper irgend eins seiner Glieder ungestraft auf Kosten des Ganzen allzu üppig ausbilden kann, eben so wenig kann die Natur einem ihrer Theile die Kraft verleihen, sie, das Ganze, vollkommen zu beherrschen. Dazu ist auch das geistige Vermögen — (der Herr Doktor nimmt sich außerordentlich in Acht, das Wort Seele auszusprechen) — uns keineswegs verliehen worden. Um Fortdauer und Wohlsein von unsern Umgebungen zu gewinnen, bedürfen wir nur des Instinkts, so wie alle andere Thiere. Was uns über diese erhebt, steht mit der sichtbaren Schöpfung in keiner Art von Verhältniß, oder sollte wenigstens in keinem zu ihr stehen; man sollte nie die Wachskerze vom Altare nehmen, um in der Schenke dabei zu würfeln. Es geschieht aber freilich oft genug, und dieser Mißbrauch ist es eben, der uns verleitet, auch dann, wenn blos von unsern Verhältnissen zu der Natur die Rede ist, uns als von ihr abgesondert, als ein über sie erhabenes Wesen zu betrachten, welches wir doch nur in dem dritten, von Herrn Merkel unberührten Verhältnisse der Menschheit zur Gottheit sind. Jener Dünkel also ist unsere Stupidität und

folglich auch die des Herrn Verfassers. Der thierische Körper, durch den wir an die Natur gefesselt sind, hindert uns auch sogar am Fortschreiten in unserm dritten Verhältnisse, welches uns blos die süße Ahnung gewährt, daß wir einst darin fortschreiten werden.

Das zweite, von dem Herrn Doktor S. 14 aufgestellte Verhältniß, »das der Kultur unsers Geschlechts zum Grunde liegt, und in dessen Veredlung das Fortschreiten der Menschheit besteht, ist das der Glieder oder Gliedermaßen zu einander.»

Daß unsere Kultur diesem Verhältniß ihren Ursprung verdankt, ist freilich ein wahrer, aber ein sehr alter Gedanke. Es ließe sich viel darüber plaudern, was aber doch auch nur alt sein würde.

Ein paar Bemerkungen mögen doch nicht überflüssig sein. Der Herr Doktor sagt S. 15: »Das Menschengeschlecht erringe die Herrschaft über die materielle Natur und ihre Kräfte durch die ihr fremde Kraft des Geistes.» Er beweist aber nicht, daß diese Kraft ihr fremd ist. Was er hier Geist zu nennen beliebt, ist blos Instinkt. Der Mensch hat keinen Geist, nämlich im Verhältniß zu der materiellen Natur. Auch der Biber hat die Herrschaft über die Natur errungen, sie muß ihm die Materialien zu seiner Hütte liefern. Daß der Mensch seinen Instinkt vervollkommt hat, und vielleicht noch mehr vervollkommnen wird, beweist nichts weiter, als daß diese seine Kraft noch im Wachsen ist, nicht aber daß sie immer fort wachsen werde. Die Ephemere lebt bekanntlich nur einen Tag

und hat in der Mitte dieses Tages ihr höchstes Wachsthum erreicht. Wie, wenn nun ein Jüngling von zwanzig Jahren zu ihr spräche: ich wachse schon zwanzig Jahre länger als du, und folglich werde ich ewig wachsen? — Dasselbe Verhältniß findet zwischen dem Instinkt der Thiere und der Menschen Statt. Auch Jener ist gewachsen; er ist jetzt ausgebildeter als am Schöpfungstage. Das Affengeschlecht zum Beispiel hat sicher lange gelebt, ehe es die Erfahrung machte, daß der Mensch seine Früchte durch die Affen nicht wolle stehlen lassen, und nun erst lehrte es der Instinkt, beim Stehlen Wachen auszustellen. Dürfte aber deswegen ein Affen-Philosoph die Frage aufwerfen: »Ist das stete Fortschreiten der Affenheit ein Wahn?«

Die Menschen sind ein neues Geschlecht, ihr Instinkt wird noch immer durch mancherlei Erfahrungen geschärft, und deswegen bilden sie sich ein, ihres Fortschreitens werde kein Ende sein. Eben so würde ein Kind auf einer wüsten Insel, wenn es merkte, daß es mit jedem Jahre größer werde, sich einbilden, daß es sich einst werde in Acht nehmen müssen, mit dem Kopfe nicht an den Mond zu stoßen.

Die materielle Natur beherrscht der Geist nur im Geiste, und so entstand die Iliade, und so entstand die Wahrnehmung einer Kometenbahn, ohne daß Homer auf die Belagerung von Troja oder Lalande auf die Kometenbahn selber den mindesten Einfluß hatte.

Seite 15 heißt es ferner: »Die Menschheit habe ihren Gefühlen ein Sittengesetz abgelauscht.« Heiliger Kant! bitte für uns!

Hier hätte Herr Garlieb Merkel durchaus eine Definition von dem Gefühle geben sollen, welches er zur Quelle des Sittengesetzes macht; da würde sich gefunden haben, daß Gefühl hier blos ein anderer Name für sein geistiges Vermögen ist, eben so wie Fantasie, aus der er die Religion und Verstand, aus dem er die Gesetze herleitet. Wenn aber das Ringen aller dieser Kräfte (wie der Verfasser zugesteht) bis jetzt vergebens war, »um den Geist in seinen Neigungen bleibend zu bändigen ohne ihn zu lähmen," wie mag er denn fortschreiten im Guten? —

Ja so! im Guten soll er auch nicht fortschreiten, sondern nur in der Kunst, immer mehr und mehr Nutzen aus der Natur zu ziehen, sie zu beherrschen, und mit Einem Worte, eine Schlaraffenwelt aus ihr zu machen. Wenn das ist — freilich, so könnte man ihm das Fortschreiten zugeben, wenn nur etwas dabei gewonnen wäre. Das wäre aber blos ein Fortschreiten, wie das der Küchenjungen meines Gönners, die jetzt eine Sauce über ihr Fleisch zu machen verstehen, da sie es vorher aus dem Salze aßen. O wie tief würdigt Herr Merkel die Menschheit, und folglich auch sich selber herab!

Es gibt nur einen einzigen Maßstab für unser gerühmtes Fortschreiten, nämlich den: ob das dem Gefühl abgelauschte Sittengesetz nun wirklich unter uns herrsche? oder ob Hoffnung vorhanden sei, daß es künftig mehr als bisher herrschen werde? Zwei Fragen, die ich aus der Erfahrung aller Zeiten beantworte, und daraus die Er-

findung ziehe, daß nichts zu hoffen sei. Wir müssen nicht blos mit Kant den Satz aufstellen:

> »Handle immer so, daß das Motiv deiner Handlung zum allgemeinen Gesetz werden könnte;«

sondern wir müssen wirklich sagen und behaupten können:

> »Die Motive aller unserer Handlungen sind allgemeine Gesetze.«

Dann Triumph! dann ist die Menschheit vorwärts geschritten!

So lange aber ein Doktor der Philosophie in der Menschheit nur den Egoismus personifizirt; so lange er ihr ganzes Fortschreiten nur in das elende, wenn auch gelingende Bestreben setzt, der Natur mehr Genüsse abzugewinnen; so lange führt er gerade dadurch den Beweis, daß das Menschengeschlecht sich nicht vervollkommt.

Freilich deklamirt er: »Im Guten, wie im Bösen, wächst die Menschheit über die Schranken hinweg, welche sie selber sich stellte« — (sie hat sich deren nie gestellt) — »sie werden erweitert, vervollkommt, fester, auf einsichtsvollere, edlere Motive gegründet« — (das sollte eben bewiesen werden, aber es läßt sich nicht beweisen.)

Er sagt S. 17: »Je schneller und kräftiger die Bildung eines Volkes steigt, desto näher ist sie ihrem Wendepunkte.« —

Er setze statt Volk Menschheit, so hat er eben so wahr gesprochen.

In einer Welt, wo, nach seinem Bekenntniß S. 18, »das Heiligste ein Werkzeug der Verworfenheit, das Mäch-

tigste kraftlos, das Heilsamste verderblich wird," da ist an keine Vervollkommnung der Menschheit zu gedenken. Zwar meint er, eben durch das stete Fortschreiten, und nur dadurch werde das Heiligste verworfen und das Heilsamste verderblich; aber wozu denn das Fortschreiten? blos um das Heiligste und Heilsamste zu zerstören? und wieder ein anderes Heiliges, ein anderes Heilsames an die Stelle zu setzen, was abermals zerstört werden soll?

Ihr armen Menschen! Alle die ihr gelebt habt und jetzt lebt! zu welchen elenden Werkzeugen würdigt man euch herab? Was habt ihr denn verbrochen, daß ihr euer Heiligstes verworfen, euer Heilsamstes verderblich sehen müßt? — Wie niederschlagend für die Tugend, wenn sie sich sagen muß: sie werde über kurz oder lang nicht mehr Tugend sein! sie habe diesen Namen nur für die kurze Spanne Zeit geführt, in welcher ihre Bekenner lebten! Künftig werde man sie verworfen und verderblich nennen! —

Zum Beweis dieses ungeheuren Satzes führt der Sophist S. 58 an: »Umwandlungen zum Bessern und zum Schlechtern, aus dem wiederum ein höheres Gute entspringt, gehören zu dem Wesen der Menschheit, wie »das Knospen, Entfalten, Verwelken der Blüte, damit eine Frucht entstehen — das Wachsen, Reifen und Vergehen der Frucht, damit neue Bäume wachsen, zum Wesen des Pflanzenreichs." Aber der Vergleich hinkt gewaltig. Sind denn die neuen Bäume nun bessere Bäume? sind es nicht wieder dieselben? und beweist dieser ewige

Wechsel nicht gerade umgekehrt, daß jede Vervollkommnung in der Natur ihre bestimmten Grenzen hat?

»Umwandlungen zum Schlechtern, aus welchen ein höheres Gute entspringt" — das ist die heutige Lieblingsphrase, durch die man Alles entschuldigt, der Satz hält aber in der Erfahrung nicht Probe. Etwas anderes entsteht, vielleicht auch wieder etwas Gutes, aber kein höheres Gutes, als schon tausendmal da gewesen ist. Und zwar liegt das nicht am Willen, sondern an der Kraft des Menschen, die nun einmal nicht weiter reicht, und nie weiter reichen wird. Denn nur mit der ganzen Natur zugleich kann, im Verhältniß zu ihr, die Menschheit sich veredeln. Von physischer Umgestaltung der Organisation muß diese Veredlung ausgehen. Es muß zuvor kein Gehirn mehr auf der Welt geben, in dem der tolle Gedanke (S. 18) Raum fände: Das Sittengesetz (welches, wohl zu merken, zuvor dem Gefühl abgelauscht worden) zerzupft die schöne Blüte des (nämlichen) Gefühls zu einem Wust dürrer Blätter u. s. w.

Die Klippe, an der das Schifflein der fortschreitenden Menschheit ewig scheitern wird, ist der Mißbrauch der physischen Gewalt, der als Thierheit ihr anklebt, und nie ganz von ihr geschieden werden kann. Alle Umwälzungen auf dem Erdboden entspringen aus diesem Mißbrauch, der folglich, nach Herrn Merkel's Meinung, die Quelle des höhern Guten ist. Möchte er dessen lange genießen, aber ganz allein!

Auf den folgenden Seiten sind allerlei, schon oft ge-

sagte Dinge etwas unsanft bei den Haaren herbei gezogen, die in gar keiner nahen Beziehung mit der aufgestellten Frage stehen, sondern blos einem politischen Glaubensbekenntniß zum Vehikel dienen, welches abzulegen der Verfasser einen Drang verspürte. Es ist nämlich von Universalmonarchie die Rede, und von all dem Verderblichen, was daraus entspringen kann oder muß; und von nun an verwechselt der gelehrte Herr Doktor (dem es blos an einer Kleinigkeit, nämlich an klaren Begriffen fehlt), die Kultur der Völker mit der Vervollkommnung der Menschheit. Jene ist ganz etwas Anderes als diese. Ein Volk kann sehr kultivirt, und doch dabei in Vervollkommnung seiner Menschheit rückwärts geschritten sein. Exempla sunt odiosa.

Das ganze Geschwätz von Weltkultur, die, wenn sie an Einem Orte untergehe, am andern noch höher steige, ist kein Beweis für das Fortschreiten der Menschheit, welches einzig und allein in Vervollkommnung des moralischen Wesens bestehen kann. Freilich hat ein Egoist, der blos der Natur Genüsse abgewinnen will, keinen Sinn für diese Behauptung.

Nach seiner beschränkten, gemeinen und ganz materiellen Ansicht entscheidet er auch keck: Daß unsere Bildung weit höherer Art sei, als die der Alten; denn erstens, sagt er, benutzen wir die Natur besser (dieses Benutzen ist nun einmal seine Lieblingsidee). Zweitens »sind die staatsgeselligen Verhältnisse des jetzigen Europa nach liberalern, edlern, gerechtern Grundsätzen geord-

net als bei den Alten.“ Ja wahrhaftig, das steht S. 41. Ueber solche Sätze ein Wort verlieren, wäre Thorheit. Den Herrn Doktor selbst hat bei dem zweiten das Gewissen ein wenig gepricket, denn es ist drollig zu sehen, wie er, S. 45, sich windet und krümmt, um ihn durch eine Sophisterei zu stützen. Da aber diese morsche Stütze das Schaugerüst nicht tragen will, so wirft er, auf den folgenden Seiten, drei Fragen auf:

1. Was galt im Alterthum der Mensch als solcher, wo sich keine staatsbürgerliche Rücksicht einmischte?
2. Was galt er den Staatsverfassungen der Alten?
3. Was galt er beim Konflickt der Völker?

Natürlich beantwortet er sie alle drei zu Gunsten der Neuern, wohl wissend, daß man nicht Alles dagegen sagen darf, was man sagen könnte; und daß, wenn man es dürfte, das unwidersprechliche Resultat hervorgehen würde, daß die Neuern den Alten in keinem Stücke etwas vorzuwerfen haben.

Indessen, so beschränkt hier auch die Mittel sind, die dem Vertheidiger der Alten übrig bleiben, so möchte leicht auch das Wenige schon hinreichen, den Herrn Doktor Garlieb Merkel zu beschämen, so schwer das auch sein mag.

Also bei der ersten Frage: was galt der Mensch als solcher den Alten? will ich nur an unsern abscheulichen Negersklavenhandel erinnern, diese Schande unserer Zeiten, wo wir auch eine Erfahrung zu einer Erfindung benutzt haben, aber großer Gott! welch' eine Erfindung! — Der Herr Doktor lese in Zimmermann's

Taschenbuche die Beschreibung eines Sklavenschiffes, und schaudere (wenn er kann) und behaupte noch (wenn er kann), daß die Alten ärgere Grausamkeiten gegen Fremde verübt. In diesem Punkte sind wir also nicht vorwärts geschritten, ja, der Negersklavenhandel ist sogar ein Schritt rückwärts, und gehört zum Charakter der europäischen Kultur. Freilich macht man jetzt Versuche ihn aufzuheben, und, wenn sie gelingen, so wird man einem künftigen Merkel diesen Handel nicht mehr vorrücken können; allein vor der Hand ist schon dadurch erwiesen, daß wir am Ende des achtzehnten Jahrhunderts den Alten noch nicht vorausgeschritten waren.

Bei der zweiten Frage gesteht der Herr Doktor selbst, daß, in den kleinen Republiken der Alten, die Rechte der Bürger sehr viel ausgedehnter waren, als in unsern Staatsverfassungen; hingegen habe es auch dort eine weit zahlreichere Menschenklasse gegeben, die gar keine Rechte hatte und blos der Willkür jener überlassen wurde, zum Beispiel die Heloten in Sparta. Nun solle man einen Blick auf die Gegenwart werfen. In allen europäischen Staaten stünden Mann, Weib und Kind unter der Obhut der Verfassung, selbst die Fremdlinge; Sklaven gebe es nicht mehr u. s. w., folglich — sei die Menschheit vorwärts geschritten.

Hier hat der Verfasser ganz Recht; vorausgesetzt, daß nie die Willkür von Einzelnen, zu Befriedigung einer ungezügelten Leidenschaft, mit dem Leben der Menschen spielen werde. Denn wenn das jemals geschehen sollte, oder schon irgendwo geschehen wäre, so möchten alle die gerühm-

ten Vorzüge unserer Verfassungen zerrinnen, und, wenn bei den Spartanern nur die Heloten der Willkür Preis gegeben waren, so möchten, in einem solchen Falle, die meisten Europäer für Heloten zu achten sein. Der Mann, mit allen seinen Rechten, würde alsdann seinem Herde entführt, das Weib, mit allen ihren Rechten, verzweifeln, und das Kind nur dadurch bedeutend, daß es für ein ähnliches Schicksal aufgespart werden könnte. Man pflegt die Lämmer, die man schlachten will, in abgesonderte Ställe zu setzen.

Solche Ausartungen gibt es freilich in Europa nicht, aber wie lange ist es denn her, als die Hessen noch nach Amerika verkauft wurden? und wenn der Verfasser nicht läugnen kann, daß solche Ausartungen möglich sind, so wird er auch gestehen müssen, daß unsere Staatsverfassungen, ob wir gleich die Namen der Heloten und Gladiatoren nicht mehr kennen, doch keiner inneren Vorzüge vor denen der Alten sich zu erfreuen haben, und folglich ist die Menschheit nicht vorwärts geschritten.

Es ist überhaupt lächerlich, bei einer solchen Untersuchung (wenn sie doch Statt finden soll) nicht weiter als auf die Griechen zurück zu gehen, das heißt, ein paar Schritte. Warum sollte man nicht annehmen dürfen, daß, schon ehe die wilden Horden der Pelasger aus Asien herüber kamen, es in Indien Staatsverfassungen gab, die den unsrigen wenigstens nicht nachstanden? Was meint Herr Garlieb Merkel, wie es in Indien aussah, als Kalidos seine Sakontala schrieb? oder als die Pagoden

von Mawelioparon noch nicht von den Wellen des Meeres bedeckt waren? Er hat Bailly's Geschichte der alten Astronomie wohl schwerlich gelesen. — Wenn wir doch nicht, wie vierjährige Buben, behaupten wollten, das Weihnachtsfest werde heute zum ersten Male gefeiert, weil wir zum ersten Male die Lichterchen auf einem Weihnachtsbaume brennen sehen.

Noch weniger möchte es dem Herrn Verfasser gelingen, uns, die lebende Generation, zu überreden, daß beim Konflikt der Völker (wie er sich sehr undeutsch ausdrückt) der Mensch jetzt mehr gelte als vormals, und daß die Ueberwundenen nur bei den Alten »in den Sklavenstand hinabgetreten, in die Fremde hinausgeschleppt worden.« Doch hier erfreut er sich des Vortheils, daß es scheint, als könne man ihm nicht antworten, weil man ihm nicht antwortet. Gesetzt, wir wären in diesem Punkte hie und da menschlicher geworden, so bilde sich Herr Merkel doch nicht ein, das sei ein Fortschritt unserer Kultur. — Schon als der Gothen König Totilas Rom einnahm, stellte er ein Muster der Milde auf, welches in späteren Zeiten wahrlich nicht immer nachgeahmt worden.

Das Beispiel, durch welches der Herr Doktor S. 50 das Andenken eines Mannes schänden will, der das herrliche Buch von den Pflichten geschrieben, ist so verkehrt dargestellt, daß es fürwahr der Mühe verlohnt, es ein wenig näher zu beleuchten, damit mein Gönner, der Garkoch, sehe, was ein Mann, dessen philosophisches und historisches Gewissen nicht allzu zart ist, sich erlaubt, wenn es

darauf ankommt, eine taumelnde Hypothese zu unterstützen. Zuerst die Darstellung des Verfassers:

Dem gebildetsten, talentvollsten Gelehrten der römischen Republik, demselben, welcher der bildenden Gewalt der Wissenschaften jenes Lob ertheilte, das durch seine Schönheit Gemeinspruch geworden ist, und der das Wort Humanität zuerst in dem zarten, die Menschheit ehrenden Sinn gebrauchte, den es bei uns hat — Cicero war die einjährige Verwaltung einer unbedeutenden Provinz und das Kommando eines noch unbedeutenderen Heeres zugefallen. Er unterließ nicht, Bericht auf Bericht nach Rom zu senden, mit welcher Uneigennützigkeit und Gerechtigkeit er sein Amt verwalte. In der Nähe seines Gouvernements lag aber eine kleine, noch freie Stadt, deren Namen, Pindenissum, er vorher nie gehört zu haben gesteht. Unter dem Vorwande, sie habe römische Flüchtlinge aufgenommen, griff er sie an, eroberte und plünderte sie, ließ ihre Einwohner als Sklaven verkaufen, und hielt es für sehr ungerecht, als man, bei seiner Rückkehr nach Rom, diesen ungeheissenen Räuberzug zu unbedeutend fand, um ihn durch einen Triumph zu belohnen."

Fast so viele Unwahrheiten als Worte. Und das wagt der Herr Doktor Garlieb Merkel an Heeren zu schreiben! an einen Professor der Geschichte, der zugleich einer unserer größten Geschichtschreiber ist! — Doch man soll beweisen. Wohlan! Erste Unwahrheit (oder soll ich es vielleicht Unwissenheit nennen? — Doch nein! hinter einem so vornehmen Tone darf man die nicht suchen).

»Eine unbedeutende Provinz.« Es war Cilicien, eine Statthalterschaft, die zugleich Pisidien, Pamphilien, und drei Landschaften in Asien sammt der Insel Cypern in sich schloß, eine Statthalterschaft, die der letzte Konsul Appius besessen hatte. Die nennt Herr Merkel unbedeutend.

„Ein noch unbeutenderes Heer.«

An römischen Truppen zwei Legionen, zwölftausend Mann Infanterie und sechzehnhundert Mann Kavallerie; dann die ganze Macht des Königs Dejotarus von Galatien; dreißig Cohorten und zweitausend Reiter; dann die Hilfstruppen aus den benachbarten Staaten. Das nennt Herr Merkel unbedeutend.

„Er unterließ nicht, Bericht auf Bericht nach Rom zu senden, mit welcher Uneigennützigkeit und Gerechtigkeit er sein Amt verwalte.« (In einer Note fügt Herr Merkel noch hinzu: sie habe am Ende doch nur darin bestanden, daß er fast jede Streitsache, durch deren gerechte Entscheidung er einen Mächtigen zu Rom wehe gethan hätte, seinem Nachfolger unentschieden zurück gelassen.)

Bericht auf Bericht! sollte man nicht glauben, Cicero habe dem Senat berichtet? — Keineswegs! es waren blos freundschaftliche Briefe an Attikus, die Herr Merkel Berichte zu nennen beliebt.

Verschiedene Städte und Gegenden befreite er von drückenden Schulden, mit welchen Geiz und Raubsucht der vorigen Statthalter sie belastet hatten. Nie duldete er,

daß für ihn oder seine Offiziere Kosten aufgewandt wurden. Einer seiner Legaten, L. Tullius, hatte auf einem Marsche Lebensmittel und Holz gefordert, wie es ihm von Rechtswegen zukam: nur Einmal hatte er es gefordert, nicht, wie seine Vorgänger, von jeder Stadt, von jedem Dorfe; dennoch beklagte sich Cicero, das sei ein Schandfleck seiner Regierung. Und solche Beispiele wagt Herr Merkel aufzustellen, als Beweis, daß die Neueren humaner verfahren! — Die Städte pflegten den Statthaltern große Summen zu zahlen, um die Winterquartiere der Armee in ihren Mauern damit abzukaufen; Cypern allein zahlte jährlich hundert Talente (eine Summe, die leicht dreimal hunderttausend Thaler betragen mochte), allein Cicero nahm nichts und verwendete noch obendrein alle seine eigenen, rechtmäßigen Einkünfte auf die Unterstützung der bedrückten Provinz. Man wollte ihm Denkmähler, Statuen, Tempel, metallene Rosse u. dgl. errichten; er verbat es als kostspielig, und begnügte sich mit dem Danke, der aus gerührten Herzen floß. Als er auf seiner Reise durch die asiatischen Landschaften Hungersnoth fand, sorgte er, dem Brauch zuwider, für sich und sein Gefolge auf eigene Kosten, und bewog die Kaufleute, dem Volke ihr Getreide für billige Preise zu verkaufen. Ungerechte Beamte zwang er, das dem Volke geraubte Geld zurück zu geben. — Zu ihm durfte Jeder ungemeldet kommen. Mein Kammerdiener, sagte er, braucht Niemanden den Weg zu bahnen. Vor Tagesanbruch stand er auf, und ging

bei offenen Thüren in seinem Saale auf und nieder. — Zuletzt legte er von seiner ganzen Verwaltung die strengste Rechenschaft ab, und lieferte eine ungeheure ersparte Summe in die römische Schatzkammer. Mit Einem Worte: Cicero war der Mann, der, als er seinem Freunde, dem Aedilen Cälius, Panther aus Cilicien schickte, sagen durfte: diese Thiere hätten sich über ihn beschwert, weil in seiner Provinz keinem andern Geschöpfe als ihnen Schlingen gelegt worden. — Und solche Beispiele wagt Herr Merkel aufzustellen, als Beweis, daß die Neuern humaner verfahren?

Doch weiter. Man lese noch einmal, was der Herr Doktor von Cicero's Kriegsthaten erdichtet; es ist mir ekelhaft zu wiederholen, und wenn man es gelesen, so vergleiche man es mit folgendem wahrhaften Bericht. Cicero rückte den Parthern entgegen. Als er vernahm, daß sie auf einem andern Wege in Syrien eingebrochen, und zu Antiochien den Cassinus eingeschlossen hielten, ging er in starken Tagemärschen über das Gebirge Taurus, nahm eine feste Stellung, und zwang die Parther zum Rückzug. Hierauf wandte er seine Waffen gegen die kühnen Räuber der Gebirge, die in Burgen, welche sie für unüberwindlich hielten, den Römern trotzten. Durch einen wohl berechneten, nächtlichen Marsch überrumpelte Cicero sie, nahm sie gefangen, oder ließ sie niederhauen, eroberte sechs Burgen und schleifte deren noch mehrere; ein Sieg, der so glänzend war, daß die Armee ihn zum Imperator ausrief.

Nach kurzer Ruhe führte er sein Heer nach einer andern

Seite des Hochlandes, wo ein freies, kühnes Räubervolk wohnte, dessen Hauptstadt, Pindenissus, auf einem steilen Hügel lag, durch Natur und Kunst befestigt war. Sie war die Freistatt aller Ueberläufer und die Herberge fremder Feinde, auch hatte sie, um eben diese Zeit, die Parther aufnehmen wollen. Cicero hatte also sehr triftige Gründe sie anzugreifen. Er belagerte sie sechs Wochen lang, und eroberte sie endlich, machte die Räuber zu Sklaven, nahm selber von der Beute nichts, sondern überließ sie seinen Soldaten. Durch dieses Beispiel geschreckt, unterwarf sich freiwillig eine muthige, benachbarte Völkerschaft, die Tiburaner. So verhält sich die Sache, die dem Cicero ohne Zweifel zu großem Ruhme gereicht, und die Herr Merkel einen ungeheißenen Räuberzug zu nennen beliebt.

Eine lächerliche Unwissenheit des gelehrten Herrn Doktors muß hiebei noch gerügt werden. Er sagt nämlich: Cicero gestehe selber, daß er den Namen Pindenissus nie zuvor gehört. Davon sagt Cicero nicht ein Wort, sondern schreibt an Attikus folgendergestalt: »Die Einwohner von Pindenissus ergaben sich mir nach einer Belagerung von siebenundvierzig Tagen. Aber was sind das für Menschen? wirst du fragen, ich hörte nie etwas von ihnen? — Dafür kann ich nicht.»

Also die Frage, die Cicero seinem Freunde in den Mund legt, hat Herr Merkel für dessen eigenes Bekenntniß genommen. Ei! ei! —

Nun noch die letzte gehässige Beschuldigung: Cicero habe es für sehr ungerecht gehalten, daß man ihm keinen Triumph zugestanden, welches nicht geschehen, weil der Senat den ungeheißnen Räuberzug für zu unbedeutend gehalten. — Nicht doch, Herr Doktor! der Senat hielt, was der Imperator Cicero gethan, für so bedeutend, daß er ihm ein Dankfest dekretirte. Den Triumph betreffend, schrieb Cicero an Attikus: »Ueberlege, was du mir wegen des Triumphes, zu dem mich meine Freunde auffordern, rathen sollst. Hätte nicht Bibulus einen Triumph gefordert — er, der, so lange ein Parther in Syrien war, seinen Fuß nicht aus Antiochien setzte — so würde ich schweigen, aber jetzt wär' es eine Schande, ruhig zu bleiben.»

In einem andern Briefe schrieb er: »Ich dachte an keinen Triumph, ehe Bibulus seine unverschämten Briefe schrieb:

Nun frage ich: ob es wohl möglich sei, in vierzehn Zeilen mehr Unwahrheiten und Verdrehungen gegen einen der berühmtesten Männer des Alterthums zu häufen, als der Herr Doktor Garlieb Merkel hier gethan hat? — und warum? — um zu beweisen, daß auch der Alte, der das Wort Humanität zuerst aussprach, sehr inhuman gehandelt habe, und daß, seit jener Zeit, die Menschheit fortgeschritten.

So benimmt sich Herr Merkel als Historiker, und sucht die Leser durch Vornehmthun von jeder Prüfung abzuschrecken.

Ich habe vielleicht länger als ich sollte bei diesem Punkte verweilt, aber es kam erstens darauf an, einen großen Mann zu rechtfertigen, dessen Ruhm auf eine so empörende Weise beschmutzt wurde; zweitens, dem leicht geblendeten Publikum zu zeigen, welches Vertrauen die historischen Beweise des Herrn Doktors der Philosophie verdienen.

Am Ende wirft er sich noch einmal in die Brust, und schließt mit folgenden Sätzen: »Versteht man unter dem steten Fortschreiten der Menschheit, daß irgend eine Nation, oder eine Familie von Nationen, in einer ununterbrochenen, nie endenden Folge zu immer höheren Stufen der Bildung emporsteigen könne, so hat die Geschichte diese Behauptung nicht nur schon oft widerlegt, sondern die Unmöglichkeit davon geht schon aus der Natur der Menschheit und ihrer beiden Hauptverhältnisse hervor.»

»Versteht man hingegen darunter, daß statt der untergegangenen Völker, sich immer neue in die Laufbahn der Weltkultur werfen, und diese bei jedem neuen Aufschwunge einen höhern, edlern Charakter gewinne, so ist dieses eine eben so oft von der Geschichte bestätigte Wahrheit, (?!) eine so entschiedene Natur-Nothwendigkeit, daß nur ein Wunder, welches alle Spuren und Erinnerungen der Vorzeit vertilgte, oder die Zerstörung unseres Planeten selbst, den ewig höher steigenden Flug zu hemmen vermöchten.»

Zuletzt spricht er noch ein vornehmes Anathema über diejenigen aus, die sich wohl gar einbilden möchten, das Menschengeschlecht könne sich zu höheren Verhältnissen auf-

schwingen, als die, welche es ihm festzusetzen beliebt hat. Der arme Stadtphilosoph von Krähwinkel gehört leider zu dieser Gattung, und glaubt steif und fest, daß man unter dem Fortschreiten der Menschheit weder das eine noch das andere, von dem Herrn Doktor Angeführte verstehen müsse.

Ja, wenn es wahr wäre, daß, so oft neue Völker sich in die Laufbahn der Weltkultur werfen, diese, bei jedem neuen Aufschwunge, einen höhern, edlern Charakter gewänne? so möchte man allenfalls einräumen, daß eben dieser höhere, edlere Charakter nach und nach die Vervollkommnung des moralischen Wesens herbeiführen würde, ohne welche (zwar ein Fortschreiten einzelner Menschen, aber) kein Fortschreiten der Menschheit denkbar ist; allein das ist nun einmal nicht wahr, und läßt sich aus der Geschichte durchaus nicht beweisen, vielmehr das Gegentheil.

Unsere Kultur ist der Stein des Sisiphus. Wenn wir ihn Jahrhunderte lang den Berg hinaufgewälzt haben, so rollt er wieder herunter und so wird es gehen in alle Ewigkeit. Wir haben manches Neue erfunden, dagegen manche alte Erfindung eingebüßt. Vielleicht würden wir nicht wenig erstaunen, wenn wir alle die verlornen Erfindungen auch nur dem Namen nach kennten, und oft ist uns schon widerfahren, daß wir eine neue Erfindung gemacht zu haben glaubten, die schon seit Jahrtausenden den Chinesern bekannt war, zum Beispiel das Pulver und die Buchdruckerkunst. Mit dem Verluste alter Erfindungen

gingen auch Genüsse verloren, die wir jetzt durch andere Genüsse ersetzt haben, das ist Alles. Dem Menschen kommt es wahrlich nur darauf an, daß er genieße, selten was er genieße. Wir bilden uns ein, unsere Genüsse vervielfacht, verfeinert und veredelt zu haben. Wenn die alten Babilonier wieder aufstünden, würden sie uns das vielleicht nicht einräumen. Schöpfen wir doch noch immer den feinsten Genuß, den die Musen gewähren, größtentheils aus den Werken der Alten.

Wir gleichen bei dem ganzen Streite nur den Damen, welche diejenigen ihrer Mitschwestern bemitleiden, die nicht nach der neuesten Mode gekleidet sind.

Nachschrift des Garkochs.

Was meinen Sie dazu, Herr Kollega? — Mein Stadtphilosoph möchte doch wohl Unrecht haben; denn wenn man nur eine spartanische Suppe mit einem Riz de veau à la tortue vergleicht, wie könnte man dann noch an dem Fortschreiten der Menschheit zweifeln!

Sisiphus.

In Verzweiflung stürzte der junge Wilhelm zu seinem alten Oheim in's Zimmer.

»Was hast du? warum so wild?«

»Können Sie sich das Abscheulichste denken! Vorige Woche sehe ich ein armes Mädchen, dem die Füße erfroren

waren, an der Straße liegen. Ich führe sie zu meiner Mutter, die sich ihrer erbarmt, sie heilt und kleidet, und, weil sie fleißig und gutmüthig ist, sie endlich gar in ihren Diensten behält. Da kommt heute der Pastor Brumm, der immer in den Spiegel guckt, um zu sehen, ob noch kein Heiligenschein um seinen Kopf strahlt, zieht meine Mutter geheimnißvoll bei Seite, zuckt die Achseln, und fragt, ob es wahr sei, was die ganze Stadt behaupte: daß sie meine Maitresse in's Haus genommen? — Ist das nicht zum Rasendwerden? für eine gute That wird mir ein böser Ruf."

»Hm!" sagte der Oheim, »als du vor einigen Monaten den dummen Streich machtest, dich, um eines Vortanzes willen, zu duelliren, da hieß es in der ganzen Stadt, du hättest dich für einen Greis geschlagen, der von deinem Gegner beleidigt worden, und Jedermann rühmte dich. Es war auch nicht wahr, so wenig als das, worüber du heute klagst. Hebe nun Eins gegen das Andere auf."

»Aber mein Gott!" erwiederte Wilhelm, »so ist es doch wahrlich um den Ruf eine erbärmliche Sache! Der gute wie der böse sind immer nur halb wahr."

»Oft nicht einmal halb," versetzte der Oheim, »mit jedem Tage wird er ungewisser. Ein paar Jahrhunderte nach dem Tode des Berufenen weiß man gar nicht mehr, was man daraus machen soll. Das müssen die gekrönten Helden sich gefallen lassen so gut als du, und dennoch trachten sie mit so rasender Begier nach einem Dinge, das alle Augenblicke eine andere Gestalt annimmt, wie die Wolke aus meiner Tabakspfeife. Sieh, da lese ich eben von

Sisiphus, der mag dir zum Beispiel dienen. Er herrschte in Corinth. Viele Dichter versetzen ihn in die Hölle, und messen ihm da ein saures Stück Arbeit zu. Er muß immer fort ein gewaltiges Felsenstück auf einen Berg hinaufwälzen, und wenn er meint, er habe die Spitze erreicht, so rollt es wieder herunter. — Warum erleidet er diese verdammte Strafe? — Der Eine sagt, er habe die Geheimnisse der Götter verrathen. Jupiter hatte die Egina, Tochter des Asopus, entführt. Der trauernde Vater bat den Sisiphus, der um die Entführung wußte, ihm zu entdecken, wo seine Tochter geblieben. Das that Sisiphus unter der Bedinnung, daß seine Burg vom Asopus mit Wasser versorgt werde. Dafür stürzte ihn Jupiter in die Hölle. — Ein Anderer behauptet, es sei geschehen, weil er seine Nichte Tyro verführt. — Ein Dritter schöpft aus dem Demetrius, einem alten Ausleger des Pindar über die olympischen Spiele. Diesem zufolge hat Sisiphus sterbend seiner Gemahlin befohlen, seinen Leichnam nicht zu begraben, sondern ihn mitten auf den Markt zu werfen. Sie gehorchte pünktlich, allein das nahm der Geist des Sisiphus übel, denn er hatte nur ihre Liebe prüfen wollen. Er bat den Pluto um Erlaubniß, die Unterwelt auf einige Stunden zu verlassen, um seine Witwe zu züchtigen. Es wurde ihm zugestanden, unter der Bedingung, zur bestimmten Zeit unfehlbar sich wieder einzufinden. Aber es gefiel den Sisiphus in der Oberwelt so wohl, daß er seine Zusage vergaß, und erst nach vielen Jahren von Merkur mit Gewalt wieder hinabgeschleppt wurde, wo er denn auf die angezeigte Weise büßen

mußte. — Noch Andere sagen, er sei wie ein Räuber in das attische Gebiet eingebrochen, und habe alle Fremde, die in seine Hände fielen, unter den grausamsten Martern hinrichten lassen, bis Theseus, der König von Athen, ihn überwunden und getödtet. — Was meinst du, Wilhelm? kann man einen elendern Ruf hinterlassen, als dieser Sisiphus? Denn es möchte nun von den mancherlei Angaben wahr sein, welche du willst, so war er entweder ein Verräther, oder ein Wollüstling, oder ein Narr, oder ein Räuber. — Nun höre aber dagegen, was Homer von ihm sagt: Sisiphus hatte den Tod gefesselt, und hielt ihn viele Jahre gefangen, bis endlich Mars, auf Pluto's Bitten, ihn befreite; denn die Unterwelt blieb leer, weil die Menschen nicht mehr starben. Und wie erklärt das Homer? wodurch hatte Sisiphus den Tod gefesselt? Durch den Frieden. Er war der weiseste Sterbliche. Er lebte nicht nur selber in Eintracht mit allen seinen Nachbarn, sondern es war auch sein stetes Bemühen, sie unter sich in Frieden zu erhalten. Dadurch führte er Glück und Ueberfluß in seine Staaten, und die Menschen starben nicht mehr. — Wie viele Könige gibt es, oder gab es auf der Welt, denen man dies höchste nachrühmen dürfte? und doch muß Sisiphus den Stein wälzen? und doch ist sein Ruf so zweideutig?

Darum tröste dich, mein lieber Neffe. Meide das Böse, thue das Gute, ohne dich um den Ruf zu bekümmern, denn wenn du auch in alle vier Winde schreist, er plaudert doch was ihm beliebt.

Der Zettel in den Tuilerien.

(Eine Erzählung nach dem Französischen.)

Es war an einem schönen Herbstmorgen, als Linval, auf einem Spazirgang in den Tuilerien, einen offenen Zettel fand, der folgende Zeilen enthielt: »Wenn derjenige, welcher diesen Zettel findet, eine gute That verrichten will, so frage er in der Straße Saintonge Nr. 340 nach Eugenia de Mirande. — Nachschrift: Wer dieser Einladung, einer unglücklichen Mutter beizustehen, nicht Folge leisten mag, der hindere wenigstens keinen Andern daran, und werfe den Zettel wieder dahin, wo er ihn gefunden hat.«

Linval, der beste Tänzer in Paris, trällerte eben eine neue Arie, trällernd las er auch den Zettel, schnellte ihn dann mit seinem Bambusrohre in die Luft und ging davon.

Der Zweite, der den Zettel bemerkte, war ein einfach gekleideter, ältlicher Mann, ein Beamter, der sich eilig zu seinen Berufsgeschäften verfügte, denn es war schon spät. Indessen bestahl er sich doch noch um so viel Zeit, als nöthig war, den Zettel zu lesen; aber gleich darauf sah er Achselzuckend gegen Himmel, als wollte er sagen: Das ist nicht an mich geschrieben, und legte ihn ehrerbietig wieder auf den Boden.

Ihm folgte ein Pachter der Staatseinkünfte, einer von jenen genügsamen Leuten, die schon zufrieden sind, wenn sie täglich drei tausend Franken verdienen, die im Bewußtsein ihres Reichthums so zuversichtlich auftreten, und von

denen La Bruyère sagt: Sie husten laut und spucken weit. Anfangs stieß er den Zettel mit dem Fuße fort, dann wurde er doch neugierig und hob ihn auf, las ihn flüchtig mit einem spöttischen Lächeln, und machte sich dann den Zeitvertreib, ihn in kleine Stücke zu zerreißen, wobei er in den Bart murmelte: Das ist eine Schelmerei.

Am andern Morgen lag ein ganz ähnliches Billet wieder auf derselben Stelle. Der Erste, der es las, schrieb sich die Adresse in sein Taschenbuch und legte es wieder hin. Jetzt kam ein junges, erst seit Kurzem verheirathetes Pärchen, und hob den Zettel auf. Julie, die Gattin, welche in drei Monaten ihre erste Niederkunft erwartete, sagte zu ihrem Manne: »Lieber! laß uns hingehen. Was wir anbieten können, ist wenig, aber oft kann ein Weniges den Unglücklichen von Verzweiflung retten — komm! laß uns hingehen.«

Und sie gingen. Nachdem sie in der Straße Saintonge die angezeigte Nummer gefunden, erfuhren sie, das Haus werde von einem alten Arzt bewohnt, der seine Kunst nicht mehr ausübe, für reich gelte, und eine einzige, durch Geist und Talente ausgezeichnete Tochter habe. Sie stiegen eine schöne Treppe hinauf und wurden im ersten Stockwerk in ein Zimmer geführt, welches nicht prächtig, aber mit vielem Geschmack möblirt war. Sie fragten nach Eugenie de Mirande, und ein junges Frauenzimmer erschien, von Anstand und Grazie umschwebt. Sie bat ihre Gäste in einen Saal zu treten, den die Musen zu bewohnen schie-

nen. Bücher, Zeichnungen, musikalische Instrumente lagen und standen ringsumher und bildeten einen nicht unangenehmen Kontrast mit der zierlichen Ordnung, die sonst überall herrschte. Daß man in einer solchen Wohnung Hilfsbedürftige suchen müsse, begriff das junge Ehepaar noch nicht.

»Ich fürchte,« hub Julie an, »daß wir im Irrthum sind. Wir haben auf einem hingeworfenen Zettel in den Tuilerien Ihre Adresse gelesen. Wir glaubten hier Nothleidende zu finden, denen wir helfen könnten, doch Alles, was wir sehen, scheint mehr zum Genuß als zur Wohlthätigkeit aufzufordern.«

Ein wenig verlegen erklärte Eugenie, sie sei blos die Dolmetscherin einer sehr unglücklichen Dame, die, aus einem Ueberrest von Stolz, verborgen bleiben wolle, aber sicher des Mitleids würdig sei.

Julie wünschte diese Dame kennen zu lernen. „Auch mir ist der Kummer nicht fremd,« sagte sie, »vor mir darf sie nicht erröthen.« — Eugenie wich dem Verlangen aus, unter dem Vorwand, das Unglück habe die Arme so schüchtern und mißtrauisch gemacht, daß es äußerst schwer sei, ihr Vertrauen zu gewinnen.

»Hat sie Kinder?«

»Drei, und eben ist ihr Gatte, dessen Arbeit die Familie nothdürftig ernährte, nach einer langen, kostspieligen Krankheit gestorben.«

»Guter Gott! welche traurige Lage! — und wie alt sind die Kinder?«

»Sie sind alle noch sehr jung. Das älteste ein Mädchen von fünf Jahren.«

»Ich selbst werde bald Mutter werden,« sagte Julie, »um so mehr geht mir das Schicksal der kleinen Unglücklichen zu Herzen. Gern nähm ich sie zu mir, aber mein eignes Kind wird meine ganze mütterliche Sorgfalt erheischen. Indessen erlauben Sie mir, daß ich Ihnen für das kleine Mädchen ein Packet zusende, um es mit allerlei Kleinigkeiten zu versorgen; denn ich kann mir nicht vorstellen, daß, von Ihnen unterstützt, die Familie an den ersten Bedürfnissen des Lebens Mangel leiden könnte.«

Eugenie dankte herzlich im Namen der Unbekannten, versprach das Geschenk zu empfangen und schrieb Juliens Namen und Wohnung auf.

Kaum hatte das Ehepaar sich entfernt, als derselbe Zweck einen jungen Mann herbei führte.

»Verzeihen Sie,« sagte er zu Eugenien, »ich suchte nicht Sie, sondern Eugenien de Mirande.«

»Die bin ich.«

Der junge Mann erstaunte nicht weniger als Julie und empfing dieselbe Erklärung. Gerührt bot er seine Hilfe an. »Ich bin nicht reich,« sagte er, »aber wenn man unverheirathet und ein wenig sparsam ist, so behält man immer Geld genug übrig, um den Nothleidenden beizustehen.«

»Mein Herr,« antwortete Eugenie, »Geld gewährt nicht immer Hilfe. Bemühungen, den Unglücklichen zu vertreten, sind oft von weit höherem Werthe für ihn.«

»Sollte ihre Freundin des letztern bedürfen? — Reden Sie. Auf Ihre Empfehlung werde ich willig unternehmen, was in meinen Kräften steht.«

»So verzeihen Sie eine unbescheidene Frage zu Gunsten einer guten Absicht. Sind Ihre Verhältnisse von der Art, daß Sie dem Minister sich nähern dürfen?«

»Nein, Mademoiselle. Mein Vater besitzt ein kleines Gut in der Nähe von Paris, dessen Werth er durch seinen Fleiß verdoppelt hat; aber nie ist er in den Vorzimmern der Großen erschienen, und, Gott sei Dank! ich bedarf deren auch nicht. Genügsam werde ich einst mit fünf geliebten Schwestern und Brüdern das Erbe eines Vaters theilen, und hoffentlich soll der Minister nie von mir reden hören; es wäre denn, daß Ihre Freundin eines Stellvertreters bedürfte, der ihre Bitten vortrüge. In diesem Falle sehen Sie mich bereit. Wovon ist die Rede?«

»Von einem sehr gerechten Begehren,« erwiederte Eugenie. »Eine Anlage, welche der Gatte meiner Freundin mit vielen Kosten gemacht hatte, mußte zerstört werdern, weil die Sicherheit unserer Armee es erheischte. Sie bittet um Schadenersatz.«

»Bedarf sie dazu einer Protektion?«

»Das nicht, denn die Sache ist gerecht. Aber Sie wissen, wie oft dergleichen in den Büreaus in die Länge gezogen oder gar vergessen wird. Es käme also nur darauf an, die Sache zu betreiben.«

»Man müßte etwa dem Minister ein kurzes, bündiges Memoire vorlegen?«

»Ganz recht! aber ein solches Memoire zu machen —« hier erfolgte eine Pause. »Wenn ich Sie darum ersuchen dürfte?« fuhr endlich Eugenie schüchtern fort.

»Sehr gern. Ich würde mich sogleich dazu erboten haben, wenn ich es nur verstünde.«

»O gewiß!« sagte Eugenie.

»Aber ich bin noch zu unbekannt mit der Sache.«

»Sie sollen alles von mir erfahren.«

Hier trat ihr Vater herein, den sie schnell von dem Gegenstande des Besuchs unterrichtete, und auf einen Wink von ihr, bat der Alte den jungen Mann zum Essen auf einen ihm beliebigen Tag. Dieser Tag wurde festgesetzt, und Dümont (so hieß der Fremde) erschien pünktlich, um die versprochenen Instruktionen zu empfangen. Man speiste fröhlich und zwanglos. Man schwatzte von allem, nur nicht von dem Geschäfte, welches den Gast hergeführt. Er fand Eugenien sehr geistreich, sehr herzlich, und — endlich auch sehr hübsch. Nach dem Essen erzählte sie ihm lang und breit die Bewandtniß der Sache, die er zu führen übernommen. Er hörte ihr mit großer Aufmerksamkeit zu, versprach, in zwei Tagen das Memoire zu entwerfen, und hielt Wort. Es war gedrängt, klar und eindringlich. Eugenie las es mit sichtbarem Vergnügen. »Es ist sehr warm geschrieben,« sagte sie selbst mit großer Wärme. »Wenn ich an des Ministers Stelle wäre, Sie würden sicher keine Fehlbitte thun.«

Dümont erröthete und stammelte.

»Vollenden Sie Ihr Werk,« fuhr Eugenie fort, »Sie

wissen, wie sehr eine solche Schrift durch rührende Worte und Geberden des Bittenden unterstützt wird. Verschaffen Sie meiner Freundin eine Audienz bei dem Minister, damit sie das Memoire selbst überreichen könne.»

Dümont ging, und nach acht Tagen, in welcher Zeit er unermüdet alles in Bewegung gesetzt hatte, trat er triumphirend in Eugeniens Zimmer. »Morgen,« sagte er, »wird Ihre Freundin vorgelassen werden. Sie darf nur diesen Zettel vorweisen, und alle Thüren werden ihr offen stehen.»

Eugenie dankte ihm mit Wärme. »Aber,« sagte sie, »ein schüchternes, von Kummer belastetes Frauenzimmer würde sich schwerlich vortheilhaft darstellen, wenn es unbegleitet erschiene. Könnten Sie sich wohl entschließen, sie hinzuführen?»

Diese letzte Gefälligkeit war ein Opfer für Dümont, doch Eugenien konnte er schon nichts mehr abschlagen, auch mochte ein wenig Neubegier ihn spornen, die geheimnißvolle Unbekannte kennen zu lernen. Er versprach, am andern Morgen sich einzufinden, wo denn auch Eugeniens Freundin zum ersten Male erscheinen sollte. Am Vorabende dieses merkwürdigen Tages stellte Eugenie folgende Betrachtungen an: Offenbar hat dieser junge Mensch einen sehr soliden, sanften Charakter. — Seine Gestalt ist gar nicht übel. — Anfangs freilich schien er mich nicht zu bemerken, aber hernach — o hernach hat er mich recht sehr bemerkt. — Mein Vater? — O der hat mir hundertmal

gesagt, das wäre meine Sache. Der wird nichts dagegen haben. — Allen eingezogenen Erkundigungen zufolge hat der junge Mensch kein unwahres Wort gesagt. — Das sah man ohnehin auf den ersten Blick. Sein offenes, freimüthiges Betragen flößt Vertrauen ein. — Mir gefällt diese Offenheit. — Aber gefalle ich ihm? — Vielleicht ist sein Herz schon anderswo gefesselt? — o nein! o nein! dann würde er mich nicht so ansehen, so — ich weiß schon wie.

Eugenie schlief wenig, stand früh auf, kleidete sich sorgfältiger als gewöhnlich und war reizender als jemals. Dümont erschien zur bestimmten Stunde, sah sich um und sagte: »Sie ist noch nicht da?«

»Nein,« antwortete Eugenie mit einiger Bewegung.

»So werde ich warten.« Er nahm einen Stuhl und setzte sich zu ihr an den Theetisch. Man fing an, von allerlei zu sprechen, allein der Faden riß immer wieder ab. Es entstanden lange Pausen, die durch redende Blicke ausgefüllt wurden. Dümont erröthete. Er fühlte es, und dies Gefühl würde ihn sehr verwirrt haben, wenn nicht Eugenie auch erröthet wäre. Das schmeichelte seinem Herzen und gab ihm Muth.

»Ich muß den Zufall segnen,« hub er endlich an — (Eugenie schlug die Augen so tief nieder, daß sie nichts weiter sah, als ihre zitternde Busenschleife) »ich muß den Zufall segnen, dem ich Ihre Bekanntschaft verdanke —«

»Ihr zartes Benehmen, mein Herr, hat einen tiefen

Eindruck auf mich gemacht, und wird mir unvergeßlich sein.»

Jetzt schlug er die Augen nieder und es erfolgte abermals ein peinliches Schweigen. Endlich faßte Dümont einen heroischen Entschluß: »Ich weiß nicht ob ich wohl thue,» sagte er, „allein wahrhaftig, ich kann nicht länger verhehlen was in mir vorgeht, und — nicht wahr? — Sie haben es auch längst errathen?»

Freilich hatte sie es längst errathen, aber die Frauenzimmer sind in solchen Fällen nie so mitleidig, die Verlegenheit eines Bedrängten abzukürzen; man muß ihnen alles noch einmal recht deutlich sagen, und so war denn endlich auch Dümont genöthigt, das Wort Liebe ganz deutlich auszusprechen.

Sobald diese, von Scham und Furchtsamkeit bewachte Schranke einmal durchbrochen war, so ging die Unterredung den gewöhnlichen schnellen Gang. Man fragte und antwortete; man erklärte, welchen Geschmack, welche Denkungsart man besitze, in welcher häuslichen Lage man sich befinde, und alles das mit einem so geschwätzigen Vertrauen, mit einer so süßen Hingebung, daß ganz unbemerkt zwei Stunden verflossen waren, und endlich Dümont doch wohl erinnern mußte, die Fremde sei noch immer nicht da.

»Sie wird auch nicht kommen,» sagte Eugenie. Mit einem fragenden Blicke der Verwunderung sah Dümont sie an, und sie antwortete ihm durch einen halb zärtlichen,

halb lächelnden Blick. »Würden Sie auf mich zürnen,« hub sie an, „und recht im Ernst böse werden, wenn meine ganze Geschichte von der unglücklichen Freundin nur ein Märchen wäre? erfunden, um meinem Herzen wo möglich die Bekanntschaft eines Mannes zu verschaffen, dessen Gefühl für mich aus keiner unreinen Quelle entspränge?«

Dümont machte große Augen, allein erzürnt sah er nicht aus.

»Schon Mancher,« so fuhr Eugenie fort, „hat sich um meine Hand beworben, vielleicht weil ich ihm hübsch vorkam, oder weil ich reich bin. Keiner glich meinem Ideal. Meine Mutter habe ich früh verloren. Mein Vater wurde mein Freund. Seine Denkungsart ist unbefangen. Er erlaubte mir, die freilich etwas kühne Prüfung anzustellen, der ich am Ende doch immer eine beliebige Wendung geben konnte.«

Fast versteinert sagte Dümont: »Also mein Memoire —?«

»Das werde ich bewahren als ein schönes Denkmahl Ihres Scharfsinns und der Güte Ihres Herzens.«

»Und der Verfasser dieses Memoire's? was werden Sie aus ihm machen?«

»Meinen Gatten, wenn er will.«

Da sank er zu ihren Füßen und sie hob ihn auf in ihre Arme, und beide schlossen die glücklichste Verbindung, die Amor nicht angezettelt, doch freilich hinterher sich sehr ernstlich darin gemischt hatte. Als sie das erste Mal zusam-

men ausfuhren, geschah es, um eine Wochenvisite bei Julien abzustatten.

Geographische Beschreibung des Reiches der Dichtkunst.

(Nach dem Englischen.)

Das Reich der Dichtkunst ist groß und sehr bevölkert, besonders durch Knaben. In Osten wird es begrenzt durch die Beredsamkeit, in Süden durch Malerei und Bildhauerkunst, in Westen durch Musik, und in Norden durch den Ocean der Gelehrsamkeit. Es theilt sich, wie so viele andere Reiche, in Hochland und plattes Land. Das Hochland wird von sehr ernsten, mit imponirenden Geberden auftretenden Menschen bewohnt, deren Sprache, gegen die der übrigen Provinzen, wie spanisch gegen französisch klingt. Die Einwohner sind gewöhnlich Helden von Profession. Einen Riesen auf einen Streich mitten von einander spalten, ist ihnen eine Kleinigkeit. Ihre Weiber, selbst die häßlichsten, überstrahlen die Sonne. Ihre Rosse (denn Pferde haben sie nicht) laufen schneller als der Wind, und die Gipfel ihrer Bäume ragen wenigstens bis in die Wolken. Die Hauptstadt dieser Provinz heißt Heldengedicht. Sie soll größer sein als weiland Ninive. So viel ist gewiß, daß jeder Reisende, der sie umgehen wollte, ermüdet sein Vorhaben aufgab. Aber sie ist auf einen sandigen, undankbaren Boden erbaut, den nur

wenige, und selten mit Glück, zu kultiviren versucht haben.

Die Einwohner sind eben nicht sehr gewissenhaft in Betreff der Wahrheit, und darin gleichen sie sämmtlichen Bewohnern des Reichs. Sie unterhalten den Fremden mit Märchen, die sie jedoch sehr ernsthaft und auch wohl interessant erzählen. Vor allen Dingen führen sie die Neugierigen zu den Grabmählern des Homer, Virgil, Milton und Klopstock.

Unangenehm ist übrigens in dieser Stadt, daß man fast bei jedem Schritte auf Zweikämpfe und Mordscenen stößt, und man eilt, um sich zu zerstreuen, in die große Vorstadt der Romane. Da wohnen lauter schöne und auch sogar lauter moralisch vollkommene Leutchen. Die meisten sind viel in der Welt herumgereist und entsetzlich verliebt. Da gibt es immerwährende Festlichkeiten, und selten darf ein Reisender sie verlassen, ohne vier bis fünf Vermählungen beigewohnt zu haben. Draußen vor dem Thore liegen Schlösser in Ruinen, wo Räuber und Gespenster ihr Wesen treiben.

In der Ferne erblickt man hohe steile Gebirge, von Abgründen umgeben. Das sind die Gebirge des Trauerspiels, in welchem man noch hie und da schöne Trümmer alter Städte findet. Eine tiefe Schwermuth überfällt Jeden, der sich nähert. Die Bewohner sind grausam, blutdürstig, und sogar die Weiber klatschen in die Hände, wenn ein armer Teufel erdolcht wird, oder sich selbst vergiftet.

Es lag vormals in derselben Provinz ein bezauberter

Palast, Oper genannt. Ihn hatte ein italienischer Zauberer so erbaut, daß man ihn transportiren konnte, wohin man wollte. Jetzt ist er aber sehr herunter gekommen. Ein leichtes Völkchen auf dem platten Lande hat sich seiner bemächtigt, und seinen Namen in komische Oper verwandelt.

Nicht weit von diesem Schlosse, in einer sehr schönen Gegend, erhebt sich die alte Stadt Komödie. Hier herrscht allgemein der Geschmack für Zeichnung nach der Natur, nur Schade, daß man auch bisweilen gefährliche, verführerische Gegenstände zeichnet. Jeder Einwohner macht sich lustig über die Thorheiten seines Nachbars, bekümmert sich aber wenig um seine eigenen. Mit alle dem ist ihre Moral meistentheils nicht übel.

Die Stadt ist in fünf Stadtviertel getheilt. Am Eingang eines Jeden wird man von Musikanten, auch wohl von Tänzern empfangen. Vor dem Thore steht eine Schildwach, die in der Landessprache Prolog genannt wird. Sie unterrichtet den Reisenden von allen Schönheiten, die er in der Stadt finden wird, und ersucht ihn, sich artig aufzuführen. Das geschieht besonders, um sich vor den Ueberfällen einer gewissen Horde in Sicherheit zu stellen, die sich Kritiker nennt, und einen ewigen Krieg gegen die Dichterstaaten führt.

Auf dem Abhang eines Hügels liegt eine andere Stadt, Drama genannt. Man hat sie bis jetzt vergebens zur Nebenbuhlerin jener alten Stadt machen wollen.

Das Hochland und platte Land der Dichtkunst

werden durch eine Art von Steppe geschieden, die den Namen Verstand führt, und wo man weder Stadt, noch Burg, nur einzelne zerstreute Hütten findet. Es war sonst eine schöne Strecke Landes, die jede Lebens-Nothdurft reichlich hervorbrachte. Die Armuth der Einwohner kommt zum Theil daher, daß die Wege außerordentlich eng und rauh sind, man auch selten Wegweiser findet. Ihre Grenzen, die man Schimmergeist zu nennen pflegt, werden von einem leichten Völkchen bewohnt, das nach allerlei artigen Kleinigkeiten hascht, oder im Arme der Wollust entschlummert, und sich selten in die einsamen Gefilde der Nachbarschaft verirren mag. Die Hauptstadt dieser gefährlichen Provinz heißt Elegie. Sie ist umringt von Höhlen und Quellen, von Felsen und Wäldern, denen die Einwohner unaufhörlich ihre Liebesgeschichten anvertrauen, sie aber um Gotteswillen bitten, sie nicht zu verrathen.

Zwei Ströme, Reim und Vernunft, fließen durch das Reich der Dichtkunst. Allein der letztere nimmt seinen Lauf blos durch die Provinz Verstand, und wird folglich selten besucht. Der erstere hingegen entspringt aus dem Traumgebirge, und Jedermann schöpft aus ihm so gut er kann.

An den Grenzen zieht sich der große Wald der Dummheit hin, der so dicht ist, daß kein Sonnenstrahl hineindringt, und so alt, daß die Menschen, von heiliger Ehrfurcht ergriffen, ihn nicht zu berühren wagen. Er beschattet zum Theil die Provinz Nachahmung, die sehr groß

und sehr unfruchtbar ist. Die Leute ernähren sich da mit Aehrenlesen auf den Feldern ihrer Nachbarn, und danken nicht einmal dafür.

An der Nordseite ist das Reich der Dichtkunst sehr kalt, von kleinen, pedantischen Leutchen bewohnt, die gewöhnlich lateinisch reden, und über einen Mückenfuß gewaltig viel schwatzen können. Da findet man die Schlösser Anagramm, Chronodistichon, Charade und mehrere andere, die zu sehen nicht der Mühe werth ist.

Hier kommen wir nun an den Ocean. Nicht fern von dessen Ufern liegt die Insel Satyre, die auch zum Reiche der Dichtkunst gehört. Die See ist da herum außerordentlich salzig, was vielleicht Schuld sein mag, daß die Einwohner alle so gallichten Humors sind. Zu den Zeiten der Römer war Juvenal Gouverneur daselbst, und es gibt noch hie und da Einige, die sein Andenken in Ehren halten.

Die kleine Halbinsel Epigramm soll auch nicht vergessen werden; sie erstreckt sich sehr spitz in die See hinaus. Kästner liegt dort begraben. Uebrigens haben mehrere Schriftsteller einen Guide des Voyageurs für das Reich der Dichtkunst geschrieben, doch von ihnen Allen ist kein Einziger selbst darin gewesen.

Die Zusammenkunft zweier Könige.

Wir haben in unsern Tagen dergleichen Zusammenkünfte so oft erlebt, und die Zeitungen haben so treulich berichtet, wie es dabei zugegangen, daß es sonder Zweifel interessant

ist, ein wenig in die Vorzeit zu schauen, um zu sehen, wie die gekrönten Häupter sich damals gegen einander benahmen. In den sehr wenig bekannten Memoiren des Marschalls von Fleuranges erzählt dieser Held als Augenzeuge von der Zusammenkunft der Könige von Frankreich und England, Franz des Ersten und Heinrich des Achten, im Jahre 1520, die man das Lager von Goldstück zu nennen pflegte, weil beide Fürsten in Pracht wetteiferten. Ueber dem Zelte Franz des Ersten ragte ein großer heiliger Michael ganz von Gold hervor, den man sehr weit sehen konnte; aber — fügt der Marschall naiv hinzu — er war hohl. Das Zelt Heinrich des Achten war von Holz, Leinwand und Glas zusammengesetzt, die Hälfte des Hauses bestand aus Glas. Man darf also wohl dem Marschall auf's Wort glauben, daß es inwendig sehr hell war. Vor der Thür ergossen sich aus Springbrunnen mit drei Röhren Meth, Wein und Wasser. Jedermann durfte nach Belieben schöpfen.

Als der König von England den Friedenstraktat unterzeichnen und beschwören sollte, las er die Artikel selber laut, und hub also an:

»Ich, Heinrich, König von England und Frankreich« — unterbrach sich aber sogleich, und sagte zu Franz: »das letztere mag wegbleiben, denn es wäre doch gelogen.« Der Marschall fügt hinzu: der Traktat war sehr weise entworfen, und würde vortrefflich gewesen sein, wenn er nur wäre gehalten worden.

Man hatte veranstaltet, daß die beiden Könige sich nur

öffentlich sahen, umgeben von Leibwachen und Höflingen. Aber das wurde bald dem muntern, von jedem Argwohn entfernten Franz unerträglich. Eines Morgens in aller Frühe schwang er sich ungestiefelt zu Pferde, in einem spanischen Oberrock, nahm einen Pagen mit, den ersten, der ihm aufstieß, und sprengte nach dem Schlosse Guines, wo der König von England wohnte.

Auf der Zugbrücke fand er eine Menge Wachen. »Wo ist des Königs, meines Bruders Schlafzimmer? fragte er hastig. Man zeigte es ihm an. Der Gouverneur des Schlosses erschien, und stellte demüthig vor, der König sei noch nicht erwacht. »Hat nichts zu bedeuten,« sagte Franz, und ging ohne Umstände hinein. Heinrich rieb sich die Augen, und erstaunte nicht wenig über den unerwarteten Besuch. »Herr Bruder,« sagte er, »Ihr habt mir einen köstlichen Streich gespielt. Ich erkenne daraus, wie ganz ich Euch vertrauen darf, und in diesem Augenblicke ergebe ich mich Euch zum Gefangenen.«

Bei diesen Worten löste er eine Kette vom Halse, fünfzehntausend Angelots an Werth, und überreichte sie dem Gaste als Freundschaftspfand. Alsobald beschenkte ihn Franz dagegen mit einem Armbande, dessen Werth der Marschall auf dreißigtausend Angelots schätzt, bat ihn, es aus Liebe zu ihm zu tragen, und band es ihm um den Arm.

Heinrich wollte aufstehen, Franz versicherte, er werde keinen andern Kammerdiener haben, als ihn, und wärmte ihm wirklich das Hemd. Dann warf er sich wieder auf sein Roß, und ritt zurück nach Ardres.

Am andern Morgen wurde er auf gleiche Weise vom Könige von England überrascht, und so lebten die beiden Monarchen über drei Wochen in Freundschaft und Einigkeit mit einander. (O möchten wir dies Schauspiel doch bald wiederholen sehen!) Am Zeitvertreibe fehlte es nicht. Nach dem Ringelrennen traten die französischen und englischen Faustkämpfer auf; es waren kraftvolle Kämpfer darunter, da aber Franz die seinigen nicht aus Bretagne hatte kommen lassen, so gewannen die Engländer den Preis. (Bretagne war also damals berühmt wegen seiner Faustkämpfer.)

Eines Tages zechten die beiden Könige mit einander, und der von England nahm den von Frankreich beim Kragen, und sagte: »Mein Bruder, ich will mich mit Euch boxen.» Sie boxten sich, und Franz warf seinen Gegner zu Boden, daß es krachte. Heinrich wollte wieder anfangen, aber sie wurden zum Abendessen gerufen. (Der Kampf, in dem beide Monarchen jetzt begriffen sind, ist ernstlicher. O möchten sie doch auch zum Abendessen gerufen werden!)

Unhöfliche Sprödigkeit.

Nicht weit von der berühmten Hundsgrotte bei Neapel — so erzählt ein alter Reisender — steht eine Kirche der heiligen Maria del Panto, die der Dichter Sannazar gegründet hat, dessen Beispiel heut zu Tage kein Dichter mehr nachahmt. In dieser Kirche soll sich ein merkwürdi-

ges Gemälde befinden, der heilige Michael, wie er den Teufel überwindet. Aber dieser Teufel hat keine Hörner, und sieht überhaupt gar nicht so gräßlich aus, wie man ihn gewöhnlich malt, vielmehr trägt er auf seinem Rumpfe den Kopf einer reizenden Frau mit einem schönen Busen. So soll im Jahr 1550 ein Bischof von Ariano, Diomedes Caraffa, den Satan zu malen befohlen haben, und zwar aus folgender Ursache: Eine schöne, vornehme Dame hatte sich heftig in ihn verliebt. Um sie von dieser Leidenschaft zu heilen, ließ er ihren Kopf und Busen auf den Rumpf des Teufels setzen, und als sie eines Tages ihn wiederum mit sündlichen Lockungen verfolgte, stellte er sich, als wolle er sie nach Hause begleiten, bat sie aber, da der Weg vor jener Kirche vorüber führte, einen Augenblick herein zu treten, um ein neues, treffliches Gemälde zu bewundern. Sie erkannte sich sogleich, und natürlich machte das Kompliment einen sehr widerlichen Eindruck auf sie. Beschämt lief sie davon, wie der Reisende versichert. Aber der Bischof — welcher stehen blieb — schämte er sich denn gar nicht?

Ein Gedanke Machiavell's.

Viele meiner Leser wissen wohl nicht einmal, daß Machiavell, der verketzerte und doch so lehrreiche Verfasser des Fürsten, auch eine Kriegskunst geschrieben hat. Ob sie etwas taugt, kann ich nicht beurtheilen. Er war indessen der Erste, welcher vorschlug, die verschiedenen Be-

wegungen der Truppen nach dem Schall der Trommeln und Pfeifen abzumessen. Unter andern wirft er folgenden Gedanken hin: „Seitdem Europa unter mehreren Mächten getheilt ist, die sämmtlich policirt und kriegerisch sind, seitdem kann die Kriegskunst sich weit besser erhalten und vervollkommnen, als zu der Zeit, da Rom die Welt beherrschte, oder wenigstens da, wo Rom's Scepter nicht hinreichte, nur Barbaren wohnten; denn jetzt eifern die Nationen einander nach und machen sich die Ehre streitig, die Geschicktesten in dieser Kunst zu sein. Die Römer hingegen, unter den Kaisern, glaubten sich so überlegen, daß sie ihre alten strengen Grundsätze vernachlässigten, noch weniger um neue sich bekümmerten. Rom lieferte bald weder gute Feldherrn noch gute Soldaten mehr."

Was die Nacheiferung der europäischen Mächte betrifft, so hielt sie sich wohl großentheils nur an Nebendinge, die Kriegskunst selber ging verloren. Sie ist, zugleich mit der Wachsmalerei der Alten, wieder entdeckt worden. Eine von diesen beiden Künsten hätten wir wohl entbehren können.

Das Gemälde, welches Machiavell von dem Untergange der römischen Kriegskunst aufstellt, wird sicher auch einmal wieder aufgefrischt werden.

Gewohnheit.

(Nach Segur.)

Der zuerst gesagt hat: Gewohnheit ist die andere Natur, der hat in wenigen Worten fast alles erschöpft, was sich darüber sagen ließ.

Leute, die sich sehr klug dünken, behaupten, man solle sich an nichts gewöhnen, um sich manchen Kummer zu ersparen. Es scheint mir doch lächerlich zu begehren, daß man tausend Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten entsagen soll, blos um deren Verlust nicht fürchten zu dürfen. —

Nichts ist süßer als die Gewohnheit! wenn der flatterhafteste Mensch sich recht prüfen wollte, so würde er in seinem Innern ein gewisses Bedürfniß der Beständigkeit spüren, das ihn, wo nicht an Menschen, doch wenigstens an Sachen fesselt. Diese Quelle des Glücks verdanken wir der Natur. Wir geben uns bisweilen alle Mühe, sie von unserm Pfade abzuleiten (so wie wir denn überhaupt kein Geschenk der Natur unverhunzt lassen können), allein es gelingt uns nicht ganz; Jedermann ist und bleibt mehr oder weniger der Herrschaft der Gewohnheit unterworfen; am meisten der gute, sanfte Mensch, am wenigsten der Bösewicht, der sich gern isolirt, und der, in einem tumultuarischen Leben, selten eine andere Gewohnheit kennt als den Hang zum Bösen. Die Liebe zum Guten hingegen umzieht das Leben des ehrlichen Mannes mit einem einförmigen Kreise; ein heimliches Dankgefühl fesselt ihn an Personen und Sachen,

die ihm nützlich oder angenehm sind. Er liebt sein Vaterland, sein Haus, und das ist die Wirkung einer süßen Gewohnheit.

Gemeiniglich erfreuen wir uns dieses Genusses, ohne uns Rechenschaft davon zu geben; denn da er gerade nicht sehr lebhaft ist, so ahnen wir kaum, welche wichtige Rolle er in unserm Leben spielt; nur wenn man ihn verliert, dann erkennt man dessen Werth. Wahrlich! die Gewohnheit mischt sich in unsere Neigungen und selbst in unsere Gefühle. Die Treue zum Beispiel ist nur eine süße Gewohnheit, denselben Gegenstand zu lieben. So lange die Liebe noch eine Leidenschaft ist, beherrscht sie mehr die Sinne als das Herz. Aber wenn die Zeit diese Leidenschaft gereinigt und gemildert hat; wenn der längst beglückte Gatte doch nicht ohne die Gattin leben kann, weil die Gewohnheit ihr Immergrün um die Blumenketten der Liebe schlang — dann darf die Geliebte auf unwandelbare Treue zählen.

Durch zwei widersprechende Empfindungen werden alle lebende Wesen bewegt, durch Liebe und Haß. Jene zieht an, dieser stößt zurück. Der stärkste Widerwille wandelt sich doch bisweilen in Wohlwollen, und vor allen die Gewohnheit bewirkt dieses Wunder. Man gewöhnt sich an alles, sogar an die Sklaverei; auch diese kann man lieb gewinnen. Als Lord Mazarin im Fort l'Evesque lange Zeit Schulden halber eingekerkert gewesen, wollte er es nicht verlassen, da seine Gläubiger befriedigt waren. Der einzige Mensch auf Erden vielleicht, der die Zerstörung der

Bastille beweinte, war ein Greis, der in ihren Mauern sich an den Verlust der Freiheit gewöhnt hatte.

Je mehr sich der Mensch dem Ende seiner Laufbahn nähert, je mehr scheut er neue Gegenstände. Es scheint, er wolle das fliehende Leben fest halten, indem er sich an Alles anklammert, was ihn lange Zeit umgab.

Selbst in die Kunst zu gefallen schleicht sich die Gewohnheit. Warum wird ein immer fortgesetztes Bemühen fast immer durch Gunst vergolten? — weil der Gegenstand desselben sich daran gewöhnt. Will der Liebhaber seinen Bewerbungen einen höhern Werth geben, so lasse er sie nie vergebens zu derselben Stunde erwarten. Anfangs werden sie der Geliebten blos angenehm, bald aber zum Bedürfniß werden, weniger noch durch ihren Reiz, als durch die beständige Gewohnheit sie zu empfangen. Das ist es, wodurch Manche, die sonst eben nicht liebenswürdig sind, ihre Hoffnung zu gefallen nähren; sie ersetzen den Mangel an Liebenswürdigkeit durch Beharrlichkeit.

Gewohnheit ist ein Instinkt, unabhängig von der Denkkraft; wir folgen ihm maschinenmäßig, selbst dann, wenn die Thätigkeit der Sinne unterbrochen ist; davon liefern die Nachtwandler den Beweis. Kurz, die Seele wie der Körper sind der Herrschaft der Gewohnheit unterworfen. Ohne sie würden wir nur Augenblicke, nie Jahre des Genusses kennen; durch sie werden die Jahre der Leiden endlich zu Augenblicken. Unglückliche sterben nicht einmal gern, blos weil sie sich an das Leben gewöhnt haben.

Es gibt Menschen, deren Unbeständigkeit in Freundschaft, Liebe und Geschmack seltsam mit den Fesseln der Gewohnheit kontrastirt, die auch sie dennoch tragen. — Ein gewisser Ehemann — so wird erzählt — war gewohnt, jeden Abend Punkt zehn Uhr zu Bett zu gehen. Der Liebhaber seiner Frau, ein Präsident, wurde täglich durch seine Amtsgeschäfte verhindert, sich früher als um zehn Uhr einzustellen; seine Ankunft war folglich immer das Signal für den Mann sich zu entfernen, da seine Gesundheit ihn mehr beschäftigte, als seine Frau. Mit einem Worte, es würde schwer gewesen sein zu entscheiden, wer am pünktlichsten war: die Uhr im Schlagen, der Liebhaber im Kommen, oder der Mann im Weggehen? — Eines Tages traf es sich, daß der Präsident zu einer ungewöhnlichen Zeit, nämlich um sechs Uhr erschien. Es war im Winter — die Lichter schon angezündet — die Uhr stehen geblieben — Alles trug zur Täuschung des Gatten bei. »Wie?" sagte er, »ist es schon so spät? Ich spüre doch noch gar keine Lust zu schlafen. Gleichviel. Der Präsident ist pünktlich, er ist da und folglich geh ich schlafen."

Doch nie ist die Kraft dieser unserer zweiten Natur auffallender, als im Kampfe der Gewohnheit mit der Empfindung. Man wird jener so selten untreu, daß, wenn wirklich einmal die Empfindung über sie triumphirt, das der stärkste Beweis der Zärtlichkeit ist, den man zu geben vermag.

Hieher gehört die naive Antwort eines Neuvermählten. Seit zehn Jahren liebte er ein Frauenzimmer. Jeden Nach-

mittag Punkt fünf Uhr besuchte er sie und brachte seinen Abend bei ihr zu. An Schauspiel und dergleichen dachte er nicht, nur bei ihr war er glücklich. Plötzlich starb ihr Mann. Des Liebenden Ungeduld konnte kaum das Witwenjahr abwarten, um die Geliebte nun auf ewig zu der seinigen zu machen. Das Hochzeitfest wurde fröhlich gefeiert. Die Gäste standen von der Tafel auf. Der Bräutigam schien niedergeschlagen. »Warum so finster?« fragte ihn einer seiner Freunde, »stehst du nicht auf dem Gipfel des Glücks.«

»O gewiß!« antwortete der junge Ehemann, »ich liebe meine Frau unaussprechlich! sie wird nun bei mir wohnen — welche frohe Aussicht! — Nur eins beunruhigt mich, und ich gestehe, daß ich zuvor nicht daran gedacht hatte.« — »Was denn?« — »Wo werd' ich künftig meine Abende zubringen?«

Gespräch zwischen einem Engländer und einem Franzosen über die Seemacht beider Nationen.

(Ein Deutscher belauscht dieses Gespräch und redet dann und wann ein Wort bei Seite.)

Um allen Mißdeutungen vorzubeugen, werde vor allen Dingen erklärt, daß die Gedanken, welche in diesem Gespräche enthalten sind, schon vor dreißig Jahren gedacht und ausgesprochen worden. In einer Parlamentsdebatte am 27. November 1781 behauptete Lord Mulgrave,

damaliger Kommissär der Admiralität, daß — als die Franzosen anfingen, ihre ganze Aufmerksamkeit auf ihre Marine zu richten — diese der englischen überlegen war. Natürlich brachte eine solche Ketzerei aus einem solchen Munde eine Menge Köpfe in Gährung, eine Menge Federn in Bewegung. John Sinclair schrieb ein Buch (Thoughts of the naval strength of the British Empire etc.), in welchem er jene so niederschlagende Behauptung widerlegt, als verderblich für das Streben einer Nation, deren ganze Existenz und politische Unabhängigkeit auf ihrer Seemacht beruhe. Er prüfte den Satz mit vieler Wahrheitsliebe, selbst nach französischen Schriftstellern, die darüber gesprochen und die er wohl zu kennen scheint. Da er diese auszugsweise seinem Buche einverleibt hat, so wurden sie gleichsam Zwischenredner, und bekräftigten nicht selten seine Meinung, die er freilich, bei der heutigen Lage der Dinge, wohl von selber zurücknehmen würde.

Der Engländer. Diejenige Nation, welche die ausgedehntesten Seeküsten besitzt, hat natürlich nach Verhältniß auch eine größere, an das Meer gewöhnte Zahl von Einwohnern, und kann folglich am leichtesten zu einer überwiegenden Seemacht gelangen. Nun kann in dieser Hinsicht kein anderer europäischer Staat mit Großbritannien verglichen werden; denn die Küsten von England, Schottland, Irland und den umliegenden Inseln nehmen, nach der Berechnung des Ritters Petty, einen Raum von dreitausend achthundert Meilen ein, während die Seeküsten Frankreichs kaum ein Drittel dieses Raums

betragen. Ferner besitzt England eine weit überlegene Anzahl von sichern und bequemen Häfen, und zwar aus folgender Ursache: Die heftigen Westwinde, welche die holländischen Häfen mit Sand füllen, sind den englischen längs dem Kanale vortheilhaft, und auch die wenigen sichern Häfen, deren Frankreich und Holland sich erfreuen, verdanken sie diesem Winde. Einen solchen, von der Natur geschenkten Vortheil können weder Kunst noch Aufwand der Nachbarn aufwiegen.

Der Franzose. Der Sand, welcher die Küsten von Deutschland, Holland und Frankreich bedeckt, wird von den vielen Strömen und Bächen herbei geführt, die sich in den Rhein, die Mosel, die Seine, die Loire und die Garonne ergießen. Die Westwinde dämmen diesen Sand an den Küsten. England hat wenig große Ströme, und der wenige Sand, den sie mit sich fortwälzen, wird durch dieselben Westwinde in das Meer geführt.

Der Engländer. Großbritannien kann seine Seemacht augenblicklich vereinigen, weil seine Häfen einander nahe liegen und nicht durch die Länder fremder Mächte von einander getrennt sind. Die große Entfernung Toulon's von Brest ist ein großes Hinderniß für die Vereinigung der französischen Seemacht.

Der Franzose. In allen großen Staaten ist die Seemacht vertheilt, und bedarf zu ihrer Vereinigung viel Zeit. Freilich hat diejenige Nation die vortheilhafteste Lage für Seerüstungen, deren Mittelpunkt nicht zu weit von ihrem Umkreis entfernt ist, und England genießt dieses

Vorzugs, weil es weit kleiner ist als Frankreich. Rußland hingegen, zum Beispiel, kann unmöglich eine Flotte des schwarzen Meeres oder der Ostsee, mit einer Flotte aus Kamtschatka vereinigen. —

Der Deutsche (bei Seite). Rußland hat auch nie eine Flotte in Kamtschatka gehabt.

Der Franzose (fortfahrend). Darum sollte auch nie eine Nation sich der großen Ausdehnung ihres Landes, der Verschiedenheit des Klima's und der Früchte rühmen. Es ist leichter, fünfhundert Tonnen Waren von Asoff durch das schwarze und mittelländische Meer, den Ocean und die Ostsee, nach Petersburg zu transportiren, als den Don herauf, obgleich die letztere Fahrt zehnmal kürzer sein würde.

Der Deutsche (bei Seite). Der Franzose kennt die Wasserkommunikationen, die herrlichen Kanäle in Rußland nicht; doch das muß man ihm verzeihen, da nun einmal Unwissenheit, Rußland betreffend, in Deutschland wie in Frankreich, in den bekanntesten Dingen herrscht. (Behauptete doch noch vor Kurzem der Herausgeber der Zeiten*), eines Journals, welches Anspruch auf Gründlichkeit macht, der russische Regentenstamm erlösche mit dem jetzigen Kaiser und dessen Bruder Konstantin, da doch jeder Kalender ihn hätte belehren können, daß Rußland's Hoffnungen noch in zwei fast erwachsenen Prinzen blühen.)

Der Franzose (fortfahrend). Auch ist es leichter tausend Tonnen von Portobello nach Panama um das Kap

*) Novemberheft 1810.

Horn zu führen, als zu Lande zwanzig oder dreißig Meilen durch die Gebirge.

Der Deutsche (laut). Wahr, doch unverzeihlich. Wenn Napoleon in jenen Gegenden herrschte, so wäre die Südsee mit dem Weltmeere längst durch einen Kanal vereinigt. Große Schwierigkeiten mag ein solches Unternehmen haben, doch unüberwindlich sind sie schwerlich.

Der Franzose. Die Holländer können sich schneller als die Engländer vereinigen, wenn es darauf ankommt, mit ihren kleinen Fahrzeugen von der Mosel bis zum Texel das Meer zu bedecken.

Der Engländer. Wenn England auch weniger Häfen hätte, so würden schon seine Baien hinreichen für seine Kriegs- und Handelsschiffe; denn, so lange die Westwinde herrschen — welches gewöhnlich die Hälfte des Jahres hindurch der Fall ist — können die Schiffe sicher auf den Rheden ankern. Der Ankergrund ist an den englischen Küsten weit vorzüglicher, denn er besteht aus hartem Lehm, Kreide oder festem Kies; Frankreich und Holland hingegen haben nur Felsen oder ausweichenden Sand. — Schon der große de Witt hat die Bemerkung gemacht, daß England's Lokal-Situation unermeßliche Vortheile gewähre. Dahin gehört auch die Fischerei, in der es von keiner andern Nation übertroffen wird. Zehntausend Menschen sind allein immerwährend mit dem Austerfang beschäftigt. — Ohne Zweifel ist auch der ausländische Handel eine reiche Quelle für die Seemacht; allein dauerhafter ist in dieser Hinsicht die Küstenfahrt, die von jeder Nebenbuhlerschaft un-

abhängig ist. Diese betrachte ich als die Hauptstütze einer Seemacht. Man hat berechnet, daß der Küstenhandel hunderttausend Matrosen erzieht. Welch' eine Pflanzschule!

Der Deutsche (leise zu dem Franzosen). Sollte diese Zahl nicht übertrieben sein?

Der Franzose. Schwerlich; denn nach diesem Verhältniß wäre nur Ein Mann von achtzig für das Seeleben zu rechnen, Irland nicht einmal mit einbegriffen. Schon der numerirten Fahrzeuge auf der Themse sind über neuntausend, ohne die ungeheure Anzahl derer in Anschlag zu bringen, die zum Fischen u. s. w. gebraucht werden. Es existirt in England nicht der kleinste Hafen, der nicht, zu seinem Privatgebrauch, eine Anzahl Schiffe und Fahrzeuge besäße.

Der Engländer. Großbritannien bedarf keiner fremden Hilfe zu Erbauung seiner Schiffe; es erzeugt Alles, was dazu erforderlich ist.

Der Deutsche (bei Seite). Oho!

Der Engländer (fortfahrend). Ich weiß wohl, daß wir eine Menge Artikel aus der Fremde kommen lassen, allein daran ist blos unsere Trägheit Schuld, oder der Mangel an Aufmunterung von Seiten der Regierung. England's Boden könnte Alles erzeugen.

Der Deutsche (bei Seite). Ja das klingt anders.

Der Engländer. Wenigstens ist die englische Eiche an Stärke und Dauerhaftigkeit dem Bauholze unserer Nachbarn weit vorzuziehen.

Der Franzose. Nimmer würde sich England so hoch geschwungen haben, wenn es alle Materialien zum Bau der Schiffe und deren Ausrüstung selber hätte erzielen sollen. Man denke sich einmal die ganze Insel mit Schiffbauholz bedeckt, so bliebe für Getreide kein Plätzchen übrig. Das nöthige Land für Holz, Hanf, Pech u. s. w. würde mehr Raum einnehmen, als ganz Großbritannien. Glücklich sind die Engländer, daß sie Produkte besitzen, deren eine kleine Quantität hinreicht, um diejenigen dagegen einzutauschen, welche viel Land erfordern. Jene kleine, durch die fleißigen Einwohner veredelte Quantität ist die wahre Ursache ihres Uebergewichts im Handel über alle andere Nationen.

Der Engländer. Großbritannien besaß die ersten guten, und lange Zeit die besten Schiffsbaumeister. Leider ist dieser Vortheil ihm nicht mehr ausschließlich eigen. Die verderbliche Freundschaft Karl's des Zweiten für seinen ehrgeizigen Nachbar verschaffte den Franzosen die Gelegenheit, eine Kunst zu erlernen, durch die sie vergebens ihre Lehrer zu stürzen versucht haben.

Der Franzose. Mit Erlaubniß, das scheint ein wenig parteiisch. Warum sollten wir nicht Schiffe bauen können, ohne es von den Engländern gelernt zu haben? Bauen nicht die Holländer solider als die Engländer? War denn jemals diese Kunst der Stein der Weisen? — Als die Römer, im ersten punischen Kriege den Karthaginensern ein Ruderschiff wegnahmen, bauten sie deren gleich zweihundert nach diesem Muster.

Der Deutsche (bei Seite). Dann waren ja aber auch die Karthaginenser die Lehrer der Römer in der Schiffsbaukunst?

Der Engländer. Eine Nation, deren Land und Klima nicht geeignet sind, ihren Matrosen auf der See Nahrung zu verschaffen, wird nie einen großen Handel, nie eine Seemacht haben. Auch hierin ist England allen europäischen Nationen überlegen. Sein Boden, sein Klima liefern alle Arten von Lebensmitteln für die Marine besser als Frankreich und Spanien. Ich sage besser und darum sind auch die englischen Seeleute stärker und tapferer.

Der Deutsche (halb laut). Vielleicht werden sie besser genährt, daraus folgt aber noch nicht, daß andere Nationen die ihrigen nicht eben so gut nähren könnten.

Der Engländer. Die Geschicklichkeit und Erfahrung unserer Matrosen sind ohne gleichen. Die stürmischen Küsten unserer Insel müssen natürlich eine ganz andere Menschengattung erzeugen, als die ruhigen Ufer des mittelländischen Meeres. Wo andere schon verzagen, da lachen unsere Matrosen noch.

Der Franzose. Wir lachen dafür zu Lande.

Der Engländer. Keine Lage glücklicher als die einer Insel. Das Meer ist die sicherste Grenze. »Athen,« sagt Xenophon, »herrscht über das Meer. Allein da das Gebiet von Attica mit dem festen Lande zusammenhängt, so wird es oft vom Feinde verwüstet. Die Großen schicken in solchen Fällen ihre Reichthümer nach irgend einer Insel. Das Volk hat nichts zu verlieren. Aber wenn Athen auf einer

Insel läge, so könnte es Andern schaden, ohne selbst dabei zu wagen." Sollte man nicht glauben, fügt Montesquieu hinzu, Xenophon habe England gemeint? — In der That, wenn wir unsere insulanische Lage benutzten, unsere ganze Aufmerksamkeit auf das Seewesen richteten, unsere Vertheidigung blos unserer Miliz und unsern Flotten anvertrauten, so würde sich's bald zeigen, daß unsere Seemacht noch nicht halb so groß ist als sie werden kann. Fast alle unsere Einkünfte — oder wenigstens weit mehr als irgend eine andere Macht zu diesem Zwecke verwenden kann — stehen zu Vermehrung der Seemacht uns zu Gebote. Wer nur seinen Gegenstand fest im Auge behält, der kann für dessen Vervollkommnung thätiger wirken, als wenn mehrere Gegenstände ihn zerstreuen.

Noch ein Vortheil, den auch die Feinde uns einräumen, ist der, daß die Hauptstadt nicht, wie in Frankreich, im Mittelpunkte des Staates liegt. In London paaren sich höfische Geschliffenheit und ungeheure Thätigkeit, die gleichsam aus dem Meere entspringt. In Paris, sagt Deslandes, herrscht Indolenz, die höchstens nach Zeitvertreib hascht.

Der Deutsche. Das mochte gelten, so lange Paris nur der Mittelpunkt von Frankreich war.

Der Engländer. Der Charakter der englischen Nation ist fest und standhaft, kleine Hindernisse schlagen ihren Muth nicht nieder. Nur auf einen solchen Charakter kann eine Seemacht sich gründen, denn sie ist nicht das Werk eines Tages, und sie kann, ohne unermüdete Aufmerksam-

keit, auch nicht erhalten werden. Die Engländer haben in dieser Hinsicht die Festigkeit ihres Charakters seit zwei Jahrhunderten bewiesen, da hingegen der See- oder Schiffs-Enthusiasmus der Franzosen nur ruckweise erschienen ist, und mit dem Genie der Nation unverträglich zu sein scheint. Der Kardinal Richelieu sagte: Werke, die viel Anstrengung erfordern, taugen nicht für den Charakter der Franzosen.

Der Franzose. Da hätte der Herr Kardinal wohl etwas Klügeres sagen können, statt den Leichtsinn der Franzosen anzuklagen; Er, der bei dem mindesten Argwohn das Schwert über unsere Häupter zuckte. Sein Urtheil beweist, daß er das menschliche Herz nicht kannte. Er selbst war leichtsinnig und unbeständig, und die Franzosen verabscheuten seine Grundsätze. Festigkeit und Beständigkeit sind zufällige, durch Umstände erzeugte Eigenschaften. Die Menschen sind dieselben von den Dardanellen bis in den finnischen Meerbusen. Wenn von Weisheit und Standhaftigkeit in öffentlichen Angelegenheiten die Rede ist, so entscheidet nicht das Lokal, sondern einzig und allein die Regierungsform —

Der Deutsche (bei Seite). Eigentlich kommt es wohl nur auf die an, die an der Spitze — gleichviel welcher Regierungsform stehen.

Der Engländer. Zu allen unsern Vortheilen gesellt sich noch der einer freien Verfassung, ohne welchen alle die übrigen wenig bedeuten würden. So lange England frei ist, und die übrigen Nationen es nicht sind, so

lange wird auch seine Seemacht der seiner Nachbarn überlegen bleiben; was auch der Graf von Boulainvillers dagegen sagen mag.

Der Deutsche. Was sagt denn der Graf von Boulainvillers?

Der Engländer. Er behauptet, Frankreichs Lage sei günstig genug, um eine Seemacht zu errichten, die der englischen und holländischen die Wage halten könne. Frankreich besitze mehr Häfen im mittelländischen Meere als England. (Gleich als ob dieser kleine Meerbusen der eigentliche Schauplatz des Handels und der Seemacht wäre?) Es liege auch den Küsten Spaniens, Portugals und der Barbarei näher als England. — Immerhin! von solchen kleinlichen Umständen kann die Seemacht nicht abhängig sein. Das mittelländische Meer ist nicht mehr das große Emporium von Europa, und gerade die Nationen, die dort am mächtigsten sind, gelten sonst überall wenig. — Der Herr Graf rühmt als Vortheil, was er gerade umgekehrt als Hinderniß anführen sollte. Man kann, sagt er, die französische Seemacht theilen und jedem Zweige eine besondere Bestimmung anweisen. Ganz recht! und was ist daraus entstanden? Daß die Flotten von Brest und Toulon nur alliirt zu sein, aber nicht Einem Herrn anzugehören schienen.

Das milde Klima Frankreichs — auf welches der Herr Graf einen großen Werth legt — ist der Seemacht dieses Landes gar nicht günstig. Der starke, erfahrene Seemann

bildet sich nicht im Säuseln der Zephire, sondern in den Stürmen der nordischen Meere.

Frankreichs Handel soll hinreichen um die Mittel zu liefern, der vereinten Macht Englands und Hollands die Herrschaft zur See zu entreißen. Frankreich soll nur seinen Handel im mittelländischen Meere erweitern, und durch weise Gesetze den Getreidehandel begünstigen. Aber der Herr Graf vergißt, daß Handel mit den Ausländern, oder mit den Kolonien, nie die Basis einer Seemacht werden kann. Dazu ist ein ausgebreiteter Handel im Innern erforderlich, der von den Nachbarn völlig unabhängig ist. Nun wird der Herr Graf gestehen müssen, daß, wenn Frankreich sich auf Küstenfahrt einschränken sollte, diese nicht beträchtlich sein würde.

Viel thut er sich auch darauf zu gute, daß die französischen Waren zum Transport eben so vieler Schiffe bedürften, als die Waren Hollands und Englands zusammengenommen. Wenn es auch wahr wäre, was er behauptet: daß hundertfünfzig Millionen Acres des französischen Bodens bearbeitet würden, so bliebe sein Problem doch immer schwer zu lösen. Er weiß nicht, oder will nicht wissen, daß unser Steinkohlenhandel ganz allein mehr Matrosen beschäftigt, als Frankreichs ganzer Küstenhandel, und daß, wenn man nicht absurderweise auf dieses erste Lebensbedürfniß einen Zoll gelegt hätte, dieser Handel allein hinreichen würde, uns Neptun's Dreizack in die Hände zu geben. — Und wenn er nun vollends von den Modewaren

seines Landes spricht, als von einer Hauptstütze der Seemacht! — O weh!

Der Franzose. Da mögen Sie Recht haben. Ein Schriftsteller muß sehr verlegen um Gründe sein, wenn er sich einbilden kann, daß seine Bonbons und seine Hauben jährlich auch nur vierhundert Tonnen Fracht liefern.

Der Engländer. Grundlos behauptet er ferner: Die französische Marine bedürfe keiner fremden Beihilfe zu ihrer Ausrüstung. Alle die hauptsächlichsten Materialien muß sie aus der Fremde ziehen. Was Frankreichs Bevölkerung anlangt —

Der Franzose. Nun wie da? wir haben vier und zwanzig Millionen Einwohner, Sie nur acht.

Der Engländer. Dennoch haben wir mehr Matrosen. Ja, wenn Frankreichs Einwohner Alle längs den Küsten wohnten, wie die Engländer. Der Ritter Petty hat berechnet, daß alle Theile von Großbritannien, einen in den andern gerechnet, nicht mehr als zwölf Meilen vom Meere entfernt liegen, alle Theile Frankreichs hingegen sechzig bis siebzig Meilen. Ein großer Vortheil für uns!

Endlich zählt auch der Herr Graf zu den Vorzügen seines Vaterlandes die Sicherheit der französischen Küsten. Es ist wahr, wie auch schon Deslandes bemerkt, daß mehrere Descenten unglücklich abgelaufen sind; aber das rührt nicht von der Stärke der Küsten, sondern überhaupt von der Gefahr solcher Unternehmungen her. Uebrigens muß jeder Menschenfreund sich freuen, daß die Na-

tur dieser empörenden Art Krieg zu führen Schranken gesetzt hat.

Der Deutsche (bei Seite). Man hört wohl, daß Herr John Sinclair nicht mit bei Kopenhagen war.

Der Engländer. Nur einen einzigen Vortheil muß England seinem Nachbar beneiden: die herrliche Lage des Brester Hafens auf einer Halbinsel, die sich in's Meer erstreckt. Diese Lage ist sehr vortheilhaft für seine Flotten.

Der Franzose. Nur Schade, daß Brest so weit von der Hauptstadt liegt.

Der Deutsche. Herr John Sinclair ahnete wohl nicht, daß nach dreißig Jahren die Seeküsten des französischen Reichs von Bayonne bis nach Hamburg sich erstrecken würden?

Dummheit und Narrheit.

Mit Unrecht verwechselt man oft beide. Ein Dummkopf ist mir lieber als ein Narr, und ein Narr ist nicht immer ein Dummkopf.

Ein beschränkter Verstand, eine lange Kindheit des Geistes, gänzlicher Mangel an Begriffen, oder an der Gabe sie zu ordnen, das nennen wir Dummheit.

Narrheit hingegen ist die Verkehrtheit eines Geistes, der sich klug dünkt, die Alfanzerei, die für Grazie gelten, die Schwerfälligkeit, die leicht sein will, der Uebermuth, der über Alles abspricht und doch nichts versteht. Narren belustigen,

aber auf ihre Kosten: man demüthigt sie, man überliefert sie der Geißel des Lächerlichen. Dummköpfe belustigen auch, sie werden aber weder gehaßt, noch gedemüthigt und man geräth eben so wenig in Versuchung, ihnen ihre Dummheit vorzuwerfen, als einem Tauben oder Blinden, daß er taub oder blind ist.

Der Pater Bandory, ein geistreicher Jesuit, unterhielt sich oft zu seinem Vergnügen mit dem Thürsteher seines Kollegiums, der seiner Dummheit wegen allgemein bekannt war. »Ich habe nie einen Geist gefunden, der mich so angezogen hätte, als die Dummheit dieses Menschen,« sagte er. — »Setzen Sie sich mir gegenüber,« befahl Mirabeau einem seiner Sekretäre, »und reden Sie, so brauche ich nicht zu denken.«

Madame de Crequy pflegte von einem gewissen Baron zu sagen: »Ach er ist kein Dummkopf, er ist nur ein Narr.«

Es gibt Albernheiten, die eben so sehr belustigen als witzige Einfälle. »Wann eher wird Ihre Frau in die Wochen kommen?« fragte Ludwig XIV. einen Höfling. »Sire, sobald es Ew. Majestät gefällig sein wird.« antwortete dieser. — Das war dumm. — Eine fremde Fürstin, der das Französische nicht geläufig war, fragte, ob man naval oder naveau (zur See oder zum Schiffe gehörig) sagen müsse? — »Ich glaube, Madame,« erwiederte ein Höfling mit großer Selbstgefälligkeit, »man sagt navets (Rüben).« — Das war närrisch.

Die meisten Dummköpfe sagen freilich nur gemeine

Dummheiten, aber es gibt deren auch sehr pikante, die als witzige Einfälle aufbewahrt werden. Nach Racine's Tode sagte Jemand in einer Gesellschaft: Er habe in seinem Testamente verordnet, im Port royal begraben zu werden. »Das würde er bei seinen Lebzeiten nie begehrt haben,« ließ ein Dummkopf sich in allem Ernst vernehmen. Ein witziger Kopf hätte dasselbe sagen können, nur mit verschiedenem Accent.

In einem geistreichen Zirkel wurde die Frage aufgeworfen: Welcher Unterschied zwischen einem Narren und einem Dummkopfe sei? — Ein Jeder sagte seine Meinung, doch keiner traf den rechten Punkt. Eine reizende Dame nahm endlich das Wort, die unglücklicherweise an einen ausgemachten Narren verheirathet war. »Ein Dummkopf,« sagte sie, »ist bisweilen erträglich, ein Narr nie. Den Dummkopf bedauert man bisweilen, über den Narren macht man sich lustig. Sie können mir auf's Wort glauben, denn seitdem ich mit einem Narren lebe, weiß ich was ein Dummkopf werth ist.«

Die Narren ahnen gar nicht, wie viel Geist dazu gehört, um nie lächerlich zu erscheinen.

Ein Kennzeichen der Dummheit ist: Alles bewundern. Das schadet übrigens Niemanden, und ist vielen sehr willkommen. — Ein Kennzeichen der Narrheit ist: Bewundern und tadeln, immer zur unrechten Zeit.

Ein Dummkopf gibt sich für das, was er ist, nicht

so der Narr, der macht Ansprüche, und zwar die lächerlichsten.

Was folgt aus allem diesen? — Man suche die Geistreichen, man ertrage die Dummköpfe, man vermeide die Narren.

Die Moral der Welt.

Ein Gegenstand, über den ein kluges, beobachtendes Frauenzimmer gewöhnlich schärfer denkt, zarter fühlt und besser spricht als ein Mann. Die, wohl mit Unrecht ganz vergessene Mademoiselle Scuderi hat zwei Bändchen unter obigem Titel geschrieben. — Sie spricht darin — freilich etwas geschwätzig — über den Neid, die Faulheit, die Tirannei der Gewohnheit, den Zorn, die Ungleichheit des Betragens u. s. w. Lauter Gegenstände, die jetzt nicht minder, als zu der Zeit, in der sie schrieb, der Welt bekannt sind, auch wohl ihr ewig bekannt bleiben werden.

Die Verfasserin schont ihr Geschlecht eben so wenig als das unsrige, und sie kennt beide. Es ist ein altes, wahres Wort: wer die guten Eigenschaften eines Mannes will kennen lernen, der wird sie leichter von einem Frauenzimmer als von einem andern Manne erfahren; wer hingegen die Fehler einer Frau zu wissen verlangt, der thut besser, sich an ein Frauenzimmer zu wenden.

Man findet hier unter andern, was man da nicht sucht,

eine Maxime des Marschalls Türenne: »Im Kriege täuscht man sich oft durch zu vieles Klügeln, und indem man voraussagt, der Feind werde das thun, was er thun sollte.«

In der That soll Türenne sich oft in weit größerer Verlegenheit befunden haben, wenn er einen ungeschickten, als wenn er einen geschickten General gegen sich hatte, weil jener oft alle seine Berechnungen und Vorkehrungen zu Schande machte, ohne es zu wissen.

Den Geiz schildert die Verfasserin mit grellen, aber leider echten Farben. Es gibt Quellen, die alles, was man hinein legt, mit einer Rinde von Stein überziehen; eben so wird jede Empfindung in dem Herzen eines Geizigen mit einer Steinrinde überzogen. Ich erinnere mich dabei einer scharfsinnigen Bemerkung von Bayle. Man weiß, daß die Protestanten, zur Zeit der Dragonaden, lieber ihrem Vaterlande den Rücken kehren, als in die Messe gehen wollten. Unter den Flüchtlingen befanden sich manche Weltkinder von ausschweifender Lebensart, denen man so viel Anhänglichkeit an ihre Religion gar nicht zugetraut hatte; nur die Geizhälse konnten sich nicht entschließen, ihren Mammon zu verlassen, und opferten lieber den neuen, für besser erkannten Glauben.

Die Verfasserin führt das Beispiel eines Mannes an, der sich ohne Bedenken dreimal für einen Freund herum schlug, also dreimal sein Leben wagte, aber sich weigerte, als der Freund in Noth war, ihm eine kleine Summe Geldes zu leihen.

Da, wo von der Verleumdung die Rede ist, bemerkt sie unter andern, daß Satyren selten denen Personen, gegen welche sie gerichtet sind, einen daurenden Nachtheil zufügen, und das ist sehr wahr, doch nicht immer erfreulich und löblich, nämlich wenn Satyre und Schmeichelei einander gegenüber stehen. Leider gewinnt die Letztere fast immer die Oberhand über die Erstere. Von einer Satyre gegen die Götter der Erde findet man nach hundert Jahren kaum noch ein Exemplar, die Schmeicheleien hingegen bleiben in Jedermanns Händen. Daraus entspringt das große Uebel, daß zum Beispiel ein schlechter Fürst wegen seines Rufes ganz unbesorgt ist, denn er darf nur die Schmeichler gut bezahlen, so werden sie jede Satyre, wenn sie auch noch so wohl begründet wäre, schon in der Flut ihrer Schmeicheleien ersticken, und nach hundert Jahren wird von den Verbrechen eines Tyrannen nicht mehr die Rede sein.

Mademoiselle de Scuderi hat mehrere ähnliche Werke geschrieben, auch Romane, die zu ihrer Zeit viel gelesen und bewundert wurden. Zweierlei ist besonders merkwürdig an ihr. Erstens, daß sie so bescheiden war, einen ihrer berühmtesten Romane, Cyrus und Clelie, unter dem Namen ihres Bruders drucken zu lassen; und zweitens, daß sie, trotz der Wärme, mit der sie so oft verliebte Abenteuer beschrieben, doch nie selbst geliebt hat. Wie war es möglich, daß eine Leidenschaft, die gleichsam in ihrer Einbildungskraft zu Hause war, nicht auch einmal in das Herz hinabstieg! sie findet ja sonst wohl den Weg dahin

aus viel weiterer Entfernung. Man könnte mit Horaz von der Verfasserin sagen:

> Cum tu inter scabiem tantam, et contagia lucri
> Nil parvum sapias, et adhuc sublimia cures.

Die Romane.

Es hat zu allen Zeiten gegen Einen Satyriker viele tausend Menschen gegeben, die blos im Stande waren, jenem den Stoff zu liefern, und sich über die Verarbeitung desselben zu ärgern. Selbst die Götter der Erde, wenn sie gleich sich verstellen, als ob sie Mückenstiche verachteten, schlagen doch die stechende Mücke sehr gern todt, wenn sie können. In Frankreich brauchte man vormals nicht zu dieser Extremität zu schreiten, man bediente sich eines mildern Mittels. Wenn man nämlich die Schriften oder die Worte eines Satyrikers nicht vergessen machen konnte, so übergab man ihn selber der Vergessenheit — in der Bastille, wo er denn allenfalls seine Epigrammen mit Kohlen an die Wände schreiben mochte.

Zu der Zahl der auf diese Art siegreich widerlegten Epigrammatisten gehörte vor achtzig Jahren auch ein Graf Gordon de Percel, den man heutzutage nicht in die Bastille sperren würde, weil — sie nicht mehr da ist. Um sich die Langeweile zu vertreiben, schrieb er ein Buch über den Gebrauch und Nutzen der Romane, in dem er sich oft selber kitzeln mußte, um zu lachen. Er schlug auch wohl

dem Publikum ein Schnippchen, und schnitzte, wie er selber sich ausdrückt, »Pfeile aus jedem Holze.« — Aber es lassen sich in unserer Büchersündflut doch immer einige Gedankentrümmer erhaschen. Vor allen Dingen macht der Verfasser sich über die Romanen*verbote* lustig, und gesteht, daß er nie auf den Einfall gerathen sein würde, Romane zu lesen, wenn er nicht davor gewarnt worden wäre. Die Kirchenväter haben die Romane verdammt, aber der heilige Johannes Damascenus hat doch selbst einen geschrieben, unter dem Titel: *Barlaam und Josaphat*. Er nennt auch einen *deutschen Jesuiten*, *Kontzen*, als Verfasser eines Romans; ferner die *Bischöfe* du Bellei, Fenelon, Huot als Romanenschreiber.

Die Alten ließen in ihren Romanen die Liebenden gar zu schnell glücklich werden, und verschleierten dieses Glück zu wenig. Die Neueren verfahren weit *schamhafter*. Dennoch gibt man den Kindern *Homer* und *Virgil* in die Hände, und verbietet ihnen *Kleopatra* und *Pharamond*.

Eine ganz besondere Idee stellt er von den *Helden*romanen auf, behauptend, daß alles, was auf *Vermehrung* des Menschengeschlechts abzwecke, weit *heroischer* sei, als was dessen Zerstörung bewirke. »Folglich,« sagt er, »sollte man denjenigen als einen Helden betrachten, und zwar als einen der dreifachen Unsterblichkeit würdigen Helden, der im Stande wäre, vom fünfzehnten Jahre an bis in's siebzigste, vierzigtausend Menschen zu erzeugen, ungefähr zwei auf jeden Tag seines Lebens gerechnet. Ein sol-

cher Held wäre, nach meiner Ansicht, den Zerstörern der Menschheit vorzuziehen, die große Männer zu sein glauben, weil sie das Talent besitzen, anderthalb Millionen Menschen umzubringen oder umbringen zu lassen, wie Alexander und Cäsar gethan haben." (Wenigstens würde es sehr gut sein, wenn man einem Alexander und Cäsar immer ein Paar Helden des Verfassers zugesellen könnte, um den Wald wieder anzusäen, den Jene ausgerottet.)

Das zweite Kapitel dieses Buches führt den Beweis, daß der Roman der Geschichte vorzuziehen ist. Es gebe keine Geschichte, in der nicht vieles falsch sei; der Leser werde also betrogen. Beim Lesen eines Romans hingegen wisse er schon vorher, daß Alles nur ein Spiel der Einbildungskraft sei. Die Geschichte liefere uns nicht die geheimen Triebfedern der Begebenheiten, das thue hingegen der Roman. In der Geschichte werde die Tugend oft unterdrückt, im Roman belohnt. Die Weiber wären bekanntlich die Triebfedern aller großen Begebenheiten, und doch spielten sie in der Geschichte selten eine große Rolle, der Roman hingegen setzte sie in ihre Rechte wieder ein.

(Ein Körnchen Wahrheit möchte doch wohl in allen diesen Sophistereien zu finden sein. Es gibt Zeiten, wo alle Geschichtsbücher, klein und groß, die von der reinsten Geschichte handeln, eine Romanenbibliothek, und alle Zeitungen Märchen sind. Unter solchen Umständen möchte es doch wohl besser für uns und die Nachwelt sein, daß gar keine Geschichte geschrieben würde, sondern daß man sich

lieber an Romane hielte, sollten es auch die Qualverwandtschaften sein.)

Die Menschen haben zu allen Zeiten und in allen Ländern das Romanenhafte so sehr geliebt, daß sogar Hieronymus Xaver, als er das Leben Jesu Christi in's Persische übersetzte, für nöthig hielt, es mit einer Menge romantischer Zusätze auszuschmücken.

Dem Pater Daniel, dem berühmten Geschichtschreiber, wird hier eine Anekdote vorgeworfen, die, wenn sie wahr ist, ihm nicht zur Ehre gereicht. Man schlug ihm vor, einige große Sammlungen in der königlichen Bibliothek zu benutzen, die in vierzehnhundert Foliobänden die wichtigsten Urkunden und eine unzählige Menge von Originalbriefen enthielten. Er blätterte zwei Stunden darin, fand alles ganz vortrefflich, sagte aber nachher zu einem Freunde, er frage den Henker nach diesem Papierwust. (Man kennt die Anekdote von Voltaire, der, als er die wichtigsten Papiere zu der Geschichte Peter des Großen erhielt, sagte, er könne sie nun nicht mehr brauchen, denn seine Geschichte sei schon fertig.)

Kleine Gallerie von Albernheiten.

Als die Hexen noch in der Mode waren, erschien ein lateinischer Traktat über die Wasserprobe, welche man mit diesen Unglücklichen anzustellen pflegte, und der gelehrte Verfasser vertheidigte dieselbe sehr ernsthaft, unter andern

aus dem Grunde, weil man sonst nicht mit Gewißheit, selbst nicht von Augenzeugen erfahren könne, ob die Angeklagte wirklich mit auf dem Blocksberge gewesen oder nicht, denn die vornehmen Hexen erschienen dort nur maskirt. Uebrigens versicherte er, daß eine Hexe, und wenn sie auch noch so korpulent wäre, nicht mehr als fünfzehn Pfund wöge.

* * *

Nie hat es einen so wohl unterrichteten Geschichtschreiber gegeben, als einen gewissen O Flaharty, der eine Chronologie von Irland geliefert hat. Dieser Mann weiß ganz bestimmt, daß, vierzig Tage vor der Sündflut, am fünfzehnten des Monats, und zwar an einem Sonnabend, drei Männer mit fünfzig Weibern nach Irland kamen, um es zu bevölkern, allein die Sündflut machte einen Strich durch ihre Rechnung. Hingegen landeten drei hundert zwölf Jahre nach der Sündflut, am vierzehnten des Monats, und zwar an einem Dinstage, ein Mann mit seiner Frau und drei verheiratheten Söhnen, um eine neue Kolonie zu gründen. Der Mann hieß Partholan. Vermuthlich hatte er ein Archiv hinterlassen.

* * *

Derselbe scharfsinnige und behutsame Geschichtschreiber hat einen Stammbaum Karl II. verfertigt, in dem nicht weniger als sechs und siebenzig königliche Generationen prangen; und dann noch acht und vierzig bis zu Adam hinauf, lauter Patriarchen und Anführer von Kolonien; so, daß Seneca in diesem Falle völlig Unrecht

hat, wenn er irgendwo behauptet: es gäbe keinen König, unter dessen Vorfahren nicht auch Knechte zu finden wären. — Ein spanischer Bischof, Fandoval, hat eine Genealogie des Hauses Oesterreich von hundert achtzehn Generationen (von Adam bis auf Philipp III.) und ein anderer spanischer Schriftsteller, Pegeafiel Contreras, eine Genealogie des Hauses Lothringen von hundert ein und zwanzig Generationen verfertigt, aber beide sind von Herrn O Flaharty übertroffen worden, denn keiner hat gewagt, von Adam herab lauter Könige und Fürsten auftreten zu lassen.

* * *

Im Journal des Savans, und sogar im Pariser Journal de Médicine wurde vor hundert Jahren ganz ernsthaft behauptet, es lebe zu Boury de Pressé eine schwangere Frau, deren Kind im Mutterleibe ganz vernehmlich schreie, und zwar hatte es am Charfreitag, als die Mutter zur Kirche ging, zum ersten Male geschrien (vermuthlich um den Tod Christi zu bejammern). Seitdem schrie es täglich drei- bis viermal, auch bisweilen noch öfter, und so stark, daß der Magen der Frau aufschwoll, als ob sie ersticken sollte. Es gab, wie immer bei solchen Gelegenheiten, viele Leute, die das Schreien selbst mit angehört hatten.

* * *

Daß Steine vom Himmel fallen, ist heutzutage nichts Neues mehr. Aber es sind bisweilen noch ganz andere Dinge vom Himmel gefallen, die jetzt nicht mehr herunter

kommen. Es gibt eine purgirende Pflanze, Stinkschwertel genannt (den Linneischen Namen weiß ich nicht), diese fiel einmal in Indien, aber in Erz gebildet, eilf Unzen schwer, während eines Sturmes vom Himmel, und der Historiograph der holländischen Kompagnie, Rumphirus, schickte sie, nebst andern ähnlichen Raritäten, an Herrn Menzel, Leibarzt des Churfürsten von Brandenburg, mit der Bemerkung, daß die Indianer aus dergleichen Metallen, welche der Himmel ihnen zusendet, Ringe verfertigen, die, am Finger getragen, Sieg gegen den Feind verleihen. Die Indianer würden von dieser Ware noch vor wenigen Jahren in Deutschland starken Absatz gefunden haben, denn es fehlte blos an solchen Ringen.

* * *

In den Büchern der Maccabäer kommt ein Mann vor, der dreimal auf drei verschiedene Arten gestorben ist, nämlich König Antiochus, der Juden Verfolger. Das erste Mal fiel er, brach sich alle Rippen entzwei und stank unerträglich. Das zweite Mal wurde er im Tempel von Nanea erschlagen, und das dritte Mal starb er aus Kummer in Babilon. Man muß bekennen, daß er einer der unglücklichsten Monarchen war.

* * *

Wenn Chevreau in seiner Weltgeschichte die Größe der Stadt Rom beweisen will, so erzählt er, daß Heliogabalus durch seine Sklaven alle Spinneweben in ganz Rom sammeln ließ, und daß sie zehn tausend Pfund wo-

gen. Man sollte fast glauben, alle Häuser in Rom wären unbewohnt gewesen.

* * *

Der Dichter Malherbe bekannte, daß er ein Narr gewesen, weil er die schönste Zeit seines Lebens auf die Dichtkunst verwandt habe. Ist er, nach diesem Bekenntniß, freiwillig in's Narrenhaus gegangen, in Hoffnung, etwa den Homer dort anzutreffen, so hat er sich geirrt. — Einst klagte einer seiner Freunde, der auch ein Dichter war, daß der König nur diejenigen belohne und auszeichne, die ihm in Geschäften oder im Felde dienten. »Der König hat ganz Recht,« sagte Malherbe, »denn ein guter Dichter nutzt dem Staate eben so wenig, als ein guter Kegelschieber.«

* * *

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts adressirte ein französischer Gelehrter einen Brief an den Herrn Abt Molanus, Professor zu Ernest. Das sollte heißen: zu Rinteln, weil Rinteln Academia Ernestina von ihrem Stifter genannt wurde.

Die verschiedenen Ansichten.

In Sachsen lebten zwei alte Freunde auf ihren Gütern, die nur eine halbe Stunde von einander entfernt lagen. Es war ein frohes, gemüthliches Leben. Sie hatten zwanzig Jahre lang unter einem Regimente gedient, Gutes und Böses mit einander erfahren, genossen und getragen; nun

war ein Jeder gleichsam des Andern Tagebuch geworden, denn was der Major von Thau etwa vergessen hatte, dessen erinnerte sich der Hauptmann von Welling ganz gewiß; und umgekehrt. Selten verging ein Tag, an dem sie sich nicht besuchten, oder auf ihren Grenzen zusammen kamen, bald an der Spitze munterer Jagdhunde, bald im Geleite ihrer Familien. Denn was alte Freunde so oft nach und nach trennt — Kälte oder Abneigung ihrer Frauen gegen einander — das störte hier das trauliche Verhältniß nicht. Frau von Welling machte große Ansprüche und Frau von Thau gar keine, folglich vertrugen sie sich recht gut. Jene hatte eine Tochter, Emma, diese einen Sohn, Eduard. Beide hielten ihre Kinder, nach mütterlicher Gewohnheit, für Meisterwerke der Schöpfung, und beide konnten das einander ohne Eifersucht zugestehen, weil es Kinder verschiedenen Geschlechts waren, und jeder Mutter unbenommen blieb, bei sich selbst zu denken: wäre mein Eduard ein Mädchen — wäre meine Emma ein Knabe geworden, er oder sie würde das Kindlein der Frau Nachbarin weit übertroffen haben. Jetzt kränkte keine Kollision die mütterliche Eitelkeit und folglich den nachbarlichen Frieden, denn beide Kinder sollten durch sehr verschiedene Eigenschaften glänzen.

Im Grunde glänzten sie beide nicht. Ein paar hübsche, gut geartete Kinder, das war Alles, was ein Unbefangener von ihnen sagen konnte. Sie spielten gern mit einander und hatten sich recht lieb.

So verfloß beiden Familien manches Jahr still und

friedlich, bis der neidische Tod den Trauerflor über die adelichen Wapen zog. Die alten Freunde starben in einer Woche und ein Denkmahl in der gemeinschaftlichen Pfarrkirche verkündet noch heute, daß den Männern, die unter ihm ruhen, das seltene Glück vergönnt war, eine Jugendfreundschaft bis zum späten Grabe fortzusetzen. Die Witwen trauerten, die Kinder weinten mit einander.

Frau von Welling fand nach ihres Gatten Tode, daß in ländlicher Einsamkeit ihr Kummer sich stets erneuere. Im Grunde hatte sie das Landleben nie geliebt, sondern nur in des Mannes Wunsch sich gefügt. Ihr Reichthum verstattete ihr eine glänzendere Lebensweise, darum beschloß sie, nach Berlin, ihrer Vaterstadt, zu ziehen. Sie thue es ungern, sagte sie, allein sie halte es für Pflicht, weil sie dort ihre Emma sorgfältiger erziehen könne. Frau von Thau hingegen, obschon sie auch sehr reich war, hielt, aus ähnlichen Ursachen, es für Pflicht, auf dem Lande zu bleiben, um ihres Eduard's Herz in kindlicher Unschuld zu erhalten; eigentlich weil sie lieber auf dem Lande war. Die menschlichen Neigungen verstecken sich gern hinter Pflichten.

Vor der Trennung beider Familien wurde noch ein ewiger Freundschaftsbund beschworen und durch die Verabredung besiegelt, Emma einst mit Eduard zu vermählen. Jede Mutter vertraute der andern im Stillen, das sei noch der letzte Wunsch ihres Gatten auf dem Sterbebette gewesen, und folglich sei man ihrem Andenken dieses Versprechen schuldig. Beide erlaubten sich da einen frommen Be-

trug, denn die Sterbenden hatten nicht daran gedacht und ihre Witwen dachten eigentlich nur an das schöne Vermögen, durch welches sie, nach mütterlichem Brauch, ihre Kinder beglücken wollten.

Eduard war von Natur ein fröhlicher, leichtsinniger Knabe, der das Gute gern that, wenn es ihm Vergnügen machte, aber auch wohl das Böse, wenn er nur der langen Weile dadurch entrinnen konnte, die ihm die größte aller Martern dünkte. Als er heranwuchs, bekam er einen Hofmeister, einen Jünger aus der neuesten poetischen Schule. Herr Senf, so hieß der Ehrenmann, studirte, wie er sich ausdrückte, den Charakter seines Zöglings, der noch gar keinen Charakter hatte, und beschloß, durch das Gemüth auf den Geist zu wirken, statt daß alle Erziehung eine Wirkung des Geistes auf das Gemüth sein sollte, weil das letztere unmittelbar sich gar nicht erziehen läßt. Er führte den empfänglichen Eduard nach und nach in die Vorhöfe und endlich in die Heiligthümer der mystischen Poesie. Da galten Worte für Gedanken, Ahnungen für Gefühle; da dünkte man sich erhaben oder kindlich, je nachdem von Karfunkeln oder Lilien die Rede war; da wurde der geistliche Stolz der heutigen Poeten in dem jungen Gemüthe erweckt, und mit Wohlgefallen bemerkte Herr Senf, daß Eduard schon in seinem sechzehnten Jahre die gemeine Vernunft verachtete, und Jeden, der blos Sinn für Klarheit und Wahrheit hatte, vornehm bemitleidete.

So viel war indessen durch die Einimpfung des Karfunkelfiebers bewirkt worden, daß die Langeweile, die

vielleicht auf manchen Abweg den Jüngling geführt hätte, ihm jetzt ein unbekanntes Leiden war. Denn so wenig der selige Nikolai unter seinen Fantasmen Langeweile empfinden konnte, so wenig Eduard unter den zarten Nebelgestalten, die, wie auf einer Jakobsleiter, in seinen wachenden Träumen ewig auf und nieder stiegen. Und als er vollends auf der Universität, seiner höhern Natur bewußt, von andern hohen Naturen sich bewundert sah; als der Trieb sich auszuzeichnen, der jeden kräftigen Jüngling beherrscht, auf diesem Wege die volle und leichte Befriedigung fand — weil die Narren, die auf ihren bunten Gondeln mit Janitscharenmusik den Strom hinab schwimmen, laut jauchzen, die Klugen aber, die am Ufer wohnen, nur lächelnd zuschauen und schweigen — so hielt Eduard immer fester an dem, was er seinen hohen Beruf nannte.

Vergebens wollte Gustav von Mohr, sein armer lustiger Vetter, ihm die Uebersinnlichkeit wegspotten. Eduard versuchte einige Mal, ihn zu sich hinauf zu ziehen, und als es nicht gelingen wollte, nannte er ihn eine gutmüthige aber gemeine Natur.

Ein Naturkind hätte er sagen sollen, denn das war Gustav; wild aufgeschossen wie ein Rohr im Bache. Sein Vater hatte viele Jahre lang an einem Hofe gelebt, an dem die Geistesbildung Ton war. Von Schulen und Sekten wußte man da nichts. Man genoß die Gaben der Musen und freute sich des Schönen, ohne von Kunst-

jüngern die Belehrung einzuholen: ob es auch schön sei? warum es etwa nicht schön sei? wie es beschaffen sein müßte, wenn es erlaubt werden könnte, darüber zu lachen oder zu weinen? u. s. w. Diese Unbefangenheit des Geschmacks und Urtheils brachte der alte Mohr mit auf's Land, als Kränklichkeit und Verarmung ihn nöthigten, die Einsamkeit zu suchen. Hier that er, als Erzieher seines Sohnes, gerade das Gegentheil von dem, was Herr Senf gethan, er suchte ihm nämlich klare Begriffe beizubringen, und bildete seinen Geschmack aus ihm selbst heraus, nicht in ihn hinein. Eine glückliche Organisation, ohne welche alles Unterrichten so viel ist als einen Stein mit dem Pudermesser bearbeiten wollen, begünstigte seine väterlichen Bemühungen. Gustav wurde ein Jüngling von hellem Geiste und klarem Gefühl, dabei so gutmüthig, daß Eduard ihn wider Willen lieb gewann.

Nach geendigter akademischer Laufbahn, die für Eduard nur eine Kletterschule bis in die Wolken gewesen war, begleitete Gustav seinen Vetter nach Hause, wo er die Liebe seiner Tante schnell gewann. Zwar bewunderte Frau von Thau ihren Sohn außerordentlich, konnte sich aber bisweilen nicht recht in das Glück finden, die Mutter eines so erhabenen Wesens zu sein. Sie war in seiner Gegenwart etwas gedrückt, da sie immer nur an ihm hinauf sehen mußte und er höchstens mit Güte auf sie herab sah. Hingegen verstand sie ihren Neffen wohl, für seine Empfindungen gab es einen Anklang in ihrem Busen und seine Gedanken schlu-

gen Funken aus ihrem Geiste; darum war in seiner Gesellschaft ihr behaglicher zu Muthe.

Frau von Welling hatte unterdessen in Berlin die Erziehung der schönen Emma vollendet. Das Mädchen verband mit einer reizenden Gestalt eine holde Munterkeit, einen schlichten Sinn, ein reines Herz, viele Talente und ein wenig Koketterie. Zu ihrer Gesellschaft hatte die Mutter eine arme Verwandte in's Haus genommen, Agnese von Beilgen, die, vormals in einem Landstädtchen wohnend, durch eine Lesebibliothek und durch ihr eigenes Herz zur Schwärmerin geworden war. Alle Rollen der Heldinnen in Schauspielen und Romanen hatte sie im Geiste durchgespielt und sich aus allen ein Ideal zusammengesetzt, welches für kein Bild der Fantasie mehr gelten konnte, denn sie war es selbst.

Den größten Antheil an ihrer Verbildung hatte wohl der Wunsch, Aufmerksamkeit zu erregen. Durch Schönheit konnte sie das nicht, obgleich ihr Spiegel sie versicherte, sie habe eine sehr angenehme, geistreiche Physiognomie; arm war sie oben drein, was blieb ihr also übrig, als ein weiblicher Sonderling zu werden? Darum that sie alles anders als ihre Gespielinnen; ob auch besser? Das mochte sie glauben. Im Grunde kam ihr wenig darauf an, wenn es nur anders war.

Frau von Welling und Frau von Thau hatten, seit ihrer Trennung, eine ziemlich lauliche Korrespondenz unterhalten, so lange die Jugend ihrer Kinder den verabre-

deten Heirathsplan auszuführen hinderte; nun aber, da Eduard ein Mann geworden, und das Fräulein täglich eine Frau werden konnte, nun erkundigten sich die klugen Mütter unter der Hand, wie — seitdem sie entfernt von einander gelebt — mit dem beiderseitigen Vermögen geschaltet worden? und erfuhren mit Vergnügen, daß weise Sparsamkeit es ansehnlich vermehrt habe. Das rüttelte die alte Freundschaft aus dem Schlummer. Die, auf dem Todbette ausgesprochenen Wünsche der Verstorbenen kamen wieder zur Sprache; man hielt es für heilige Pflicht sie zu erfüllen, und die Zusagen wurden erneuert.

Eduard erinnerte sich gern der hübschen kleinen Emma, mit der er einst im Garten so fröhlich herum gesprungen und über manchen Zaun geklettert. Es war ihm fast dabei zu Muthe, wie einem Emporkömmling, der sich wohl gern einmal wieder unter seine alten fröhlichen Kameraden mischen möchte, wenn es mit der neuen Würde nur verträglich wäre. Ihm unbewußt drückten ihn die Fesseln, die er selbst sich angelegt. Ohne Widerwillen ergab er sich in den Wunsch seiner Mutter, nur mit dem Vorbehalt, sich anständig zurück ziehen zu dürfen, wenn er Emma allzutief unter dem Ideale fände, welches, in Liliendust gehüllt, ihm jenseit des Mondes vorschwebte.

Auch Emma hatte ihren muntern Spielkameraden nicht vergessen, der ihr zu Liebe so oft auf die Bäume kletterte, um ihr die schönsten Kirschen zu brechen. Sie dachte sich ihn als einen gefälligen freundlichen Mann, an dessen Seite es sich wohl fröhlich durch's Leben hüpfen ließe, und so

hatte auch sie nichts dagegen, ihn als Bräutigam zu erwarten, obgleich ihre Gespielin, Agnese von Veilgen, über eine solche zwischen Müttern verabredete Verbindung die Nase gewaltig rümpfte.

Die Brautschau wurde beschlossen und Eduard reiste ab, von seiner Mutter gesegnet, in Begleitung seines Vetters Gustav, der die schöne Gelegenheit nicht versäumen wollte, das schöne Berlin zu sehen. Ein treuer Bedienter, Lukas Bär, wurde den jungen Herren zugesellt, die beide so oft als möglich der Frau von Thau zu schreiben und alle ihre Empfindungen unverstellt mitzutheilen versprachen. Auch der ehrliche Lukas gelobte dem Kammermädchen ein Gleiches, denn er stand mit ihr schon seit zehn Jahren in einem ehrsamen Liebesbündniß, welches nach zehn Jahren, wenn es Gottes Wille wäre, in einen ehrsamen Ehestandsknoten verwandelt werden sollte.

Es war an einem Frühlingsabend als die Reisenden sich in und auf den Wagen setzten, und der Postillon durch den letzten hörbaren Peitschenknall die Thränen der Frau von Thau und ihrer Kammerjungfer noch einmal reichlich hervor lockte. Die Reisenden fuhren die ganze Nacht hindurch, und gelangten am andern Morgen nach Wittenberg, wo sie, um die Merkwürdigkeiten dieses Orts zu beschauen, einen ganzen Tag verweilten, und Abends die ersten Briefe nach Hause schrieben, aus welchen wir Fragmente liefern wollen.

Eduard schrieb: »Es dämmerte in Osten. Hellrothe Ordensbänder schmückten das Firmament. Bald begann

es zu glühen in Purpur verwandelt mit feurigen Rändern, und plötzlich stieg die Sonnenscheibe aus zitternder Glut heraus. Es ward Licht! So hat es gedämmert am Horizont der Menschheit bis die erhabene Naturphilosophie den glänzenden Tag herauf führte.»

Gustav schrieb: »Wir fuhren einem heitern Morgen entgegen. Ich hatte mir vorgenommen, mich an dem herrlichen Schauspiel der aufgehenden Sonne zu laben, aber ich war in meiner Wagenecke richtig eingeschlafen.»

Lukas schrieb: »Wir hatten eine verdammt kühle Nacht und als vollends die Sonne aufging, da war es so kalt, daß ich meine Kappe über den Kopf ziehen mußte.»

Eduard fuhr fort: »Als wir den Mauern von Wittenberg uns näherten, da schien Luther's hoher Geist über ihnen zu schweben und eine Glorie herunter zu strahlen. Wittenberg ist die Wiege der Aufklärung, hier sind die Geister entfesselt worden.»

Gustav fügte hinzu: »Ein erhaben schauerliches Gefühl ergreift uns, wenn wir einen Ort betreten, wo ein großer Mann gelebt und gewirkt hat. Ja, Luther war gewiß ein großer Mann! ob er uns aber durch die Reformation eine dauerhafte Wohlthat erzeigt hat? darüber lassen sich Zweifel erregen. Auch in der Religion gibt es einen Gemeinsinn, den haben wir durch die Spaltung verloren, mit ihm die Herzenswärme. Wir sind vor lauter Vernunft so unelektrisch geworden, daß selbst die Gefahr, das Heiligste zu verlieren, keinen Funken mehr aus unserer kalten Brust locken kann. Es sei ferne von mir, den päpstlichen

Unfug zu vertheidigen, dem Luther steuerte; doch das möchte ich wohl behaupten, so paradox es klingen mag, daß wir nicht stehen, oder vielmehr liegen würden, wo wir jetzt liegen, wenn wir sammt und sonders katholisch geblieben wären.»

Lukas erzählte: »Stell dir vor, Lieschen! hier hat Doktor Luther gelebt, und ist ordentlich herumgegangen auf seinen Füßen und hat gegessen und getrunken wie unser einer. Ich habe auch den großen Dintenfleck an der Wand gesehen, wo Doktor Luther dem Teufel das Tintenfaß an den Kopf geworfen hat. Das habe ich alles gesehen und die Haare standen mir zu Berge.»

Nach einigen Tagen langten die Reisenden glücklich in Berlin an; weil es aber schon gegen Abend war, so versparten sie den ersten Besuch bei Frau von Welling bis auf den andern Morgen und gingen in die Komödie; ihren Lukas schickten sie auf die Gallerie. Der deutsche Hausvater wurde gegeben und lieferte Stoff zu den nächsten Briefen.

Eduard schrieb: »Es ist ein ganz modernes, der Leerheit der Zeitgenossen schmeichelndes Stück. Nicht eine leise Ahnung von den Gebilden der Kunst. Nur Begebenheiten, die der Zufall an einander reiht, in welchen kein Schicksal waltet. Auch in Iffland habe ich die klare Tiefe und die tiefe Klarheit vermißt; er ist nur subjektiv, nicht objektiv.»

Gustav hingegen: »Ich habe eines köstlichen Genusses mich erfreut! Der deutsche Hausvater ist ein schönes

dem Auge wie dem Herzen wohlthuendes Gemälde; es nimmt unsere heiligsten Gefühle in Anspruch, es rührt und bessert. Und was soll ich von dem herrlichen Iffland sagen! Ich kann sein Spiel nicht entwickeln; ich weiß nur, daß ich viel darum gegeben hätte, ihn umarmen zu dürfen, und hätte ich es gedurft, so würde auf seiner Wange die Spur meiner Thränen zurückgeblieben sein.»

Und Lukas: »Ich bin auch in der Komödie gewesen, aber das war langweilig. Die Leute wußten nicht recht was sie wollten, und am Ende, was ging das mich an? Ein vornehmer Mann spielte mit. Mein Herr sagte, er hieße eigentlich Iffland, und wäre gar nicht so vornehm; aber das lasse ich mir nicht weiß machen, ich habe wohl gesehen was er war.»

Am andern Morgen ließen Eduard und Gustav bei Frau von Welling sich melden. Emma's Herz begann heftig zu klopfen, als der Lohnbediente die Namen der Fremdlinge aussprach. Mit ängstlicher Neubegier lauschte sie am Fenster dem Besuche entgegen, und als sie die beiden stattlichen Jünglinge die Straße heraufschreiten sah, flog sie, nach schneller Musterung vor dem Spiegel, an ihr Fortepiano und verschanzte sich hinter demselben gegen alle Verlegenheit.

Von dieser ersten Zusammenkunft schrieb Eduard: »Fern von dem hohen Ideale, das meiner inneren Anschauung vorschwebt, fand ich Emma von Welling. Sie ist keine Prinzessin Schirin, auch nicht einmal eine Königin von Saba, deren Zunge ein süßer Papagei

war in Gitterstäben von Demant. Was man hübsch nennt, mag sie sein, doch ihren Reizen fehlt das Seelenentfesselnde, Hinüberziehende in das Lilienreich, wo himmlische Düfte die Herzen schwängern. Sie war ganz weiß, ohne Karfunkeln, gekleidet, spielte und sang ein gemeines Lied aus einer gemeinen Oper, Fanchon genannt. Hingegen hat sie eine Cousine, Agnese von Veilgen, eine Maienblume, am nebelgrauen Morgen, denn grau war ihr Gewand von der Sittsamkeit bis unter das Kinn gewoben. Sie zeichnete eine orientalische Landschaft. Ihr stiller Geist flüsterte aus den Palmen.

Gustav schrieb: »Emma ist ein allerliebstes Mädchen. Sehr einfach war sie gekleidet, und doch sehr reizend. Ein feiner Musselin schmiegte sich an ihre zarten Formen, und der jugendliche Busen hob in seiner Fülle sich blendend hervor. Ihre erste, reizende Verlegenheit machte bald der fröhlichen Unbefangenheit Platz, der Purpur auf ihren Wangen den Rosen. Sie spielte und sang mit bezaubernder Grazie ein Liedchen aus Fanchon, der niedlichen Oper. Sie hat auch eine Cousine, Agnese von Veilgen, und fast glaube ich, daß sie sich ihrer als einer Folie bedient. — Was ich von dieser Cousine eigentlich denken soll, weiß ich noch nicht. Sie war gekleidet wie eine Nonne. Ein grauer Taffet vermummte sie bis an den Hals. Ich möchte fast vermuthen, daß diese Hülle nicht neidisch, sondern schlau ist. Sie würde wohl thun, in gleicher Absicht auch ihr Gesicht zu verschleiern. Zwar, im Grunde ist sie nicht häßlich, aber die große römische Nase senkt sich doch ein wenig zu tief

gegen das Kinn herab, und ihre kleinen, blitzenden Augen stehen so nahe beisammen, als ob zu beiden Seiten der Raum gemangelt hätte. Sie zeichnete gerade eine Landschaft — recht hübsch, wie Eduard versichert — aber um den Frühling auszudrücken, ließ sie Blüten aus den Wolken regnen. Das fand Eduard sublim. Mir gefiel es nicht.“

Und Lukas schrieb: „Ich habe das Fräulein gesehen, das unsere gnädige Frau werden soll, und auch ihre Cousine. Alle Hagel, das sind ein Paar gnädige Damen! sie haben mir Trinkgelder gegeben. Aber hübsch sind sie alle beide nicht, da lob' ich mir mein dickes Lieschen.“

Und Emma schrieb an eine Freundin in Königsberg: „Mein Bräutigam ist angekommen, eine hübsche Figur, aber ein Blick, der aus höhern Sphären auf die erbärmliche Unterwelt, und auch auf meine kleine Person flüchtig herabschweift. Von der liebenswürdigen Offenheit des Knaben Eduard ist keine Spur mehr vorhanden. Er hat einen Vetter mitgebracht, Gustav von Mohr, ein behaglicher Mensch.“

Und Agnese fügte hinzu: Unsere Freundin ist glücklich zu preisen! was Schirin von Kosru sagt, gilt auch vom Herrn von Thau:

„O sähest du die reichen Schönheitsgaben
Und seines Anstands Majestät,
Hoch über den Berg Kaf erhaben —“

Sein Vetter ist ein ganz gewöhnlicher Mensch.“

So war die bedenkliche Stimmung, in welche die erste Zusammenkunft sämmtliche handelnde Personen versetzt

hatte. Eduard übereilte sich mit dem zweiten Besuche nicht, den auch seine Braut ohne Verlangen erwartete. Er wollte erst Berlin kennen lernen, und trieb sich einige Tage in der Stadt herum. Gustav hätte ihn doch lieber zur Frau von Welling begleitet, und Eduard's Mutter hoffte auch im nächsten Briefe ganz andere Dinge zu finden, als ein Urtheil über Berlin, wobei seiner Braut nicht einmal in einem Postskript erwähnt wurde. »Es ist ein abscheulicher Aufenthalt," schrieb er, »unter den Linden erstickt man im Staube, und im Thiergarten versinkt man im Sande. Das Menschengewühl ist unerträglich! nirgends ein Plätzchen, wo man zu stiller Beschauung den Geist erheben kann. Dann treibt sich Alles so ökonomisch durcheinander, und Jedem steht auf der Stirn geschrieben: heute muß ich so und so viel ersparen, um morgen unter den Zelten meinen Kaffee zu trinken. Am besten gefallen mir noch einige Kraftäußerungen: das kühne Reiten mit verhängtem Zügel durch die Straßen — der freimüthige Lärm im Theater. Da ist doch noch Kraft, da springen doch die höhern Naturen noch aus der Gemeinheit hervor."

Gustav aber urtheilte: »Berlin ist ein herrlicher Aufenthalt. Die Linden mit ihren fröhlichen Spazirgängen, der Thiergarten mit seinen mannigfaltigen Gruppen, es ist eine Freude, sich da herum zu treiben. Nur wird sie Einem bisweilen vergällt durch ungezogene Reiter, die sich Helden zu sein einbilden, wenn sie die Fußgänger mit Koth bespritzen, oder gar ein spielendes Kind über den Haufen reiten.

Lukas schrieb: »Berlin ist eine prächtige Stadt, viel

größer als Düben und Wurzen zusammen genommen. Ach Lieschen! was da für Kuchenbäcker wohnen, und ein Bier wird getrunken, sie nennen es Mannheimer — ich sage dir, da muß das Merseburger einpacken. Man merkt's aber auch, besonders im Theater, daß das Bier etwas stark sein muß, denn recht hübsche Leute führen sich da mannichmal ganz kurios auf."

Frau von Welling liebte das Theater, und hatte eine Loge, in welcher auch Eduard und sein Vetter Platz fanden. Eigentlich war es hier, wo die zwei jungen Pare einander näher kennen lernten, und die schönen Luftschlösser, an welchen die verständigen Mütter viele Jahre lang gebaut hatten, aus dem Grunde zerstörten. In dieser Lage nämlich wollte Eduard, wie sich's gebührte, den Ton angeben, da niemand besser als er wissen konnte und mußte, was zu gefallen würdig oder unwürdig war. Emma hingegen wollte genießen, was ihr behagte, und empfinden, was sie rührte, denn sie hielt das Nachempfinden noch für weit lächerlicher, als das Nachschwatzen. Wenn also Eduard zu ihrem Ohr sich neigte, um ihr begreiflich zu machen, daß dieses gemein und jenes erhaben sei, so ersuchte sie ihn um Stille. Er mußte sogar — welch' ein Gräuel! — mit eigenen Augen sehen, daß sie in einem Schauspiel von Kotzebue weinte, in der natürlichen Tochter von Goethe gähnte, und im Rochus Pumpernickel lachte.

In der Oper ging es nicht besser. Eduard nämlich glaubte mit Herrn Ernst Wagner: »daß noch Niemand weiß, was er mit der Tonkunst eigentlich machen soll, und daß sie

unter allen Künsten die ungebildeteste ist.» Emma ergetzte sich aber unendlich an Mozart'scher Musik, und Weber's Deodata riß sie zur Bewunderung hin. Mit Achselzucken wandte er sich zu Agnesen. Hier fand er ein offenes Ohr; ihre Augen hingen an seinen Lippen; wenn er spöttisch den Mund verzog, so schüttelte sie spöttisch den Kopf, und wenn er ein leises Bravo hören ließ, so verstärkte sie dasselbe durch ein leises Bravissimo!

Auch Gustav und Emma blickten einander oft verstohlen an, nicht um sich Raths zu erholen, was sie denken und empfinden sollten, sondern um das Vergnügen zu genießen, die eigenen Gedanken und Empfindungen Einer auf des Andern Gesichte deutlich geschrieben zu lesen. Was auf solche Weise im Theater sich anspann, das wurde durch mehrere kleine Begebenheiten immer klarer entwickelt.

Eines Abends wollte man zum Balle fahren. Emma hüpfte schon, niedlich geputzt, ohne Taschen, wie es sich versteht, die Treppe hinunter, Agnese schwebte hinter ihr her. An der Hausthür bettelte ein alter Mann um eine Gabe. »Ich habe keine Taschen, und folglich auch kein Geld,» sagte Emma in den Wagen steigend, »komm' Er morgen zu mir, morgen um 11 Uhr.» Agnese hingegen kehrte um, schwebte die Treppe wieder hinauf, verweilte lange, ohne sich an Emma's Ungeduld zu kehren, und kam endlich mit einigen Groschen zurück.

Diese edle Handlung erhob Eduard bis in den Himmel. Nun, meinte er, sei es entschieden, daß Agnese eine hohe, Emma eine gemeine Natur sei. Gustav läugnete nicht, daß er

es gern gesehen hätte, wenn die letztere, anspruchlos wie sie pflegte, dem Bettler einige Minuten von ihrem Vergnügen zu opfern bereit gewesen wäre, nur sprach er kein Verdammungsurtheil über sie aus, weil es nicht geschehen war. Daß ein junges Mädchen, zum Balle fahrend, einen Bettler auf den andern Morgen wieder bestellt, fand er sehr natürlich, und meinte, sie könne darum doch wohlthätig und zartfühlend sein. Dieser Glaube wurde ihm zur Gewißheit, als Frau von Welling in eine schwere Krankheit fiel. Die Tochter wich nicht von ihrem Bette, und wachte jede Nacht bei ihr, während Agnese, nach einem ruhigen Schlafe, täglich dreimal in die Messe ging (denn sie war katholisch), um für ihre Wohlthäterin — zu beten. Gustav fand diese Frömmigkeit unzeitig, und die Pflege der Kranken weit verdienstlicher. Allein Eduard erblickte auch hier die höhere Natur, welche, die gemeinen Mittel verschmähend, sich im Leiden aufschwingt, und, kindlich vertrauend, im G l a u b e n Trost und Hülfe sucht.

Endlich, nach der Mutter Genesung, führte ein Spazirgang die Entwicklung herbei, deren schon längst im Stillen die handelnden Personen mit Ungeduld harrten. Bis jetzt hatte Eduard immer noch halb und halb für Emma's Bräutigam gegolten, obgleich man eben keines scharfen Blickes bedurfte, um gewahr zu werden, daß er die Cousine, und sie den Vetter vorzog. Wenn sie mit einander lustwandelten, so pflegte sich's auch immer von selbst zu fügen, daß er Agnesen führte, und Gustav Emma den Arm bot. So schlenderten sie auch diesmal einem Dörfchen

zu. Ein Gewitter überraschte sie, ein Bauernhaus wurde ihr Zufluchtsort. Agnese floh in das enge Stübchen mit kleinen blinden Fensterscheiben; Emma blieb draußen unter einem Schoppen, weil sie das erhabene Schauspiel eines Gewitters liebte. Hier erzählte ihr die Bäuerin eine wunderbare Geschichte, die sich vor einigen Jahren im Dorfe zugetragen. Eine hübsche, reiche Müllerstochter, die mit einem reichen Pachterssohne versprochen war, wurde von einem armen jungen Bauer geliebt, und war ihm auch geneigter, als ihrem Bräutigam. Der Tag rückte immer näher, der sie von ihm trennen sollte; es war nicht mehr zu ändern, schon am nächsten Sonntag wollte man die Hochzeit feiern. Der arme Peter hatte Suschen zwar von seiner Liebe nie etwas gesagt, aber seine Augen hatten gesprochen, und die ihrigen geantwortet. Nun war es am letzten Freitage vor der Hochzeit, da begegneten sie einander auf der Wiese, und die Herzen brachen. In wehmüthigen Abschiedsworten sagten sie einander tausendmal dasselbe, und wurden nicht gewahr, daß ein Gewitter heraufzog, und hörten den Donner nicht, und sahen die Blitze nicht, bis ein Platzregen herabstürzte, da eilten sie unter einen Baum im Felde, und drängten sich aneinander unter die dicken Zweige. Ein Blitz fuhr herab, und erschlug sie beide.

Die Bäuerin erzählte das so ungekünstelt, die Erschlagenen glücklich preisend. Emma wandte sich, ihr Auge war feucht. Eben brüllte ein heftiger Donnerschlag. Gustav ergriff hastig ihre Hand zum ersten Male, und sagte mit herzlicher Innigkeit: »Ach! wenn ich doch mit Ihnen unter dem

Baume stünde!" Emma sah ihn rührend freundlich an, und gab den Druck seiner Hand leise zurück. Gustav wurde kühn, und entriß ihr das Geständniß, daß sie auch wohl mit ihm unter den Baum treten möchte, wenn nicht Eduard seine Ansprüche gutwillig aufgäbe. »Aber," seufzte sie, »unsere Mütter haben das so fest verabredet — er scheint entschlossen, der seinigen zu gehorchen — was bleibt mir übrig!"

Gustav, der seines Vetters Gesinnungen kannte, sah den Stern der Hoffnung aufgehen. Unter dem Rollen des fernen Donners zog er Emma nach sich in das Stübchen, entschlossen, die Erklärung glimpflich einzuleiten. Doch als er die Thür öffnete, wurde er mit Entzücken gewahr, daß es einer solchen Einleitung nicht mehr bedurfte, denn Eduard lag zu Agnesens Füßen, sein Kopf ruhte in ihrem Schooße. Sie war nämlich, beim Eintritt in die schmutzige Stube, von der holdseligsten Schwärmerei ergriffen worden. Das triefende Butterfaß im Winkel, der vorjährige Erntekranz an der Decke, die wackelnden Stühle, der lange Tisch mit eingeschnittenen Namen — Alles begeisterte sie, und erregte eine hohe Wehmuth, die in eine prosaische Ode auf die Herrlichkeit des Landlebens ausbrach.

Hier zeigte Eduard vollkommen, daß er zu den echten Kunstjüngern gehöre, die auch das Gemeinste und Albernste erhaben und schön finden, wenn einer von ihnen es geschaffen hat. Er verglich ihre Lippen

»Mit Gefäßen von Korallen,
Aus welchen Honigtropfen fallen."

Er bewunderte das transparente ihrer inneren Anschauung; er war entzückt bis in die Sphären, wo nur ein Hauch der Engel den Aeolsharfen Töne entlockt. Beide waren darüber einig, daß man nur auf dem Lande den Staub der gemeinen Menschennatur ganz abschütteln, und in den Aether sich aufschwingen könne, um die Strahlenbrechung des ewigen Lichts zu belauschen. Die muntere Emma hatte sich nie so warm für das Landleben erklärt, sogar bisweilen geäußert: »Wenn man jung sei, folglich der Ruhe noch nicht bedürfe, und wenn man kein anderes Geschäft auf dem Lande habe, als zu leben, so könne man das gemüthlicher in Berlin abthun.“ Dieser höchst gemeinen Ansicht des Lebens erinnerte sich Eduard in dem kritischen Augenblicke, wo die süßen Redensarten von Agnesen's Munde trieften, wie die Rahmtropfen von dem im Winkel stehenden Butterfaße. Und hin stürzte er zu ihren Füßen, lösend das lästige Band des mütterlichen Wunsches, frei ausströmend die eigenen Wünsche gleich dem Champagnerschaum aus einer entkorkten Flasche. Und ihr jungfräulich Herz that sich weit auf — und ihre beide nahestehenden Augen sandten gewisse Blicke, die sich auf dem Rücken der römischen Nase vereinten, und sanft von der Nasenspitze hinab auf den knienden Berg Kaf glitten — und Sphären erklangen, und die Millionen Fliegen in der Bauernstube summten harmonisch.

In diesem seligen Momente traten Gustav und Emma herein. Mit holder Schaam schmiegte Agnese sich in sich

selbst, in so weit die Größe ihrer Nase es zuließ; Eduard aber sprang auf, und mit Werner'schem Pathos erklärte er laut, daß er fest entschlossen sei, diese Lilie mit seinen Karfunkeln zu vereinigen.

»Desto besser, Herr Bruder,« sagte Gustav, »so wirst du wohl nichts dagegen haben, wenn Emma mich durch ihre Hand beglückt?«

Hoch erfreulich war diese Gegenrede dem entflammten Eduard, dessen Herz an Agnesens Augen wie ein Feuerrad am Nagel sich herum drehte; und Agnese, die sich einer großen Sorge dadurch enthoben sah, fiel entzückt in die Arme der Cousine. Beide glückliche Paare — gingen heim? — mit nichten! nur Gustav und Emma g i n g e n, Agnese und Eduard s c h w e b t e n ü b e r ihnen, jene von sanfter Heiterkeit umstrahlt, diese in Thränen aufgelöst.

Was die verständigen Mütter zu dieser Verwandlung sagten? — sie machten anfangs saure, und zuletzt auf der Doppelhochzeit süßsaure Gesichter. Im Stillen vertrauten sie einander: am schmerzlichsten falle es ihnen, daß die Wünsche der verstorbenen Gatten unerfüllt blieben, und Jede glaubte, daß ihr die Andere Glauben beimesse.

Eduard zog mit seiner jungen Frau auf's Land, Gustav blieb mit der seinigen in Berlin. Beim Abschied gelobten die Cousinen einander, sich fleißig zu schreiben, und, so unglaublich es scheinen mag, sie hielten ein ganzes Vierteljahr lang Wort. Agnese schilderte das Landleben, ihr Gut war ein Paradies, ihr Mann ein Gott! — Emma beschrieb mit der heitersten, oft muthwilligen Laune die Vergnü-

gungen der Hauptstadt; und ihren Mann als den zärtlichsten, gefälligsten Gatten. Nach drei Monaten verstummten Beide, wie es mit solchen Briefwechseln gewöhnlich zu gehen pflegt, und es verstrichen einige Jahre, in welchen sie wenig von einander hörten. Emma war indessen zweimal Mutter geworden, hatte die Häuslichkeit lieben gelernt, und sehnte sich hinweg aus dem Geräusch der Residenz. Gustav kaufte ein kleines Gut einige Meilen von Berlin, und wurde jetzt mit Vergnügen ein Landmann, da ihm durch die Schriften des wackern Thaer ein schöner Beruf dazu geworden war. Echten Lebensgenuß fanden beide in den drei engen Kreisen, welche Natur, Liebe und Geschäftigkeit um sie gezogen hatten, und aus welchen die Langeweile, die Mörderin des häuslichen Glücks, verbannt war. Doch hatten sie deshalb mit dem guten Berlin sich nicht überworfen; sie fuhren gern bisweilen dahin, wenn der große Künstler Iffland ein neues Kunstwerk beseelte, oder sonst ein fröhlicher Wintertag sie lockte.

Bei einem dieser kurzen Besuche fanden sie zu ihrem größten Erstaunen Eduard und Agnesen, die eben angekommen waren, um sich in Berlin unhäuslich nieder zu lassen. Wie es zugegangen, daß die hochziehende Feuerkugel ihres poetischen Glücks endlich geplatzt war, und einen prosaischen Steinregen herabgeschleudert hatte, das konnten sie selbst nicht begreifen; aber Agnese hatte sich schon längst gestanden, daß ihr Mann doch nicht eigentlich ein Gott sei, und Eduard hatte schon längst die Bemerkung gemacht, daß

die Nase seiner Frau zu groß wäre. Da Eins vor dem Andern sich schämte, das kühl gewordene Herz aufzudecken, so spielten sie ihre Rollen so lange fort, bis Langeweile und Ueberdruß ihnen mit Gewalt das Bekenntniß entrissen, die gequälte Brust dadurch erleichterten, und sie noch einmal mit gleichem Willen beseelten. Sie zogen nach Berlin, wo Eduard anfangs, nach alter Weise, durch sein Kunstgeschwätz sich auszuzeichnen hoffte; allein diese Mode war unterdessen dort untergegangen, und wo noch eine solche Schellenkappe klingelte, da horchte Niemand mehr hin. Da nun Bewunderung der Thoren die einzige Nahrung dieser Thorheit gewesen war, und nicht einmal seine Frau ihn mehr bewundern wollte, so entstand dadurch eine Leere im Kopf und Herzen, die ihn zur Verzweiflung brachte. Er wurde ein Spieler. Agnese ging von der poetischen Mystik zu der religiösen über, und besuchte Bülows Grab, weil sie Swedenborg's Grab nicht besuchen konnte.

* * *

Tausend Ansichten des Lebens geh'n an uns vorüber, viele derselben halten wir einen Augenblick fest, aber keine fesselt uns wirklich, bis wir der Jugend den Tribut gezollt, und in reiferen Jahren das Rechte, das Wahre stehen bleibt. Doch wer in der Jugend sich der Freude nicht offen hingibt, sondern dann schon, wenn auch ihm unbewußt, eine Rolle spielt, der wählt seine Lebensweise nach dieser Rolle, ohne zu bedenken, daß sie früher als das Leben ausgespielt sein wird. Anfangs hält ein gewisser Stolz ihn

fest dabei, er dünkt sich besser als andere Menschen, und lebt erträglich, so lange er sich von andern bewundert glaubt. Wenn aber die Leute sich nicht mehr um ihn bekümmern, und wenn nur er selbst immer sich bewundern muß, so schreitet, wie Moliere's steinerner Gast, die Langeweile herein. Der zu entfliehen, wählt er einen andern Weg, aber oft zu spät. Er bringt die Unbefangenheit der Jugend nicht mehr in die Welt, daher haben auch die Freuden der Jugend keinen Reiz mehr für ihn. Er will sie nun durch andere ersetzen, und hat von Glück zu sagen, wenn er nur albern, nicht schlecht wird.

Wer hingegen, wie Gustav und Emma, ohne vornehmes Nasenrümpfen der Jugend und der Welt mit offenem Sinn genießt, und nichts besonderes vorstellen, den Geschmack nicht beherrschen, nicht verhöhnen mag, dem bahnt ein freundlicher Lebenspfad sich nach und nach von selbst. Und wenn er in die Einsamkeit entweicht, so findet er da nicht mehr noch weniger, als er zu finden hofft; kein Gebilde der Phantasie, und darum nicht verschwindend, wenn diese aufhört zu träumen. Da er nicht aus Stolz, noch Eitelkeit die Welt verlassen, so bleibt er auch gern mit ihr in zwar lockern, doch angenehmen Verhältnissen. Sie muß ihm dann und wann gewürzte Speisen liefern, doch immer kehrt er zu Milch und Früchten gern zurück.

Zweifache Reise nach Amerika der beiden russischen Seeoffiziere Chrostoff und Dawidoff.

(Geschrieben von dem Letztern.)

Das ist der Titel eines sehr interessanten Werkes, von welchem, vor wenigen Monaten, der erste Theil in russischer Sprache erschienen. Eine Vorrede — von einem der besten russischen Schriftsteller, dem Herrn Admiral Schischkoff — beschreibt die abenteuerlichen Schicksale der beiden, kraftvollen, jungen Männer, und erzählt die Veranlassung zu ihrer kecken Unternehmung. Diese Vorrede ist es, die ich hier im Auszuge liefere. Sie wird sonder Zweifel das deutsche Publikum auf das Werk selbst aufmerksam machen, mit dessen interessantesten Bruchstücken ich vielleicht künftig die Leser unterhalten werde.

Der Druck dieser Reise wurde angefangen, als beide Offiziere noch lebten, doch leider war das zweite Kapitel noch nicht einmal beendigt, als ein unglücklicher Zufall beide in Ein Grab stürzte.

Chrostoff war vier und dreißig Jahre alt, der Sohn eines Etatsrathes, im Seekadetten-Korps erzogen. Zuerst diente er gegen die Schweden als Gardemarin. Schon in seinem vierzehnten Jahre hatte er zwei heftigen Schlachten beigewohnt und eine goldene Verdienstmedaille empfangen. Nach dem, mit Schweden 1791 geschlossenen Frieden wurde er Offizier. In den Jahren 1795—98 befand er sich auf den Eskadren, welche sich damals mit der englischen

Seemacht gegen die Franzosen vereinten. Bei der englischen Expedition gegen die holländische Flotte waren auch zwei russische Schiffe und Chrostoff als Lieutenant auf einem derselben. Beide geriethen auf den Grund. In diesem Augenblicke, den Tod vor Augen habend, schrieb er an einen Freund: »Unsere Lage ist unerträglich. Wir sitzen auf dem Grunde und alle Schiffe segeln uns vorbei. Die schöne Hoffnung, Miteroberer der holländischen Flotte zu werden, verschwindet. Wir fluchen über unsern Lootsen, der ohnehin schon halb todt vor Schrecken ist. Ein englisches Schiff, Amerika, ist gleichfalls auf den Grund gesegelt, und das lindert unsern Schmerz ein wenig. Es ist freilich nicht recht, sich über Anderer Unglück zu freuen, wir möchten aber doch zu entschuldigen sein, denn nun werden wenigstens die Engländer nicht sagen dürfen, nur ein russisches Schiff sei auf die Sandbank gerathen. Vielleicht wird auch Admiral Mitchel nicht wagen, ohne diese beiden Schiffe eine Schlacht zu liefern; indessen gewinnen wir Zeit uns wieder flott zu machen, und kommen noch früh genug, um den Ruhm zu theilen.»

In der That gelang es auch durch unbeschreibliche Anstrengung das Schiff zu retten, wobei Chrostoff außerordentlich thätig war. Am andern Morgen stand es schlachtfertig in der Linie. Diese einzige Anekdote möge beweisen, wie muthig der Jüngling nach Ruhm strebte.

Nach seiner Zurückkunft in's Vaterland mußte er länger als ein Jahr auf dem Lande zubringen und erwartete mit großer Ungeduld eine Gelegenheit sich auszuzeichnen.

Eine unbegrenzte Liebe zu seinen Eltern hielt allein jener Ruhmbegier das Gleichgewicht. Sein Vater hatte durch einen zwanzigjährigen Prozeß sein ganzes Vermögen verloren und befand sich mit zahlreicher Familie in einer bedauernswerthen Lage. Rasch faßt der Sohn einen Entschluß, den er Niemanden mittheilt. Er wirft sich dem Kaiser zu Füßen und bittet für seine armen Eltern. Der Monarch befiehlt ihm aufzustehen, sich zu beruhigen und schickt ihm ein Geschenk von tausend Rubeln. Er schlägt es ehrerbietig aus. Ich kann von meinem Gehalt leben, sagt er; nur meine Eltern sind es, für die ich bitte, die durch einen langwierigen Prozeß Alles eingebüßt haben. Der Kaiser läßt sich die Sache unterlegen, befiehlt ihm das Geschenk zu behalten und gibt seinem Vater eine jährliche Pension von tausend Rubel. Der glückliche Sohn meldet seinen Eltern die frohe Nachricht, und fügt dem Briefe an seine Mutter noch die tausend Rubel bei, die er selbst empfangen hatte.

Bald nachher wurde auch sein Wunsch nach Thätigkeit befriedigt. Der Kammerherr Resanoff, eines der angesehensten Mitglieder der amerikanischen Kompagnie (derselbe, der nachher als Gesandter mit Krusenstern in Japan war), kannte ihn persönlich, hatte auch viel von seinem Muth und von seiner Geschicklichkeit gehört; daher that er ihm den Vorschlag, zu Lande nach Ochotsk, und von da, auf Schiffen der Kompagnie, nach Amerika zu gehen. Mit Freuden nahm er diesen Vorschlag an, und erbat sich nur noch eine Frist von fünf Tagen, um zu seinen Eltern

auf's Land zu reisen und Abschied von ihnen zu nehmen. An demselben Tage trifft er von ungefähr den Midschipman Dawidoff, einen jungen aber sehr braven Offizier, der, als er von Chrostoff's Unternehmen hört, große Lust bekommt mit zu reisen, obgleich er kaum achtzehn Jahre zählte. Dem ältern Freunde gefällt diese Entschlossenheit, er bringt den Jüngling zu Resanoff, und auch Dawidoff wird für den Dienst der amerikanischen Kompagnie engagirt.

Die Trennung von seinen Eltern war für Chrostoff äußerst schmerzlich, besonders die von seiner Mutter, die ihn sehr zärtlich liebte. Er verbarg seine Angst hinter erkünstelter Fröhlichkeit, als er sich aber endlich aus ihren Armen losgerissen hatte und der Wagen fortrollte, fiel er bewußtlos nieder. Dann erst erleichterte ein Thränenstrom sein Herz.

Beide Freunde gingen nun nach Amerika. Ihre erste Reise ist in diesem Buche enthalten. Nach zwei Jahren kamen sie zurück. Sie hatten sich wacker herum getummelt, der amerikanischen Kompagnie große Vortheile verschafft, für sich selbst aber nichts erworben. Um Schätze zu sammeln, waren sie nicht ausgezogen. Alles, was sie zurückbrachten, konnten sie auf ihren Schultern forttragen. An Gelde hatte Chrostoff achthundert Rubel erspart, die er seiner Mutter aufdringen wollte, allein sie nahm sie nicht an.

Die Eltern beider Freunde wünschten jetzt, daß ihre Söhne den Dienst der Kompagnie verlassen und wieder zur Flotte übertreten möchten; allein die Kompagnie hatte

sie nun kennen gelernt, schätzte beide hoch, und that ihnen zum zweitenmale den Vorschlag zu einer ähnlichen Reise, diesmal mit verdoppeltem Gehalt, viertausend Rubel jährlich. Nach einer Bedenkzeit von einigen Monaten entschlossen sie sich dazu; doch empfand Chrostoff diesmal eine Unruhe, die er nicht verbergen konnte. Einige Tage vor der Abreise brachte er seiner Mutter abermals das Ersparte und ein Papier, welches die Eltern mit Erstaunen und Rührung lasen. Es enthielt ein Versprechen der Kompagnie, den beiden Alten jährlich die Hälfte von Chrostoff's Gehalt, nämlich zweitausend Rubel, auszuzahlen.

»Unsertwegen willst du dich aufopfern!« schluchzte die Mutter und wollte das Papier zerreißen. Er bat sie kniend und weinend, ihm diese Freude, diese Beruhigung nicht zu rauben. Sein Leben, sagte er, habe nur Werth für ihn, wenn es seinen Eltern nützlich sei. Diese Begebenheit, die leider einem Romane ähnlich sieht, ist Gott sei Dank die reine Wahrheit. Um seinen Eltern ein bequemes Auskommen zu verschaffen, wagte der kindlich-fromme Jüngling zum zweitenmal die gefahrvolle Reise. Am 14. Mai 1804 trat er mit seinem Gefährten sie an.

Der Kammerherr Resanoff war indessen mit dem Weltumsegler Krusenstern nach Japan abgereist. Chrostoff und Dawidoff gingen wiederum zu Lande nach Ochotsk, bestiegen dort das Schiff Maria und segelten nach Amerika. Ein Leck zwang sie in Peter-Paul's Hafen einzulaufen, wo sie, der spätern Jahreszeit halber, überwintern mußten. Im folgenden Jahre kehrte Resanoff aus Japan von

seiner mißlungenen Expedition zurück und übernahm das Kommando der Maria. Unter ihm besuchten die beiden Freunde die Inseln St. Paul, Unalaschka und Codiack, zuletzt die Insel Sitka. Resanoff, der sich von den Japanesern beleidigt glaubte, schmiedete hier Pläne der Rache und wollte diesem Volke Ehrfurcht vor der russischen Flagge einflößen. Durch Gewalt sollten die Japaner fühlen, daß es besser sei mit den Russen in Frieden als in Feindschaft zu leben; durch Gewalt wollte er sie zu einem Handelstraktate zwingen. Während seines Aufenthalts in Japan war ihm verrathen worden, daß das Volk in großer Gährung gegen seine Priester begriffen sei. Er hoffte, durch eine geringe Unterstützung dem Volke das Uebergewicht zu geben, und auf diese Hoffnung gründete er folgenden Plan.

Unweit Japan liegt eine fruchtbare Insel, Sachalin, deren Urbewohner (die Aino's), eine von den Japanern sehr verschiedene Menschenraçe sind. (Man sehe Krusenstern's Reise, wo die Aino's als eine der liebenswürdigsten Völkerschaften beschrieben werden.) Vor ungefähr sechzig Jahren schickten die Russen eine Kolonie dorthin, man weiß aber nicht was aus ihr geworden ist. Die Japaner eroberten die Insel, ließen sich dort nieder und behandelten die Einwohner als Sklaven. Dieser Insel wollte Resanoff sich bemächtigen, die Japaner vertreiben, alle ihre Niederlassungen verwüsten, Alles mitnehmen, was fortzubringen sei, das Uebrige verbrennen oder den Aino's schenken. Dann wollte er silberne Medaillen vertheilen, die Sachaliner unter seinen Schutz nehmen und sie für russische Un-

terthanen erklären. Ueberdies sollten einige Japaner mit ihrem Priester gefangen, nach Ochotsk geführt und dort auf's beste behandelt werden. Diese, meinte er, würden — wenn man sie nach Jahr und Tag in ihr Vaterland zurück brächte — viel Gutes von den Russen erzählen, und so wäre das Vertrauen der Japaner gewonnen.

Von der Ausführbarkeit eines so unreifen Planes völlig überzeugt, befahl er zwei Schiffe zu dieser Expedition auszurüsten, und schrieb an Chrostoff und Dawidoff folgendes:

»Schon durch Ihre erste Reise nach Amerika habe ich Sie als entschlossene Männer kennen lernen. Ihre baldige Zurückkunst bewies Ihre Geschicklichkeit, und Ihre abermalige Bereitwilligkeit zu einer zweiten Reise bezeugt, von welchen Empfindungen Sie beseelt werden, und wie groß die Liebe zu Ihrem Vaterlande ist. Die Zeit, in der ich selbst Ihr Reisegefährte war, wird mir unvergeßlich sein. Und nun — da ich im Begriff stehe, eine wichtige Expedition zu unternehmen, welche dieses Land in einen blühenden Zustand versetzen soll — nun fühle ich erst ganz, welchen Schatz ich in Ihnen besitze. Wir brauchen zwei bewaffnete Schiffe, welche zu erbauen ich bereits befohlen habe. Sie, meine Freunde, die jeden Augenblick bereit sind, für das allgemeine Wohl sich aufzuopfern, bitte ich, das Kommando dieser Schiffe zu übernehmen und den Bau derselben unter Ihrer Aufsicht zu beschleunigen. Ich hoffe, er werde im April vollendet sein und wir im Mai unsere Reise antreten können. Ich weiß, daß Vieles uns mangeln wird,

aber wenn wurde je eine große That ohne Schwierigkeiten vollbracht? Diese werden unsern Muth nicht schwächen, hingegen unsern Ruhm vermehren. Noch scheint mir unnöthig, Ihnen meinen Entwurf umständlich darzulegen, allein es soll zu rechter Zeit geschehen. Die Güte der Schiffe betreffend, verlasse ich mich auf die Geschicklichkeit des Baumeisters, was aber die Reise anlangt, da vertraue ich gänzlich Ihren Einsichten und Erfahrung. Mit Ungeduld erwarte ich den Augenblick, in dem ich Ihre Thaten bewundern werde. Mit vereinten Kräften wollen wir zur Ausführung des großen Unternehmens schreiten, und der Welt zeigen, was eine Hand voll muthiger Russen zu vollbringen im Stande ist. Resanoff."

Nach getroffenen Vorbereitungen fertigte er auch, in Gegenwart der beiden Freunde, einen Rapport an den Kaiser und an den Kommerzminister, Grafen Romanzoff, ab, in welchem er die von der Expedition zu erwartenden Vortheile schilderte und hinzufügte: er würde dergleichen nie unternommen haben, wenn er nicht zum Glück den Lieutenant Chrostoff unter seinem Kommando hätte, einen der thätigsten, geschicktesten und tapfersten Offiziere.

Während das eine Schiff gebaut wurde, ergab sich eine Gelegenheit, das andere zu kaufen von einem amerikanischen Schiffer, Namens Wulff. Es hieß Juno und sollte von Chrostoff befehligt werden. Das andere, neuerbaute, bekam Dawidoff, es wurde Vielleicht genannt.

Bis zum 25. Februar 1806 blieben sie auf der Insel Sitka. Es herrschte dort ein schrecklicher Brotmangel,

welchem abzuhelfen Resanoff sich auf der Juno einschiffte und nach Californien ging. Die Reise währte einige Monate. Er wurde von den Spaniern sehr wohl empfangen und kam am 9. Juni mit einer großen Ladung Getreide zurück, wodurch der Hungersnoth auf Sitka ein Ende gemacht wurde.

Am 25. Juli begab er sich auf's Neue mit beiden Schiffen in See, um der Ausführung des Unternehmens beizuwohnen. Aber nach einigen Tagen änderte er plötzlich seinen Vorsatz, man weiß nicht warum. »Ich habe sehr gewünscht,« sagte er, »dem Kaiser Ihre Thaten als Augenzeuge erzählen zu können; allein ich muß nach Petersburg. Daher befehle ich dem Midschipman Dawidoff nach Sachalin und Matmay zu segeln und dort in der Aniwabay oder im Kanal von La Perouse die Juno abzuwarten. Der Lieutenant Chrostoff soll mich nach Ochotsk bringen und dann sogleich zurückkehren, worauf Sie mit vereinten Kräften meine Instruktion befolgen werden.« Diese Instruktion — deren Hauptinhalt der schon oben mitgetheilte Brief geliefert hat — übergab er an Chrostoff und wünschte ihm Glück zur Ausführung. Die sämmtliche Schiffsmannschaft mußte schwören, daß sie die ganze Sache geheim halten wolle.

Die Schiffe trennten sich nun. Resanoff kam glücklich nach Ochotsk, stieg an's Land und befahl Chrostoff, jeden Augenblick zur Abreise bereit zu sein. Aber unter dem Vorwand, seiner Instruktion noch einen Zusatz beizufügen, forderte er ihm diese wieder ab und ohne allen Argwohn wur-

de sie ihm ausgeliefert. Nach einiger Zeit erhielt Chrostoff sie zurück. Er las den Zusatz — staunte und eilte an's Land, um sich mündliche Erläuterungen auszubitten; aber — Resanoff war schon abgereist!

Der Zusatz lautete wie folgt: »Der schadhafte Fockmast, der hier in Ochotsk nicht reparirt werden kann, nöthigt Sie, wieder nach Amerika zu gehen. Die Zeit, in der Sie mit dem Vielleicht sich vereinigen sollten, ist vorüber, und jenes Schiff muß, seiner Vorschrift gemäß, ohnehin schon nach Amerika gegangen sein. Auch ist dort, durch Ihre Abwesenheit, ein Mangel an Menschen entstanden, die im Nothfall den Hafen vertheidigen könnten. Mit einem Wort: ich halte für nöthig, meine vorige Instruktion zu vernichten, und befehle ihnen jetzt, nach Amerika zu segeln. Sollte aber der Wind Sie zwingen, doch die Aniwabay zu besuchen, und wenn es ohne Zeitverlust geschehen könnte, so suchen Sie das Vertrauen der Sachaliner durch Geschenke und Medaillen zu gewinnen, und die eigentliche Lage der Japaner auf dieser Insel zu erforschen. Ich denke, auch das wird Ihnen Ehre genug bringen; doch muß die Rückkehr nach Amerika stets Ihr erstes Ziel bleiben. Sollten Sie dem Vielleicht begegnen, so theilen Sie ihm diese Vorschrift mit. Wenn übrigens auf Ihrer Reise etwas vorfällt, was sich jetzt nicht voraussehen läßt, so handeln Sie zum Vortheil der Kompagnie. In Erfüllung meiner letzten Instruktion vertraue ich Ihrer Geschicklichkeit und Erfahrung. Ich bedaure sehr, daß Ihr Mast hier nicht umgetauscht werden kann, und daß mehrere

Gründe mich nöthigen, den Plan zu ändern. Den 24. September 1806. Resanoff.»

Man denke sich Chrostoff's Erstaunen und Verwirrung bei diesem doppelsinnigen Zusatze. Wie sollte er sich das erklären? wie sich vor Fehlern hüten? — nicht ein Wort von seinem veränderten Entschluß hatte Resanoff ihm gesagt. Er widerrief seine Instruktion und schickte sie ihm doch zurück. Warum? Doch wohl um darnach zu handeln? — Konnte er sie auch widerrufen, da sie dem Kaiser einmal unterlegt war? — Gegenbefehle hatte er nicht erhalten — er handelte ganz nach eignem Gutdünken — er schob auch eigentlich nur die Expedition auf wegen des schadhaften Mastes, und weil er die Gegenwart der Schiffe in Amerika für nothwendig hielt. Er sagt nicht, daß er Gründe gefunden, die Vortheile derselben zu bezweifeln, vielmehr befiehlt er, wenn die Zeit es erlaube, doch nach Aniwabay zu gehen u. s. w.

Natürlich mußte Chrostoff in der peinigendsten Ungewißheit bleiben, was er nun eigentlich zu thun habe. Eine, für die Krone so wichtige und bereits so kostbare Expedition sollte wegen eines schadhaften Mastes aufgegeben werden? — Das zweite Schiff erwartete ihn, konnte verloren gehen oder von den Japanern genommen werden. Der Zusatz befiehlt nach Amerika zu gehen, befiehlt aber auch nach Japan zu gehen, vernichtet die erste Instruktion und muntert doch zu deren Ausführung auf durch die Worte: »das allein werde ihm schon Ehre genug bringen.» Hieß das nicht so viel: die Ausführung des Ganzen

würde ihm noch weit mehr Ehre gebracht haben? — Am Schluß bedauert er, diesen Befehl geben zu müssen, und gibt deutlich zu verstehen, daß er es nicht gethan haben würde, wenn nur im Hafen von Ochotsk ein anderer Mast zu haben wäre.

Freilich würde bei allen diesen Zweideutigkeiten ein Anderer als Chrostoff sich wohl gehütet haben, sein Leben in Gefahr zu setzen, da er sich, im Fall er zur Verantwortung gezogen würde, immer durch den Zusatz rechtfertigen konnte; er aber überlegte: »die Expedition ist dadurch nicht aufgehoben, nur aufgeschoben, und dieser Aufschub kann sehr schädlich werden, kann den Verlust des Schiffes Vielleicht nach sich ziehen. Warum ist sie aufgehoben? blos um des Mastes willen. Es ist klar, daß Resanoff die Expedition wünscht, aber an deren Ausführbarkeit jetzt nicht glaubt; folglich ist meine Pflicht, seine Erwartung zu übertreffen." Aus diesem Gesichtspunkt die Sache ansehend, lichtete Chrostoff die Anker und segelte nach Japan. Dort fand er seinen Gefährten nicht mehr, allein auch dies neue Hinderniß setzte seinem Unternehmungsgeiste keine Schranken. Er landete und führte einen Theil der Instruktion allein aus, nämlich er eroberte die japanischen Magazine und belud sein Schiff mit Korn, worauf er nach Kamtschatka ging, hoffend, daß er den Vielleicht im Peter-Paul's Hafen antreffen werde. Diese Hoffnung täuschte ihn auch nicht. Krankheiten und der üble Zustand des Schiffs hatten Dawidoff genöthigt,

seinen Posten zu verlassen. Jetzt mußten beide hier überwintern.

Im folgenden Jahre 1807 war das Eis noch nicht aufgegangen, als sie schon sich mit Gewalt einen Weg aus dem Hafen bahnten, um das angefangene Werk zu vollenden. Wie sie nach der Aniwabay gekommen, und wie Alles, ihrer Instruktion gemäß, vollbracht worden, wird in der Reisebeschreibung erzählt. Mit einer reichen Ladung von Getreide segelten sie nach Ochotsk, gesonnen, von dort aus der Regierung Bericht abzustatten, mehrere, der amerikanischen Kompagnie zugehörige Sachen einzuladen und dann den letzten Theil der Instruktion zu erfüllen, nämlich nach Amerika zu gehen. Mit dem frohen Bewußtsein, ihre Pflicht gethan zu haben, landeten sie zu Ochotsk, mit Freude und Jubel hofften sie empfangen zu werden, aber ein ganz anderes Schicksal erwartete sie.

Resanoff war auf seiner Reise krank geworden und in Krasnojarsk gestorben. Der damalige Befehlshaber vom ochotskischen Hafen, Flottkapitän Bucharin — der bald nachher auf das Klaggeschrei des ganzen Landes abgesetzt wurde — bildete sich ein, die beiden Schiffe wären mit Gold und Silber geladen. Unter dem Vorwand, die Expedition sei ohne Befehl unternommen, belegte er sie mit Arrest und ließ den Lieutenant Chrostoff sammt seinen Gefährten Dawidoff in's Gefängniß werfen. Man nahm ihnen Alles, man beraubte sie sogar ihrer Kleider, und behandelte sie einen ganzen Monat hindurch mit der größten, von Tage zu Tage steigenden Unmenschlichkeit.

Sie waren von einander getrennt, konnten nicht einmal ihr Elend durch gegenseitige Klagen erleichtern, und sahen in diesem feuchten, schmutzigen Kerker den Hungertod vor Augen.

In dieser schrecklichen Lage blieb ihnen keine andere Rettung als die Flucht. Allein wie sollten sie die zahlreiche Wache täuschen? wie ohne Geld, ohne Nahrungsmittel sich hinaus in die Wüste wagen? denn der nächste Ort, Jakutsk, war tausend Werst (hundert fünfzig deutsche Meilen) entfernt. — Ihr Schutzgeist wachte. Durch ihr gefälliges Betragen hatten sie die Liebe aller Einwohner gewonnen und sogar ihre Wache wurde durch ihre unverdienten Leiden gerührt. Sie fanden Gelegenheit, sich einander mitzutheilen und während ein Mann, der ihres gleichen war, sie mit der unmenschlichsten Grausamkeit unterdrückte, nahmen sich rohe, aber gute Menschen ihrer an. Die nächtliche Flucht wurde verabredet. Freilich waren beide in dem ungesunden Kerker kränklich geworden und durch Hunger entkräftet, aber sie wollten lieber in Freiheit sterben, als hier lebendig verwesen. Die bestimmte Nacht brach herein. Jeder ließ in seinem Gefängniß eine Schrift zurück, erklärend, die Wache sei durch Opium betäubt worden. Unbeschreiblich war die Freude des Wiedersehens, als sie fessellos einander in die Arme sanken. Gutmüthige Einwohner von Ochotsk hatten sie mit zwei Flinten und Zwieback versehen. Sie traten sogleich ihre Wanderschaft an; da sie aber befürchten mußten, verfolgt zu werden, so nah-

men sie den Weg durch Wälder und Moräste, welche nie zuvor ein menschlicher Fuß betreten hatte.

Anfangs schien es, die Halbkranken würden solche Beschwerden unmöglich ertragen können. Sie ermatteten so sehr, daß sie sich bereits eine Höhle zum Grabe suchten. Doch reine Luft und tägliche Bewegung — beides hatten sie zwei Monate lang entbehren müssen — wirkten bei ihrer Jugend so heilsam, daß sie sich ermannen konnten und muthig vorwärts drangen. Es ist nicht angegeben, wie lange sie auf dieser schrecklichen Flucht zubrachten. Ihre Nahrungsmittel gingen bald zu Ende, sie geriethen in den kläglichsten Zustand. Fast verhungert, krank und zerlumpt kamen sie doch endlich nach Jakutsk. Ein Befehl, sie zu arretiren, war von Ochotsk ihnen schon vorausgegangen. Dieser Befehl enthielt unter andern die merkwürdigen Worte: man solle untersuchen, ob sie Gold bei sich führten. Bucharin dürstete nach Gold, selbst in einem Lande, wo ein Stück Brot für weit kostbarer gehalten wird.

Der Kommandant von Jakutsk ließ die Flüchtlinge verhaften. Doch nun erfuhr es der General-Gouverneur und sandte Befehl, sie nach Irkutsk zu senden. Auch bis nach Petersburg war der Ruf dieser Begebenheit gedrungen; der Minister schrieb, man solle die beiden Offiziere nirgend anhalten, und so erreichten sie endlich nach einer vierjährigen Abwesenheit die Residenz 1808.

Kaum hatten sie hier drei Monate von den ausgestandenen Beschwerden geruht, als der General Burhöwden, der die Armee in Finnland kommandirte, ihre Zurückkunft

erfuhr, und, weil er schon früher von ihrem Muthe und ihrer Geschicklichkeit gehört hatte, sich diese beiden Offiziere namentlich vom Seeminister ausbat. Sie waren augenblicklich zur Vertheidigung ihres Vaterlandes bereit. Drei Tage nach ihrer Ankunft bei der Armee wurden ihnen zwanzig Kanonenböte anvertraut, mit welchen sie am 18. August bei der Insel Sudzolo dem Feinde ein hitziges Gefecht lieferten und ihn besiegten. Chrostoff brachte dem Grafen Buxhöwden den Bericht von diesem Gefecht, in welchem er, laut der officiellen Relation, so tapfer gefochten. Der Graf empfand eine sehr lebhafte Freude darüber, und, da sie eben an einer Wache vorübergingen, welche dem General die Honneurs abgab, sagte er, auf Chrostoff zeigend: »Nicht mir, sondern dem Sieger.« Er begab sich selbst an's Ufer zu den Böten, wo das ganze Schiffsvolk ihm jauchzend bekräftigte, daß allein Chrostoff den Sieg errungen habe. Viermal war der junge Held in diesem Gefechte dem Tode nahe, denn vier Böte wurden unter ihm zerschmettert.

Noch zweimal in diesem Feldzuge pflückte er Lorbeern in zwei ähnlichen Gefechten, am 6. September bei der Insel Palvo und am 19. bei der Insel Tevsalo, wo der Viceadmiral Mesajedoff ihm den Ruhm unglaublicher Tapferkeit beilegte. In allen diesen Gefahren war Dawidoff unzertrennlich von ihm, zeichnete sich aus und wurde leicht verwundet. Im Anfang des Winters begaben sich beide nach Petersburg, dort die Belohnung ihrer Thaten hoffend. Aber das unerforschliche Schicksal wollte es anders.

Jener amerikanische Schiffer Wulff, von welchem sie auf der Insel Sitka die Juno gekauft und mit dem sie eine herzliche Freundschaft errichtet hatten, kam am 4. Oktober 1809 nach Petersburg, und, da er gleich am andern Morgen wieder abreisen mußte, so bat er seine alten Freunde, den Abend bei ihm zuzubringen. Er wohnte auf Wasiliostrow, bekanntlich eine Insel, die durch eine Schiffbrücke mit den übrigen Theilen der Stadt verbunden ist. Man trennte sich spät. Als Chrostoff und Dawidoff auf die Brücke kamen, fanden sie ein Joch derselben abgelößt, um eine Barke durchzuführen. Der Raum zwischen der Barke und der Brücke schien ihnen nicht groß. Ungeduldig ihren Weg fortzusetzen, wollten sie auf die Barke und von da wieder auf die andere Seite der Brücke springen — aber der Sprung mißlang — beide fielen in die Newa und ertranken. Die stürmischsten, klippenreichsten Meere hatten sie muthig befahren, hundertmal in Schlachten dem Tode getrotzt, allen Stürmen, Klippen und Geschossen waren sie glücklich entgangen, mitten in den sibirischen Wäldern hatten sie ihr Leben gefristet, und mußten nun mitten in der Hauptstadt, von einem fröhlichen Gelage heimkehrend, den Tod finden. Ihre Körper wurden vergebens gesucht. Den Schmerz ihrer Eltern und Freunde beschreibt keine Feder.

Der Selbstbeschauer.

Der Herr Doktor Garlieb Merkel in Riga schreibt eine politische Zeitung aus verschiedenen andern Zeitungen ab,

und nennt sie den Zuschauer. Seit dem Anfang dieses Jahres verbindet er auch damit eine Zeitung für Literatur und Kunst, die er eigentlich den Selbstbeschauer nennen sollte. Der bei weitem größte Theil derselben besteht aus kleinen Nachrichten, welche das Morgenblatt und die elegante Zeitung geliefert haben; das Wenige, auf eigenem Sandboden Gewachsene ist eine immerwährende Selbstbeschauung, ein ewiges vor dem Spiegel stehen, um sich selbst anzugrinsen. Würdigt er dann und wann irgend einen berühmten Mann, einen Seitenblick auf ihn zu werfen, so ist es natürlich nur ein schielender Blick, weil er sich keine Zeit vom Spiegel abmüßigen kann. Er guckt immer dazwischen wieder hinein und so kommt es denn, daß sein geliebtes Ich neben jedem berühmten Manne herwandelt, wie ein kleines Gespenst, und, auf den Zehen trippelnd, an ihm hinauf sieht, um etwa eine Warze in seinem Gesichte zu erkennen. Hat es die gefunden, oder auch nur vermuthet, dann wird gekräht aus Leibeskräften, dann wird mit den lahmen Flügeln geschlagen und sich eingebildet, die ganze Welt vernehme es mit Bewunderung, weil der Hahn sehr hoch auf einem — Düngerhaufen steht.

Ich zweifle nicht, daß es den Leser belustigen werde, ein Viertelstündchen zuzusehen, wie der Mann Gesichter vor seinem Spiegel schneidet. — Eine Hauptmerkwürdigkeit ist dem Herrn Doktor gewöhnlich die Gestalt des Gelehrten, über den er etwas von sich geben will. Hier einige Beispiele.

Den seligen Nicolai lernte der Herr Doktor nicht et-

wa im Jahre 1798 oder 1800 kennen, sondern 1799, welches ein sehr merkwürdiger Umstand ist, denn der künftige Biograph des Herrn Doktors kann daraus den Schluß ziehen, daß derselbe 1799 in Berlin gewesen und die Nachwelt wird sich sehr freuen, etwas so Wichtiges zu erfahren. — »Nicolai war ein langer, magerer, in seinem Benehmen linkischer Greis, mit matten Augen in einem ernsten und doch unbedeutenden Gesichte.« Er mißfiel mir, sagt der Herr Doktor.

Den Dichter Gleim wollte er lange nicht kennen lernen, endlich entschloß er sich doch dazu aus Gefälligkeit für Herder's Gattin, und fand einen Mann »mit etwas gekrümmtem Nacken, trüben Augen und starken Gesichtszügen.« — Den Dichter Weisse kennen zu lernen, konnte der Herr Doktor sich lange nicht entschließen, aber man fragte ihn so oft, ob er ihn noch nicht gesehen hätte? daß er doch endlich hinging. Da fand er denn »einen korpulenten Mann mit einem vollen, nichtssagenden Gesichte in einer eleganten Perücke und einem seidenen Schlafrocke, aus dessen Ermeln lange, steife Manschetten hervorragten.« Ob jedoch der Schlafrock wirklich von Seide gewesen, kann der Herr Doktor nicht ganz gewiß behaupten. —

Den Kammerherrn von Suhm besuchte er in Kopenhagen, und zwar nicht etwa Nachmittags, wie sein künftiger Biograph vielleicht fälschlich vermuthen möchte, sondern Vormittags zu einer sonst nicht gebräuchlichen Stunde, wodurch denn auch dieser wichtige Umstand in dem Leben des Herrn Doktors völlig in's Reine gebracht wird. Er

fand in Suhm einen Mann von kleiner Gestalt. — Lafontaine sah „gutmüthig aus und war sehr korpulent.“ Mich dünkt, der Herr Doktor sollte bei der Gestalt der Schriftsteller, die er mit seinen Besuchen beehrt hat, bei ihren Perücken und Schlafröcken nicht so lange verweilen, aus Furcht, daß es einmal Jemanden einfallen könnte, auch des Herrn Doktors Gestalt zu beschreiben. Doch möge er aussehen wie er wolle. Laßt uns vernehmen, wie er in wenigen Zeilen die Verdienste der genannten Männer und noch einiger Anderer abfertigt. Zwar mischt er hie und da auch etwas Süßes in seine Tränkchen, aber es ist nur Meerzwiebelhonig.

Nicolai's Unterhaltung war trocken, weitschweifig und dem Herrn Doktor besonders auch deshalb unangenehm, „weil er gewaltig zu sprudeln pflegte.“ (Auch diesen wichtigen Umstand hat der Beobachter nicht übersehen, nur vielleicht an sich selbst noch nicht bemerkt, daß er in der Literatur gewaltig sprudelt und dadurch jedem rechtlichen Manne höchst unangenehm wird.) Nicolai's besten Werken soll der Hauch des Genie's fehlen, der allein Unvergängliches schaffe.

In Gleim sah der Herr Doktor nur noch „den Verfasser gewisser Verseleien und gewisser Briefe voll übersüßer Freundschaftlichkeit.“

In Weisse's Lust- und Trauerspielen kränkeln alle Leidenschaften und selbst der Witz an Engbrüstigkeit. In seinen kritischen Abhandlungen, die weder tief noch weitgreifend sind, tritt er so vorsichtig und manierlich auf, daß es

fast bänglich ist seinem Schleichen zuzusehen u. s. w." (Nun, man muß dem Herrn Doktor die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er weder vorsichtig noch manierlich auftritt und daher auch Niemanden bänglich dabei zu Muthe wird. Uebrigens ist das Wort bänglich nicht sehr gebräuchlich. Als Einer meiner Freunde sah, daß der Herr Doktor Garlieb Merkel sich dessen bedient habe, so meinte er, es komme her von Bengel, das ist aber falsch, denn da müßte es mit einem e und nicht mit einem ä geschrieben werden.) Engel hat in einem vertrauten Gespräche dem Herrn Dokter zu verstehen gegeben, Weisse sei versteckt und hämisch. Auch das läßt der Herr Doktor zur Freude von Weisse's nachgelassener Familie drucken.

Ueber den dänischen Geschichtschreiber Suhm spöttelt er, daß er sich herausnehme, einen Roman zu schreiben und dabei in alten Manuskripten und Büchern zu blättern. — Lafontaine's Romane nennt er hingebrudelte Bücher. — Jean Paul ist ihm ein Kanarienweibchen, das täglich zu Neste trägt, aber kein lebensfähiges Ei zu legen vermag, weil das Hähnchen fehlt, das Kunsttalent. — Kotzebue ein Schriftsteller, dessen dramatisches Talent verdorrt ist, der eine lächerliche Geschichte von Preußen geschrieben hat und weniger weiß als ein Tertianer. — Heeren ist ein Mann, der sich Recensionen in der Göttingischen gelehrten Zeitung abbetteln läßt. — Villers ist ein Mann, der sie abbettelt. — Der Geheimerath Delbrück in Berlin wird ein Buch schreiben, über dessen Ankündigung der Herr Doktor sich lustig

macht und hinzufügt: wenn der erste Theil fertig sei, werde der Verfasser, von der Glorie desselben umglänzt, eine Reise antreten. (Also auch Bücher, die noch geschrieben werden sollen, tritt der Herr Doktor bereits in den Staub; doch freilich nur in den Staub, den er selbst zuvor den Leuten in die Augen geworfen.) — Von dem, was zweitausend jetzt lebende Pariser Schriftsteller geschrieben haben, wird die Nachwelt schwerlich viel erfahren. — Engel hatte glänzende Talente, aber kein Genie. — Ueber Böttiger spöttelt der Herr Doktor bei jeder Gelegenheit. Er soll Herder, durch immer neue Aufreizungen, immer höher gegen Kant erbittert haben. — Der deutsche Merkur soll unter seiner Redaktion aufgehört haben (er existirt aber noch); das Journal London und Paris soll oft in's Stocken gerathen und in vielen Gegenden ganz vergessen sein (es existirt aber noch); eine, von Böttiger beschriebene, antike Studirlampe soll der Mühe sie zu beschreiben nicht verlohnt haben u. s. w. — Man habe so viel davon geredet, daß der berühmte Schröder das Hamburger Theater wieder übernommen; das sei auch nur eine Kleinigkeit, von der man zu viel Aufhebens mache. — Die ganze norddeutsche Literatur hat eine hippokratische Gesichtsgestalt. —

So haut der Herr Doktor ohne Gnade links und rechts um sich herum, freilich nur in Luft, aber diese Luft riecht sehr übel. Bisweilen ist es komisch zu sehen, wenn er mit vornehmen Lächeln die Angriffe der Ruthenia zurück weiset, einer in Riga erscheinenden Monatsschrift; oder wenn er jedem Aufsatze, den sie enthält, irgend etwas anhängen

möchte, wobei er denn zuweilen selbst, aus lauter Begierde die Leute über den Haufen zu rennen, ein wenig stolpert. So hatte z. B. Herr Albers in einem Epigramm gesagt: die Kunsthenne habe gegackelt — zeigt her, was ist's? ein leeres Ei. Sogleich besteigt der Herr Doktor den kritischen Leibstuhl und läßt sich folgendergestalt vernehmen: »Aber es werden nie leere Eier gelegt. Wird Herr A. denn niemals lernen, daß jedem Einfall, jeder Vergleichung, um wirklich witzig zu sein, eine Wahrheit zum Grunde liegen muß?« — Hätte der gelehrte Herr Doktor doch lieber seine Köchin befragt! sie würde ihm geantwortet haben: Allerdings, mein werther Herr Doktor, werden, auch außer Ihrer Zeitung, leere Eier gelegt und zwar recht viele, man nennt sie Windeier; sie enthalten keine Dotter. — Es mag immerhin verzeihlich sein, daß ein so gelehrter Mann, indem er selbst Windeier legt, gerade nicht weiß, daß auch Hennen deren legen; aber es ist unverzeihlich, wenn er sich das Ansehen gibt, Alles zu wissen, und gerade seinen Tadel auf eine Unwissenheit gründet. Doch das kümmert ihn wenig. Dixit. Er ist ein Philosophus, der die minima non curat. Er hat keine Zeit zu denken oder zu fragen, er muß ja schreiben, abschreiben. Er selbst charakterisirt seine Zeitung in Nr. 6. S. 24 folgendergestalt: »Ich weiß in meinem Alter nichts besseres anzufangen, als aus guten und schlechten Zeitungen wahre und falsche Anekdoten zusammen zu schaben und sie schnell, schnell in die Druckerei zu schicken.«

Vor allen Dingen Anekdoten, die berühmten Män-

nern etwa wehe thun können; denn fremder Ruhm blendet ihn, wie der Sonnenstrahl einen Kakerlacken, er blinzelt und schimpft auf die Sonne. Oft kennt er den Mann nicht einmal, den er begeifert, aber genug, das Verbrechen, berühmt zu sein, lastet auf ihm, folglich muß er hinauf auf das literarische Schaffot, wo Herr Merkel seine Guillotine in steter Bewegung erhält. Er gleicht dem atheniensischen Bürger, den, beim Ostracismus, Aristides fragte: warum er dessen Namen auf die Scherbe schreibe? ob er ihn kenne? — »Nein,« war die Antwort, »aber es ärgert mich, daß der Mann so berühmt ist.«

Nun noch einige von den wichtigen Lebensumständen des Herrn Doktors, welche wir, zu unserer großen Erbauung, aus dessen Zeitung für Literatur und Kunst erfahren. In wie weit sie Literatur und Kunst interessiren, möge der Leser beurtheilen.

1799 war, wie schon gesagt, der Herr Doktor in Berlin, aber auch in demselben Jahre scheint er in Hamburg gewesen zu sein, denn dorthin schrieben an ihn der Satirendichter Falk und ein Prediger Pramer aus Berlin. Der Erstere hatte in seinem Taschenbuche die Berliner Charité angegriffen, der letztere es gut geheißen. Dagegen war der bekannte Gelehrte Biester aufgestanden, und einem so furchtbaren Gegner glaubten beide sich nicht gewachsen. Was konnten sie besseres thun, als sich an den Herrn Doktor wenden, der Jedermann gewachsen ist, und den sie nun baten, ihre Sache zu führen. Er kannte die Charité nicht, wie er selbst gesteht, aber er führte die Sache doch,

und natürlich mußte nun alles schweigen. Die Charité wurde verbessert, weil er, der sie nicht kannte, geschrieben hatte; Falk bekam für sein nächstes Taschenbuch hundert Dukaten mehr Honorar, die er dem Herrn Doktor verdankte, und der Prediger erhielt eine bessere Pfarre, gleichfalls durch die Feder des Herrn Doktors. (Da steht er leibhaftig vor dem Spiegel, der Selbstbeschauer. In Berlin weiß von alle dem Niemand ein Wort.)

Im Jahre 1797 wurde dem Herrn Doktor der Sommer in Weimar verdorben, durch eine Reihe von betrübenden Nachrichten aus — Da entschloß er sich schnell und kräftig, alle Bekümmernisse abzuschütteln und zu Fuße den Harz zu durchwandern, wobei bemerkt werden muß, daß er nur einen Bedienten mitnahm, der sein Felleisen trug, und dieses Felleisen war klein. In Halberstadt führte ihn Gleim in den umliegenden Gärten und Gegenden herum. Einige Wochen nachher ging der Herr Doktor nach Kopenhagen. Gleim ersuchte ihn, von dort aus ihm zu schreiben, der Herr Doktor that es aber nicht, hingegen schrieb Gleim ihm zuerst, welches man ja nicht übersehen wolle.

In Kopenhagen stand der Herr Doktor gleichfalls in großem Ansehen, denn er durfte den Kammerherrn von Suhm des Morgens zu einer nicht gebräuchlichen Stunde besuchen.

Mit Jean Paul lebte er einen Sommer hindurch in Weimar — (Schade, daß er die Jahrszahl nicht angeführt hat) und machte eine kleine Reise mit ihm nach Gotha,

bei welcher Jean Paul oft aus dem Wagen stieg, um — des Herrn Doktors unterrichtende Gespräche hinter dem Wagen aufzuschreiben. (Nun sieht man doch, woher Jean Paul seine guten Einfälle genommen hat; die sind dem Herrn Doktor so im Reisewagen entschlüpft.)

Auf einer Reise, die ihn durch Halle führte — (in welchem Jahre, ist leider wieder nicht angegeben) — besuchte er Lafontaine und fragte ihn, warum er seine Werke nicht feile? worauf dieser, nach einigem Stocken gestand, daß er selten wieder durchlese, was er geschrieben.

Im Winter des Jahres 1800 — 1801 war der Herr Doktor verstimmt (wie er sich ausdrückt) weil er sich den literarischen Unfug so sehr zu Herzen nahm, und deshalb Briefe an ein Frauenzimmer schrieb. — Das erzählt der Herr Doktor, ohne dabei zu erinnern, daß diese Briefe an ein Frauenzimmer eine kleine periodische Schrift waren, welches ich hiemit anmerke, weil sie längst vergessen ist und der Leser leicht fälschlich vermuthen könnte, der Herr Doktor spreche von einer Liebesgeschichte. Wer etwa damals mit jenen Briefen unzufrieden war, kann sich nun erklären, warum sie nichts taugten, der Herr Doktor war verstimmt, als er sie schrieb; so verstimmt — daß er zuweilen in drei Tagen Niemanden sah als die Boten der Buchhändler und Buchdrucker, die ihm neue Bücher und Korrekturen brachten. (Ein äußerst wichtiger Umstand.) Abends aber ging er zu Engel, und zwar betrug der Weg fast eine halbe Stunde. (Wiederum eine Bemerkung von größter Wichtigkeit, denn welchen hohen

Genuß würden die russischen Ostseeprovinzen entbehrt haben, wenn sie nicht erfahren hätten, daß der Herr Doktor Garlieb Merkel im Winter 1800 — 1801 sich täglich eine halbe Stunde auf dem Berliner Straßenpflaster herum bewegt hat).

Wenn er nun zu Engel kam, so sah er anfangs noch immer verdrießlich aus, aber sein jovialer Wirth zog ihn damit auf, und so wurde er lustig, blieb bis Mitternacht und — ihm verdanken wir den Lorenz Stark von Engel. Er hat Engel überredet, diesen trefflichen Roman aufzuschreiben, und erzählt uns das »mit einigem Stolze.“ — Wenn das wahr ist (Engel kann freilich nicht mehr darum befragt werden), so ist doch auffallend, daß ein Mann, der gewöhnlich am unrechten Orte sehr vielen Stolz zeigt, gerade dies einzige Mal, wo es sehr verzeihlich gewesen wäre, nur einigen Stolz empfindet.

Das, ungefähr, sind die äußerst interessanten biographischen Notizen, die der Herr Doktor in den ersten achzehn Nummern seiner Zeitung der Lesewelt mitzutheilen beliebt. Es ist keine darunter, die ihn nicht vor dem Spiegel als freundlichen Selbstbeschauer zeigte. Er fühlt seinen Werth und ist überzeugt, daß nicht allein alles, was er thut und sagt, sondern auch sein Bedienter, sein Felleisen, sein halbstündiges Wandeln auf der Straße u. s. w. jedem Leser die anziehendste Unterhaltung gewährt. In einem Buche, welches er ankündigt, Charaktere und Ansichten, werden wir künftig wohl noch mehr dergleichen, ihm schmei-

chelhafte und andere verhöhnende Persönlichkeiten zu lesen bekommen.

Daß er vor Kurzem eine Ausforderung an den Herrn Professor Heeren ergehen lassen, ist bekannt. Dieser humane Mann hat auf die Zusendung des Cartels einen höflichen Brief geantwortet, und natürlich mußte auch dieser Brief sogleich abgedruckt werden. — Eben dies Zartgefühl, welches ihn treibt, alles abdrucken zu lassen, was auch nur ein Körnchen Weihrauch für ihn enthält, würde höchst wahrscheinlich ihn auch vermocht haben, uns einen anonymen Brief zum besten zu geben, dessen er in Nr. 7 erwähnt, der aber vermuthlich nie geschrieben worden und mit dem es folgende Bewandniß haben mag: Trotz aller der kleinen, interessanten Bosheit, mit welcher der Herr Doktor seine Zeitung zu würzen strebt, findet sie doch sehr wenige Leser, trägt folglich sehr wenig ein. Natürlich wünscht er seinen gerechten Unwillen über die Kälte des Publikums mit guter Manier auslassen, und ihm (wie man im burlesken Stil zu sagen pflegt) unter die Nase reiben zu können, welchen Schatz es eigentlich an dieser Zeitung besitze. Das konnte nicht füglicher geschehen, als wenn er einen anonymen Brief an sich schreiben ließ. Mein Gott! ruft er aus, der Brief enthält zu viele Lobsprüche, ich kann ihn nicht abdrucken lassen. Aber schon in der nächsten Zeile reut ihn diese Bescheidenheit und er liefert die Quintessenz jener Lobsprüche: „Sie sagen, ich gäbe den Gelehrten Liefland's durch dieses Blatt Gelegenheit, das

Publikum über wissenschaftliche Gegenstände zu unterhalten — mein Blatt werde zur Befriedigung des Bedürfnisses beitragen, dem Fortschritt der Wissenschaften und Künste in Europa, wenigstens historisch folgen zu können — aber (hinc illae lacrymae!) gibt es wirklich mehr als etwa ein halbes hundert Individuen in Liefland, die ein solches Bedürfniß fühlen? Ich glaub's nicht."

Das heißt: meine Zeitung hat sehr geringen Absatz. Daraus, mein werther Herr Doktor folgt ja aber noch gar nicht, daß kaum fünfzig Individuen in Liefland sich um die Fortschritte der Wissenschaften und Künste bekümmern. Es kann ja deren wohl noch fünfzig andere und mehr geben, die das Morgenblatt halten, aus dem Sie Ihre Zeitung abschreiben, welches nicht theurer ist als diese, und dem Wißbegierigen wenigstens zweimal mehr Befriedigung gewährt. Wer Ihre Streitigkeiten mit den Herausgebern der Ruthenia, oder Ihre bis zum Ekel wiederholten Sticheleien auf den verhaßten Kotzebue nicht lesen mag; wenn Ihre Recensionen von Ortwin's Dichterweihe, Cammerer's Vergangenheit und Gegenwart, Bronner's Leben u. s. w. nicht interessiren; wer um die Witterungsbeobachtungen, die einen großen Theil jedes Blattes füllen, sich nicht bekümmert; der wäre doch wohl ein Thor, wenn er nicht lieber das Morgenblatt hielte, welches so mannichfaltige, vergnügende und lehrreiche Unterhaltung darbietet.

Aber es ist in der That der Mühe werth, den Selbstbe-

schauer vor seinem Spiegel sagen zu hören: »In Augenblicken des erhöhtern Selbstgefühls (das heißt: in meinem ganzen Leben) denk' ich mit Stolz daran, daß eine solche Unternehmung (nämlich meine abgeschriebene Zeitung) mit den erhabenen Absichten unserer weise-menschenfreundlichen Regierung übereinstimmt. (!) In dehmüthigeren Stimmungen hingegen (das heißt: nie) befriedigt es mich schon, daß dieses Blatt vielleicht die erwähnten Fünfzig unter den Lesern und mich selbst, wieder eine gewisse kurzathmende Lebensweisheit bewahren helfe, die ich durchaus nicht die liefländische nennen will, sondern die kajakische.» Im Grunde zielt er aber doch auf Liefland und erinnert dabei an das Gebet:

> Laß Garten, Feld und Herden,
> Den Geist nur nicht, sonst alles fetter werden!

Das mögen die braven Liefländer hinnehmen, warum kaufen sie seine Zeitung nicht?

Es ekelt mir, bei diesem Selbstbeschauer noch länger den Zuschauer zu spielen. Man sagt, es sei ein Schauspiel für Götter, zwei Liebende zu sehen. Das mag wohl sein; aber nur einen Liebenden zu sehen, und zumal einen, der blos sich selbst liebt, das kann nicht einmal ein interessantes Schauspiel für seine Frau sein.

(Die Fortsetzung künftig.)

Gespräch zwischen Franklin und dem Podagra.

(Dieser kleine Aufsatz hat ein doppeltes Interesse, denn erstens hat Franklin ihn selbst und zwar in französischer Sprache, während seines Aufenthalts in Paris, geschrieben; zweitens erfährt man daraus die tägliche Lebensweise dieses merkwürdigen Mannes.)

Franklin. O! — o! — o! — Lieber Gott, was hab' ich verbrochen, daß ich so leiden muß! —

Das Podagra. Mancherlei. Du hast zu viel gegessen, zu viel getrunken und deine Beine verhätschelt.

Franklin. Wer spricht mit mir?

Podagra. Ich selbst, das Podagra.

Franklin. Mein Feind in eigener Person?

Podagra. Dein Feind? ganz und gar nicht.

Franklin. Mein Todfeind! Denn du willst nicht blos meinen Körper zerstören, sondern auch meinen guten Ruf vernichten, indem du zu verstehen gibst, ich wäre ein Leckermaul, ein Trunkenbold; und doch wissen alle meine Bekannten, daß ich nie zu viel gegessen oder getrunken habe.

Das Podagra. Deine Bekannten mögen immerhin ein Auge zudrücken, wenn sie über dich urtheilen, ich aber weiß, daß eine Mahlzeit, die für denjenigen, der sich viel Bewegung macht, sehr mäßig ist, doch für einen andern, der immer stille sitzt, sehr unmäßig sein kann.

Franklin. Ich mache — o! o! — mir so viel Bewe-

gung — o! o! o! — als ich nur immer kann, meine werthe Madame Podagra. Sie kennen meine sitzende Lebensart, und ich dächte meine theure Madame Podagra, Sie könnten mir deshalb schon ein wenig durch die Finger sehen, da es doch nicht ganz meine Schuld ist.

Das Podagra. Durch die Finger sehen? ganz und gar nicht. Spare deine höfliche Beredsamkeit, denn deine Entschuldigungen taugen nichts. Ist deine Lebensart sitzend, so sollten deine Erholungen um so thätiger sein. Du solltest spaziren reiten oder zu Fuße gehen, und bei schlechtem Wetter Billard spielen. — Aber laß uns doch ein wenig deine Lebensweise untersuchen. Wenn die Morgen lang sind und du Zeit genug hättest, herum zu spaziren, was thust du? statt durch eine heilsame Bewegung dir Appetit zum Frühstück zu holen, liesest du oder blätterst in Broschüren und Zeitungen, die oft der Mühe nicht verlohnen. Dennoch frühstückst du reichlich. Vier Tassen Thee mit Rahm mußt du haben, und noch ein paar Zwiebacke oder Butterschnitte dabei, mit geräuchertem Rindfleisch belegt, das doch wohl eben nicht gar leicht zu verdauen ist. Gleich nachher setzest du dich an deinen Schreibtisch, oder du redest mit Leuten, die in Geschäften kommen. Das dauert bis ein Uhr Nachmittags ohne die mindeste körperliche Bewegung. Alles das wollte ich dir noch verzeihen, weil, wie du sagst, es nun einmal mit deinem Stande verknüpft ist. Aber nach dem Mittagsessen, was thust du? — statt in den schönen Gärten deiner Freunde, bei welchen du ge-

speist hast, spaziren zu gehen, wie alle vernünftigen Leute thun, setzest du dich an's Schachbret und da kann man dich zwei bis drei Stunden hinter einander finden. Das ist deine ewige Erholung, die, für einen Menschen von sitzender Lebensart, gerade am wenigsten geeignet ist, denn statt den Umlauf der flüssigen Theile zu beschleunigen, erfordert dieses Spiel eine so angestrengte Aufmerksamkeit, daß sie gerade dadurch verzögert wird. Die innerlichen Absonderungen werden gehemmt. — Was folgt nun aus einer solchen verkehrten Lebensart? ein Körper mit stockenden Säften, die sich verderben; ein Körper, dem alle Gattungen der gefährlichsten Krankheiten drohen würden, wenn ich, das Podagra, nicht bisweilen zu Hilfe käme, Alles durcheinander schüttelte, reinigte und zertheilte.

Wenn du in irgend einer kleinen Winkelstraße von Paris zu speisen pflegtest, so möchte das verdammte Schachspielen noch hingehen; aber du treibst es ja eben so in Passy, Antenil, Montmache, Epinay und Sancy, wo die schönsten Gärten, die reizendsten Damen, die reinste Luft gefunden werden, und wo du, ganz gemächlich spazirend, die angenehmste, lehrreichste Unterhaltung genießen könntest. Pfui, Monsieur Franklin! — Aber ich vergesse ganz über mein Predigen die Züchtigungen, die ich dir noch zu geben habe. Da! nimm diesen Stich — und diesen — und noch einen —

Franklin. O! — o! o! — meine vortreffliche Madame Podagra, so viele Predigten als Ihnen beliebt! aber verschonen Sie mich nur mit Ihren Züchtigungen.

Das Podagra. Mit nichten! ich erlasse dir nicht eine einzige. Sie sind zu deinem Besten. Da! — nimm!

Franklin. O! — o! Sie thun mir aber Unrecht, meine Allergnädigste! ich mache mir doch wirklich viel Bewegung im Wagen, wenn ich ausfahre und wieder nach Hause komme.

Das Podagra. Ja doch! in einem Wagen, der in Federn hängt. Das ist unter allen nur ersinnlichen Bewegungen die aller unbedeutendste. Man darf nur den Grad der Wärme bemerken, den die verschiedenen Gattungen der Bewegung hervorbringen, so kann man die Wirkung einer jeden sehr leicht beurtheilen. Wenn du zum Beispiel im Winter mit kalten Füßen ausgehst, so werden, wenn du eine Stunde gegangen bist, sowohl deine Füße als dein ganzer Körper erwärmt sein. Zu Pferde kannst du vier Stunden herum trottiren, ehe du dieselbe Wirkung hervorbringst. Und nun vollends in einem Wagen, der bequem in Federn hängt, kannst du einen ganzen Tag reisen, und wenn du Abends in die Herberge kömmst, werden deine Füße noch immer eiskalt sein. Wie magst du denn das Bewegung nennen, wenn du eine halbe Stunde ausgefahren bist? — Der liebe Gott hat nicht allen Menschen Kutschen gegeben, wohl aber zwei Beine, die weit bequemere und dienstfertigere Maschinen sind. Dafür sei dankbar und bediene dich der deinigen wie sich's gebührt. — Willst du wissen, wie sie die Flüssigkeiten in deinem Körper herumtreiben, während du sie gemächlich wechselsweise voreinander setzest?

— Im Gehen wird das ganze Gewicht deines Körpers bald auf das rechte, bald auf das linke Bein geworfen; das drückt mit großer Kraft die Gefäße des Fußes, die das, was sie enthalten, zurückfluten, und während das Gewicht dem einen Fuße abgenommen, dem andern wieder aufgelegt wird, haben die Gefäße Zeit, sich wieder anzufüllen und das geht immer so fort. So wird der Blutumlauf durch das Gehen beschleunigt, die Flüssigkeiten werden bewegt, verdünnt, die Absonderungen erleichtert und Alles geht gut. Die Wangen färben sich, man ist gesund.

Betrachte einmal deine Freundin zu Antenil, eine Frau, die von der Natur mehr wahre Weisheit empfangen hat, als ein halbes Dutzend sogenannter Philosophen zusammen genommen aus ihren Büchern schöpfen mögen. Als sie dir die Ehre anthat, dich zu besuchen, kam sie nicht zu Fuße? Vom Morgen bis zum Abend spazirt sie herum, und alle Krankheiten, die aus Trägheit entstehen, läßt sie ihren Pferden. Aber sieh auch, wie sie ihre Gesundheit und selbst ihre Schönheit erhält. Du hingegen, wenn du nach Antenil willst, so muß angespannt werden. Es ist doch um keinen Schritt weiter von Passy nach Antenil als von Antenil nach Passy.

Franklin. Madame, Sie machen mir Langeweile durch Ihr vieles Raisonniren.

Das Podagra. Wohlan, so will ich schweigen und mein Amt verwalten. Da! — noch ein Stich — und wieder einer —

Franklin. O! — o! — reden Sie lieber, ich bitte.

Das Podagra. Nein, nein, ich habe dir in dieser Nacht noch eine gewisse Anzahl von Stichen zu versetzen, die übrigen verspare ich auf morgen.

Franklin. Lieber Gott! — nun gar das Fieber! — o! — o! — Will mir denn Niemand diese Schmerzen abnehmen?

Das Podagra. Das mußt du deine Pferde fragen. Sie haben dich der Mühe zu gehen überhoben.

Franklin. Wie können Sie so grausam sein, mich um einer Lumperei willen so zu quälen?

Das Podagra. Lumperei? — ich habe eine lange Liste von allen deinen Sünden, und kann dir Rechenschaft von jedem meiner Stiche geben.

Franklin. So lassen Sie hören.

Das Podagra. Sie ist zu lang. Ich werde dir nur die Summe anzeigen.

Franklin. Ich bin ganz Ohr.

Das Podagra. Erinnere dich, wie oft du dir vorgenommen hast: morgen früh will ich im Gehölz von Boulogne oder im Garten von Muette spaziren gehen, oder doch in meinem eigenen Garten. Wenn nun der Morgen kam, da war das Wetter entweder zu kalt, oder zu warm, zu windig oder zu feucht; im Grunde warst du immer nur zu faul.

Franklin. Ich will bekennen: das ist vielleicht zehnmal im Jahre geschehen.

Das Podagra. Viel zu wenig. Hundert und sieben und neunzigmal ist es geschehen.

Franklin. Wäre es möglich?

Das Podagra. Sehr möglich, denn es ist gewiß. Du kennst die schönen Gärten der Madame B.? Du kennst die herrliche Treppe von fünfzig Stufen, die von der Terrasse in die Ebene führt? Zweimal in der Woche hast du jene liebenswürdige Familie besucht. Du selbst hast ausfindig gemacht, daß, wenn man eine Meile lang Treppen steigt, das eben so viel Bewegung gibt, als ob man zehn Meilen in einer Ebene gegangen wäre. Da hattest du nun die schönste Gelegenheit, aber hast du sie denn benutzt? Wie oft?

Franklin. Darauf kann ich gerade nicht bestimmt antworten.

Das Podagra. So will ich es thun an deiner Statt. Nicht ein einzigesmal.

Franklin. Das wäre?

Das Podagra. Auf mein Wort, nicht ein einzigesmal. Während des schönen verflossenen Sommers bist du immer um sechs Uhr hingekommen, hast die reizende Frau, die schönen Kinder und alle Hausfreunde bereit gefunden, dich auf dem Spazirgange zu begleiten und auf das angenehmste zu unterhalten. Aber was hast du denn gethan? Dich hingesetzt auf die Terasse, die schöne Aussicht gelobt, den reizenden Garten zu deinen Füßen überschaut, aber nicht ein einzigesmal diese Füße in Bewegung gesetzt, um

hinabzusteigen, herum zu wandeln. Im Gegentheil, du hast Thee und ein Schachbrett verlangt, und dich bis neun Uhr an den Stuhl geklebt, und das noch oben drein, nachdem du schon zwei Stunden nach dem Mittagsessen gespielt hattest. Wärst du dann nur noch zu Fuße heimgegangen, so möchtest du manches wieder in Ordnung gebracht haben; aber nein, der Wagen mußte vorfahren. Wie kann man bei solcher Lebensart gesund zu sein verlangen?

Franklin. Jetzt überzeuge ich mich abermals von der Richtigkeit des Sprüchleins: unserer Sünden und unserer Schulden sind immer mehr als wir glauben.

Das Podagra. Ja ja, ihr Philosophen habt immer schöne Maximen im Munde, ihr führt euch aber auf wie unwissende Schulknaben.

Franklin. Aber ist es denn ein Verbrechen, zu fahren?

Das Podagra. Für dich allerdings, denn du kannst nicht einwenden, daß du von der Arbeit des Tages ermüdet seist; du bedarfst zu deiner Erleichterung keines Wagens.

Franklin. Was soll ich denn mit meinem Wagen anfangen?

Das Podagra. Verbrenne ihn, wenn du willst, so wirst du wenigstens einmal durch ihn erwärmt werden. Oder, wenn dir das nicht ansteht — betrachte die armen Bauern in den Feldern und Weinbergen bei Antenil,

Passy, Chaillot u. s. w. Da findest du täglich vier oder fünf alte Männer oder Frauen, die unter der Last der Arbeit und Jahre seufzen, und nach saurem Tagewerk noch eine oder zwei Meilen bis zu ihrer Hütte gehen müssen. Befiehl deinem Kutscher, daß er sie aufpacke und nach Hause bringe. Das wäre ein gutes Werk zum Heil deiner Seele, und — wenn du selber zu Fuße gehst — auch zum Heil deines Körpers.

Franklin. Madame, Sie sind in der That sehr langweilig.

Das Podagra. Wohlan, frisch wieder an mein Handwerk. Du sollst wissen, daß ich dein Arzt bin. Da! —

Franklin. O! — o! — welch' ein verdammter Arzt!

Das Podagra. Undankbarer! wärst du nicht schon längst an der Gicht, an der Wassersucht, am Schlage gestorben, wenn ich mich deiner nicht erbarmt hätte?

Franklin. Ja ja, das kann sein, und ich bin Ihnen recht sehr dafür verbunden; aber — wenn ich bitten darf — verlassen Sie mich nun für immer, denn es kommt mir vor, als wäre es besser zu sterben, als so schmerzhaft geheilt zu werden. Bedenken Sie auch, daß ich Ihnen gleichfalls manche Freundschaft erzeigt habe, indem ich es nie billigte, wenn man Sie bekämpfen wollte, es mochten Aerzte oder Charlatans sein. Folglich, wenn Sie mich nicht verlassen, so sind auch Sie eine Undankbare.

Das Podagra. Ich glaube nicht, daß ich dir große

Verbindlichkeiten schuldig bin. Ich frage den Henker nach den Charlatans! sie können dich umbringen, aber mir nicht schaden. Und was die wahren Aerzte betrifft, die sind endlich überzeugt von der Wahrheit: daß Podagra keine Krankheit ist, sondern ein wahres Heilmittel, und daß man ein Heilmittel nicht heilen muß. — Doch gehen wir wieder an unsere Arbeit.

Franklin. O! — haben Sie die Güte sich zu entfernen. Ich verspreche Ihnen treulich, daß ich künftig nicht mehr Schach spielen, mäßig leben und mir täglich Bewegung machen will.

Das Podagra. Ich kenne dich schon. Mit Versprechungen bist du freigebig; hast du aber dich einige Monate lang wieder gesund gefühlt, so treibst du es wieder nach dem Alten. Darum wollen wir unsere Rechnung erst ordentlich schließen. Ich werde dich noch ein Weilchen bearbeiten und dann für diesmal verlassen. Sei aber sicher, daß ich zu rechter Zeit mich wieder einfinden werde, denn ich bin und bleibe dir jederzeit gewogen.

Das Testament.

In Frankreich lebte einst ein alter Hagestolz, eben so reich als geizig, der konnte keinen einzigen Bedienten in seinen Diensten behalten; denn er forderte nicht allein eine untadelhafte Treue, sondern auch die seltene Gabe zu hun-

gern. Hingegen versprach er, in der Zukunft für sie zu sorgen, nur wußte niemand wie? Indessen meldeten sich doch, durch diese Hoffnung gelockt, alle herrenlose Diener, einer nach dem andern, konnten es aber nicht aushalten, und gingen einer nach dem andern eben so schnell wieder davon.

Der Geizhals begriff endlich, daß er sich selbst werde bedienen müssen, wenn er nicht einen andern Weg einschlage. Er machte ein Testament, in welchem er demjenigen Bedienten, der ihm die Augen zudrücken würde, nicht allein eine Summe baren Geldes, sondern auch ein Landgut versprach. Kaum wurde bekannt, daß der Geizhals nach seinem Tode so freigebig sein werde, als die Bedienten von allen Seiten herzuströmten, und sich auch endlich einer fand, der, in Hoffnung einer bessern Zukunft, Hunger und Durst heldenmüthig ertrug. Ob er es lange würde ausgehalten haben? ist zu bezweifeln, denn er war bereits ein Skelett, als, zu seinem Glücke, schon nach den ersten sechs Monaten, der alte Geizhals starb.

Die lachenden Erben eilten herbei. Die Erbschaft war unermeßlich, dennoch fanden die Habgierigen es sehr ärgerlich, daß dem abgezehrten Bedienten ein so ansehnliches Legat hinterlassen worden. Einer der Herren Vettern wollte das Testament sehen, es wurde ihm überreicht, und als er die Worte las: Ich schenke und vermache demjenigen Bedienten, der mir die Augen zudrücken wird &c., rief er plötzlich schadenfroh: »Die Schenkung ist null und nichtig! —»

»Wie, mein Herr?« stammelte der erschrockene Bediente.

»Null und nichtig!« wiederholte Jener. „Mein Oheim war einäugig, folglich habt Ihr ihm die Augen nicht zudrücken können.“

Vergebens stellte der Bediente vor, der Wohlselige habe unter diesem Ausdruck nichts anders verstanden als seinen Tod, folglich das Legat demjenigen zugedacht, der bis an seinen Tod bei ihm bleiben würde. Der Herr Vetter hingegen behauptete, der Wohlselige habe sehr gut gewußt, daß er einäugig sei, und sich folglich blos einen Spaß gemacht, indem er das Legat an eine, unmöglich zu erfüllende Bedingung gebunden.

Die Sache wurde in allem Ernst klagbar, und die ganze Provinz interessirte sich für den armen Bedienten, der natürlich den Prozeß gewann, obgleich die Erben die Unverschämtheit so weit trieben, an das Parlament von Paris zu appelliren.

* * *

Folgende, gleichfalls wahre Anekdote mag zum Seitenstück dienen. Lord F. war ein eben so reicher und geiziger Hagestolz als jener Einäugige. Er lebte sehr einsam auf dem Lande und hatte Niemanden um sich, als einen alten französischen Kammerdiener, der ihn seit fünfzig Jahren bediente, und in dessen Armen er auch endlich seinen Geist aufgab, doch ohne ein Testament zu dessen Vortheil zu hinterlassen.

Der nächste Erbe, den der Verstorbene nie hatte sehen

wollen, war ein armer Edelmann in Schottland, dem der Kammerdiener sogleich eine Staffette sandte, mit der willkommenen Einladung, die Erbschaft in Besitz zu nehmen. Er kam mit funkelnden Augen. Der Greis legte ihm die genaueste Rechnung von den Einkünften des Gutes ab, welches er lange Zeit verwaltet hatte, und am Ende dieser Rechnung überreichte er ihm noch neunzigtausend Pfund Sterling in Banknoten, die er in der Schatulle seines seligen Herrn gefunden hatte. Er allein wußte um diesen gesammelten Schatz.

Der Erbe, ohne das mindeste Erstaunen über diese rechtschaffene Handlung zu äußern, durchlief das Taschenbuch mit gierigen Blicken, und sagte weiter nichts als: „Ist das Alles?"

Da rollten dem braven Franzosen — er hieß Furant — die Thränen über die Wangen. »Ihr sollt nicht unbelohnt bleiben," sagte der Erbe, und blätterte so lange unter den Banknoten, bis er eine von zehn Pfund fand, die gab er ihm und schickte ihn fort.

Der ehrliche Mann starb nachher zu London im Elend. Der berühmte Linguet erfuhr diese Begebenheit von dessen Arzte, machte sie öffentlich bekannt und warf dabei die Frage auf: »Worüber man am meisten erstaunen müsse? über die Redlichkeit des Bedienten? oder die Undankbarkeit des Erben?" Er meint, die Griechen und Römer hätten oft Namen verewigt, die es weit weniger verdient hätten als der Name Furant — und er hat Recht.

Der tragbare Barometer.

Vor hundert Jahren gab ein Arzt zu London, Namens Parker, eine Monatsschrift heraus, betitelt: »Neue Nachrichten von Wind und Wetter, in welchen ein tragbarer Barometer anzeigt, von welcher Seite Wind, Wolken und Regen kommen werden, und ob die Witterung heiter oder bedeckt, feucht oder trocken sein wird.« Der Verfasser erklärte zwar: er habe seine Erfahrungen noch nicht lange genug gesammelt, indessen sei er doch schon so weit gekommen, daß er einen Monat oder sechs Wochen voraus bestimmen könne, welcher Wind an jedem Tage in London wehen werde. Höchstens könne er sich unter zehnmal zweimal irren. »Denn,« fügte er hinzu, »mein Barometer lehrt mich nicht allein, wann Regen und Wind, Gewitter, Frost oder Schnee kommen werden, sondern auch wie sie entstehen, und mit der Zeit werden noch ganz andere Dinge durch dasselbe an's Tageslicht kommen.« Er ließ auch eine Beschreibung dieses wunderbaren Barometers drucken, und ein Bewohner der Gegend von London versicherte, daß, wenn man unter zehn Prophezeiungen ihm die Erfüllung von zweien erließe, die übrigen so ziemlich einträfen. Man hat aber seitdem nichts weiter davon vernommen.

Ein Wörtchen über das Trauerspiel.

Dieses Wörtchen, aus dem wohl einmal gelegentlich ein ganzes Wort entspringen möchte, ist durch das Lesen einer Recension von Schlegel's Vergleichung der Phädra des Racine mit der des Euripides veranlaßt worden, wo denn, wie gewöhnlich, die Neuern gegen die Alten nicht blos im Schatten, sondern in egyptischer Finsterniß stehen. Alles Zufällige, alles Willkürliche soll ein- für allemal aus den Trauerspielen der Alten verbannt sein. Unter uns, »wollte es noch Niemanden gelingen, die ewige Nothwendigkeit auszumitteln, von der durchdrungen sich alle die einzelnen Begebenheiten zu einer innerlich verbundenen Reihe ordnen und Ein Ganzes bilden.“ Dazu ist erforderlich, daß die Auswahl und Verknüpfung der Begebenheiten einer Idee untergeordnet werde, in dieser Idee ist die wahre Einheit der Tragödie zu suchen,“ und die Griechen hatten sie gefunden in — dem Schicksal.

Und was ist denn dieses Schicksal? — Wenn wir's beim Licht besehen, eine oft nicht minder willkürliche Verkettung der Begebenheiten, als irgend ein Neuer sie sich erlaubt haben mag; eine oft unbestreitbare Herrschaft des Zufalls. Solche ketzerische Gedanken darf man wohl nicht ohne Beweis aufstellen, und ich will ihn liefern. Da Euripides durch Herrn Schlegel und Consorten ein wenig in Mißkredit gerathen ist, so will ich dazu nicht seiner,

sondern des hochgefeierten Sophocles mich bedienen. Ich wähle das erste seiner Trauerspiele, das mir in die Hände fällt: Electra.

Merkwürdig ist, daß Sophocles gleich am Schluß der ersten Scene durch den Mund des Orest das Bekenntniß ablegt: »im menschlichen Leben entscheiden die Umstände über die wichtigsten Begebenheiten.” Warum ließ er ihn nicht sagen: z. E. »so fordert es das Schicksal?” Scheint es doch fast, er habe selber nicht gewußt, daß man die Verknüpfung der Begebenheiten einer Idee unterordnen müsse.

In der vierten Scene fragte der Chor, ob Egisth in der Nähe sei? und Electra antwortet: nein, er sei nicht in Mycene, sonst würde sie den Palast nicht haben verlassen dürfen. Warum Egisth nicht in Mycene ist? erfährt man im ganzen Stücke nicht. Er ist zufällig abwesend, und wäre dieser Zufall nicht eingetreten, so hätte auch das ganze Stück eine andere Wendung nehmen müssen. Keine Nothwendigkeit ordnet (nach des Recensenten Vorschrift) seine Abwesenheit zu einer innerlich verbundenen Reihe der Begebenheiten, und folglich können sie auch (nach seiner Ansicht) kein Ganzes bilden.

In der fünften Scene wird Clytemnestra's Traum erzählt. Wenn wir auch diesen Traum selbst für keinen Zufall wollen gelten lassen, sondern als von den Göttern gesandt betrachten, so ist es doch offenbar wieder ein bloßer Zufall, daß Chrysotemis ihn erfahren hat, denn er war

von der Beschaffenheit, daß Clytemnestra sich wohl hütete, ihn irgend Jemanden zu vertrauen. Aber die Griechen glaubten, wenn sie einen Unglück weissagenden Traum der Sonne erzählten, so würde dessen Erfüllung dadurch vorgebeugt. Das that denn auch Clytemnestra, und ein Jemand behorchte sie, und erzählte es ihrer Tochter wieder. Wenn das nicht willkürlich ist, was soll man denn so nennen?

Nach Clytemnestra's eigener Angabe in der ersten Scene des zweiten Aktes ist sie zu dem Morde an ihrem Gemahl blos durch das empörte Muttergefühl veranlaßt worden, da Agamemnon Iphigenien geopfert. Und warum hat er sie geopfert? — weil er einmal in Dianens Hain einen Hirsch erlegte, und dabei einige unehrerbietige Worte fallen ließ. Wäre er also nicht zufällig auf die Jagd gegangen, hätte er nicht zufällig jene Worte ausgestoßen, so lebte Iphigenie, Agamemnon lebte, und das Trauerspiel Electra konnte nicht geschrieben werden. Ich bin weit entfernt, dem Sophocles einen Vorwurf aus dieser etwas armseligen Erfindung zu machen, ich will nur zeigen, daß die Griechen, so gut wie die Neuern, zufällige Begebenheiten in ihre Trauerspiele verweben, und oft sie darauf gründen mußten.

In der ersten Scene des vierten Aktes bedient er sich gar eines Zeichens, an dem Electra den Orest erkennt. Was für ein Zeichen das gewesen, darüber sind die Ausleger verschiedener Meinung. Der Scholiast versteht darunter ein Elfenbein (?), welches die Nachkommen des Pelops

Alle an der Schulter hatten. Also eine Art von Muttermahl. Es war vor dreißig oder vierzig Jahren auch noch sehr gebräuchlich unter uns, den Knoten eines Stücks durch ein Muttermahl zu lösen; eine bequeme und sehr willkürliche Erfindung, die man aber heutzutage schwerlich mehr zu Markte bringen dürfte, ohne ausgelacht zu werden.

In der zweiten Scene dieses Aktes macht der Hofmeister den Geschwistern, die sich wieder gefunden, die heftigsten Vorwürfe, daß sie draußen vor der Pforte des Palastes ihre Geheimnisse so laut abgehandelt. Alles wäre verrathen worden, wenn er es nicht zufällig bemerkt, und an der Pforte gewacht hätte. Offenbar ist diese Unterredung vor dem Palaste eine große Unwahrscheinlichkeit, und, wenn man auch sagen wollte, es liege im Charakter der Electra, im Glücke eben so unvorsichtig zu sein, als im Unglücke, so mußte doch Orest den ganzen Erfolg seines gefährlichen Unternehmens nicht auf eine solche Spitze stellen. Da schaltet wieder keine Nothwendigkeit, sondern bloße Willkür.

Eben diese Willkür ist auch die Mutter der Unwahrscheinlichkeit, daß keine Wache den Palast schützt, und daß ein Fremdling ganz ungehindert hineingehen, und die Königin ermorden kann.

In der vierten Scene des fünften Aktes erscheint nun endlich Egisth. Woher er kömmt, erfährt man nicht, eben so wenig, als warum er gerade jetzt kömmt? — Ein Zufall führt ihn herbei, und durch einen noch merkwürdi-

gern Zufall tritt auch er, der argwöhnische Tirann, ohne Wache auf. Sophocles brauchte ihn eben jetzt, und zwar brauchte er ihn ohne Wache. Er kann freilich antworten: das Schicksal hat es so gewollt, aber dann ist das Schicksal doch wahrlich nichts anders, als ein Zufall. Ich glaube auch nicht, daß er so antworten würde, sondern er würde ganz ehrlich wiederholen, was er am Ende des ersten Akts sagte: »die Umstände entscheiden über die wichtigsten Begebenheiten.»

Es ist unmöglich zu widersprechen, daß die Bestrafung des Egisth ganz willkürlich vom Sophocles behandelt worden ist. »Götter!» ruft Egisth aus, »in welche Fallstricke bin ich gerathen!» Man begreift aber nicht, warum er das sagt, denn es ist ihm kein einziger Fallstrick gelegt worden. Freilich hat das Orakel dem Orest befohlen, er solle durch List Rache an dem Schuldigen üben, und er hat auch in so weit gehorcht, daß er durch eine ausgesprengte falsche Nachricht von seinem Tode die Mutter sicher zu machen gesucht; um Egisth aber hat er sich gar nicht bekümmert. Es kommt keine Stelle im ganzen Stücke vor, welche etwa andeutete, daß er ihn herbei gelockt. Indessen ist doch Egisth bereits von der Ankunft der Boten unterrichtet, vermuthlich hat Clytemnestra ihm die frohe Nachricht mitgetheilt; wir wollen also einmal annehmen, die Wirkung der List des Orest habe sich auch bis auf Egisth erstreckt, und er komme deswegen nach Hause — wird er denn allein kommen? und wenn er allein kommt, wird er sich denn so ganz gut-

willig hinrichten lassen, wie ein Schaf, das dem Schlachter folgt? ei, dann war es ja gar nicht nöthig, List zu gebrauchen, dann hat das Orakel einen sehr überflüssigen Rath gegeben. Man urtheile selbst, hier ist ein Fragment aus der Scene:

Egisth. Götter! unter welche Menschen und in welche Fallstricke bin ich gerathen!

Hierauf witzelt Orest, er, der eben seine Mutter ermordet hat, er witzelt: merkst du nicht, du Lebendiger, daß du mit Todten redest?

Egisth (statt seine Wachen zu rufen). Weh mir! ich verstehe den Spott. Es ist wohl gar Orest, der mit mir spricht.

Orest witzelt: ein unvergleichlicher Wahrsager, allein zu spät.

Egisth (statt sich in Vertheidigungsstand gegen einen einzelnen Mann zu setzen). Ich bin verloren! ich Elender! erlaube mir nur noch einige Worte. —

Nun bittet aber Electra den Bruder, er solle ihm keinen Aufschub geben, sondern ihn sogleich erwürgen, und Orest herrscht ihm zu: fort hinein in den Palast, hier gilt's nicht Worte, sondern dein Leben.

Trotz dieser deutlichen Erklärung ruft Egisth noch immer seine Wachen nicht, sondern sagt ganz gelassen: Warum im Palaste? ist deine That löblich, warum scheut sie das Licht? warum ermordest du mich nicht öffentlich?

Orest. Kein Wort mehr! geh! auf der Stelle, wo du meinen Vater erschlugst, sollst du sterben.

Egisth (statt sein Schwert zu ziehen, stellt eine fromme Betrachtung an). So hat das Verhängniß diese Wohnung erkoren, um Zeuge des jetzigen und künftigen Unglücks der Pelopiden zu sein.

Orest. Des deinigen gewiß. Auf diese meine Weissagung darfst du bauen.

Egisth. Diese Kunst, deren du dich rühmest, hast du von deinem Vater nicht geerbt. (Ein leeres Einschiebsel. Man begreift nicht, warum er das in einem solchen Augenblicke sagt. Orest kehrt sich auch nicht daran, sondern befiehlt ihm zu schweigen.) Du zauderst zu lange, fort!

Nun sollte man meinen, Egisth werde sich doch endlich ermannen, aber nichts weniger, er fängt an, mit Orest zu komplimentiren, wer zuerst hinein gehen soll. Geh voran! sagt er.

Orest. Hinein! gehorche!

Und Egisth gehorcht. Warum? das erfährt man nicht. Seine Unterthanen haben sich nicht etwa empört. Er darf nur winken, so ist es um den kühnen Wagehals geschehen. Wenn alle diese Unwahrscheinlichkeiten auf Rechnung des Schicksals geschrieben werden sollen, welches Egisth's Kraft lähmt, und ihn zum geduldigen Opferthiere macht, nun, so muß man gestehen, daß die griechischen Trauerspieldichter ein weit leichteres Spiel hatten, als die Neuern; sie durften sich erlauben, was sie wollten, es mochte noch so unwahrscheinlich sein, das Schicksal deckte Alles mit seinem weiten Mantel zu. Ganz überflüssig waren alle die

Vorbereitungen, ganz überflüssig die Warnung des Hofmeisters. Was lag daran, wenn der ganze Palast den Plan des Orest erfuhr? Egisth war ja doch einmal bestimmt, weder Hand, noch Fuß zu rühren. —

Auf gleiche Weise könnte man alle die hochgerühmten griechischen Trauerspiele zergliedern, und immer würde man finden, daß sie nichts weniger als »von einer ewigen Nothwendigkeit durchdrungen sind, welche die einzelnen Begebenheiten zu einer innerlich verbundenen Reihe ordnet, und ein Ganzes bildet," es wäre denn, daß man bei jedem Zufall, bei jeder Willkür, sich immer damit helfen wollte: das ist das Schicksal.

Wann wird doch endlich einmal die erbärmliche, blinde Bewunderung der Griechen aufhören! sie mögen für ihr Zeitalter, für ihr Volk ganz vortreffliche Dichter gewesen sein; sie mögen auch uns noch herrliche Bruchstücke liefern; aber sie uns im Ganzen als Muster aufstellen wollen — behaupten, wir hätten keine Tragödie, weil wir die griechische nicht haben — das ist lächerlich.

Ich kann mich nicht enthalten, aus derselben Electra noch einige der derbsten Schönheiten anzuführen, die zu ihrer Zeit große Wirkung gethan haben mögen, die aber unserem Gaumen, und mich dünkt mit Recht, nicht mehr behagen. Dahin gehört der Ueberredungsgrund, welchen Electra gegen ihre Schwester geltend macht, um sie zur Theilnahme an dem Morde des Egisth zu bewegen: sie werde sonst keinen Mann bekommen, sie werde unvermählt

veralten. Psychologisch richtig mag Electra kalkulirt haben, wenn es nur etwas zarter eingekleidet wäre. Ein Neuer dürfte ein Mädchen zu dem andern nicht so sprechen lassen. Dahin gehören die oft wiederholten, kräftigen Benennungen, durch welche Electra ihre Mutter bezeichnet, schändlich, scheußlich u. s. w., vor allen Dingen aber ihre wahrhaft gräßliche Freude, als sie die Mutter, die eben ermordet wird, schreien hört. Der Chor ruft aus: »Ach! ich höre, was man ohne Schaudern nicht hören kann!« Die Tochter hingegen ruft — da Clytemnestra wimmert: Wehe mir, ich bin verwundet! — O gib ihr noch Eins! wenn du kannst! noch Eins!

Wenn dieser scheußliche Zug dem griechischen Publikum behagt hat; welch' ein Publikum muß das gewesen sein! — Welches Herz empört sich nicht, wenn es eine Tochter, auch im gerechtesten Unwillen über eine verbrecherische Mutter, bei deren Ermordung ausrufen hört: O gib ihr noch Eins! und wenn sie gleich darauf mit Wohlgefallen die Hand betrachtet, die noch vom Blute der Mutter triefet. Wenn ich bei solchen Stellen Beifall jauchzen hörte, so würde ich glauben, das ganze Publikum bestände aus einer Räuberbande.

Dahin gehört auch der Theater-Coup (denn weiter ist es nichts), da Orest die bedeckte Leiche der von ihm selbst ermordeten Mutter dem Egisth vorführt, und bei deren Enthüllung keine andere Bewegung als Schadenfreude äußert. Freilich hat er geglaubt, indem er die Mut-

ter opferte, einen Spruch der Götter zu erfüllen; aber nun ist dieser Spruch erfüllet, und alle seine folgenden Aeußerungen kommen nicht mehr auf Rechnung des Werkzeugs der Götter, sondern auf Rechnung des unnatürlichen Sohnes.

So fühlen wir. Die Griechen haben anders gefühlt, und mögen zu entschuldigen sein; allein warum will man uns für Schönheiten aufdringen, was unser Innerstes empört? — Die Grācomanen werden mich verketzern. Immerhin! ich weiß doch, daß tausende von gebildeten Menschen — unter ihnen war auch Gotter — mir gleich denken und fühlen. Gotter's Electra und Orest sollte nicht vergessen werden. Nur in solchem Gewande kann Sophocles uns noch gefallen.

Trostgründe für Jeden, der eines Plagiats sich schuldig weiß.

Schon Porphyrius hat bemerkt, daß man bisweilen in den Werken des Ephorus drei tausend Zeilen hinter einander fände, die er Wort für Wort von andern abgeschrieben. — Dergleichen literarische Diebstähle waren so gemein unter den Griechen, daß es gelehrte Spürhunde gab, die sich eine ernstliche Beschäftigung daraus machten, sie auszuspähen. Aristophanes, der Grammatiker, schrieb eine ganze Sammlung von Menander's Freibeutereien, und ein An-

derer sogar sechs Bücher, betitelt. Stellen von Menander, die nicht von ihm sind. Philostrat von Alexandrien erzeigte dem Sophocles denselben Liebesdienst. In einer Schrift, die Jäger benannt, wurden dem Theopomp die geraubten Federn ausgezogen. Kurz, es gibt in der Literatur keine einzige böse Gewohnheit, von der uns nicht die Griechen Beispiele hinterlassen hätten.

Auch wir besitzen ein Werk von Thomasius de plagio literario. Aber müssen es denn immer Plagiate sein, wenn man in verschiedenen Schriftstellern einerlei Gedanken auf verschiedene Weise ausgedrückt findet? — Les beaux esprits se rencontrent, sagt das französische Sprichwort; und auch davon würden wir aus dem Alterthume sehr viele Beispiele anführen können, wenn wir das Buch eines gewissen Aretades noch besäßen, περι συνεμπτώσεως, Begegnung der Gedanken, genannt.

In der preußischen Geschichte des Herausgebers soll ihm auch das Unglück widerfahren sein, einem Gedanken des Herrn Doktor Garlieb Merkel zu begegnen, weil er die Vermuthung geäußert hat, der alte preußische Held, Waidewut, möchte wohl nicht der Fabelwelt angehören, sondern wirklich existirt haben. Das soll ein gewaltiges Plagiat sein, zumal da man den gelehrten Herrn Doktor nicht dabei citirt hatte. Das beraubte Werk ist nämlich die Vorzeit Liefland's, ein vergessenes, aber einst vom seligen Schlötzer als historischer Roman gewürdigtes Buch. In der That hat sich der Herr Doktor darin eben

nicht als einen kritischen Geschichtsforscher gezeigt. Er bekennt, daß seine Nachrichten von Waidewut aus Kojalowicz entlehnt sind, einem Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts. Wenn ich keinen andern Gewährsmann hätte aufstellen können, so würde ich mich wohl gehütet haben, Waidewut's Existenz in Schutz zu nehmen. Meine Nachrichten beruhen auf ganz andern Zeugnissen, und darum kommt des Herrn Doktors pomphafter Vorwurf mir gerade so vor, als ob Feßler, der einen historischen Roman von Alexander dem Großen geschrieben hat, einen andern Biographen dieses Helden, der den Curtius benutzte, des Plagiats beschuldigen wollte. Mag in der schönen Literatur der Herr Doktor sich immerhin auf dem Richterstuhle brüsten, was aber die Geschichte betrifft — taceant mulieres in ecclesia.

Der Eingang zu einer Recension.

Unter den vielen, durch Albernheit merkwürdigen Recensionen im Fache der schönen Wissenschaften, die in der Jenaischen Literatur-Zeitung vorkommen, befindet sich auch eine in Nr. 173 des vorigen Jahrganges, deren Eingang für ein Muster gelten mag, mit vielen Worten eigentlich nichts zu sagen, und, einem guten Freund zu Liebe, die Begriffe dermaßen zu verwirren, daß der Teufel selber den Faden nicht herausfinden soll. Das recensirte Buch heißt: Rei-

sen aus der Fremde in die Heimath, von Ernst Wagner. Ich kenne es nicht, lasse folglich auch dessen Werth gänzlich unangefochten. Aber der Recensent ist offenbar ein Kunstjünger aus der neuesten Schule, und aus seinem Berichte erhellt, daß die Reisen aus der Fremde nicht im Geiste dieser Schule geschrieben sind, ihm also auch nicht gefallen können. Indessen sollen sie doch nun einmal gelobt werden. Wie fängt er das an?

Er steigt ganz gravitätisch herab von seiner Höhe, und läßt sich folgendergestalt vernehmen: »Der großen Lesewelt, welcher man, und zwar nicht mit Unrecht, manches Unrühmliche nachzusagen pflegt, gereicht es zur Ehre, daß sie sich mit entschiedener Vorliebe für die Romane von Ernst Wagner interessirt; und es ist dies ein erfreulicher Beweis, daß man endlich anfängt, des Abenteuerlichen und dem Empfindseligen (sic!) überdrüssig zu werden, und die Leere zu fühlen, welche das willkürliche und einseitige (?) Spiel mit Begebenheiten und Empfindungen im Gemüthe zurückläßt. Da man sich im Ganzen nicht glücklich fühlte (?), so suchte man, so zu sagen, wenigstens sich im Einzelnen glücklich zu empfinden, oder seinen unseligen Zustand über wunderliche Situationen und Ereignisse auf Augenblicke zu vergessen. Diese Scheinmittel konnten das Uebel zwar eine Zeit lang lindern, aber nicht heilen, und so mußten sie über kurz oder lang verdächtig, und dem Romandichter der Vorzug werden, der jene Leere auszufüllen im Stande war. Daß Ernst Wagner den hiezu erforderlichen

Grad von Kraft und Fülle besitzt, wird jeder inne werden, der seine Werke aufmerksam liest; vornemlich ist es Innigkeit des Gefühls und ein bei aller Weichheit der Empfindung energischer, zuweilen derber Natursinn. Was (sic!) aus ihm spricht, und gerade dieses ist dem gegenwärtigen Bedürfnisse des Publikums am angemessensten. (?) Dazu kommt, daß er sich gern in Betrachtungen über das Leben über Wissenschaft und Kunst und in Schilderungen der Natur ausbreitet, und alles Strebens zum Idealen und Höheren ungeachtet, dennoch immer in der Sphäre verweilt, wo mehr das Gefühl und der Verstand als die Fantasie sich wirksam zeigen. Auf diese Weise muß sich der Leser, der nicht sowohl eigentlichen Kunstgenuß, als mannigfaltige Erweiterung und Stärkung seiner Einsichten und Gefühle sucht, ganz befriedigt fühlen — und er kann vielleicht so am leichtesten dem höheren Grad von Bildung entgegen geführt werden, welchen das reine Wohlwollen am Schönen in der Kunst voraussetzt."

Die Lesewelt weiß kein Wort davon, daß sie sich mit entschiedener Vorliebe für die Romane des Herrn Ernst Wagner interessirt; sie erfährt es wahrlich erst vom Recensenten, und das ist auch das Einzige, was sie von ihm erfährt, denn die Saalbaderei über das Buch selbst gleicht einer grünen Donnerstags-Suppe, die bekanntlich aus neunerlei Grün dergestalt zusammengesetzt wird, daß keiner von den Gästen errathen kann, ob er etwas Spinat oder etwas Nesseln auf der Zunge hat. Die Lesewelt soll,

zu ihrer Ehre, des Empfindseligen überdrüssig sein, und um sie dafür zu entschädigen, wird ihr Herrn Wagner's Weichheit der Empfindung empfohlen, und das Abenteuerliche wird durch dessen derben Natursinn ersetzt, unter dem ich mir auch nur etwas Abenteuerliches denken kann. Wenn dieser derbe Natursinn in Gefühlen abenteuerlich ist, so möchte das weit schlimmer sein, als wenn Herr Wagner Märchen erzählte. Aber Weichheit der Empfindung und derber Natursinn sollen gerade den gegenwärtigen Bedürfnissen des Publikums am angemessensten sein, (!) und da nun der Leser Stärkung seiner Gefühle sucht, so wird er ganz befriedigt werden. Also durch Weichheit der Empfindung wird das Gefühl gestärkt. Nun trete noch Einer auf und spreche, es ließe sich nichts Neues mehr sagen. Ein Recensent in der Klemme sagt sicher viel Neues.

Bisher haben wir geglaubt, ein guter Roman müsse ein Kunstwerk sein; nun hören wir aber, daß Herr Wagner, der doch die erforderliche Kraft und Fülle besitzt, keine Kunstwerke liefert (denn es heißt ausdrücklich: Eigentlichen Kunstgenuß dürfe man nicht bei ihm suchen), daß er trotz alles Strebens zum Idealen und Höheren, doch in einer niederen Sphäre verweilt; folglich braucht ein Roman kein Kunstwerk zu sein, denn sonst würde ja der Recensent diesen nicht loben.

Ich mag den Leser nicht länger in diesem Irrgarten spaziren führen. Der Recensent hat einen Knauel von hochtö-

nenden Worten, den er abhaspelt und durch den er sich wieder heraus hilft. Man sieht, daß, wenn ein casus pro amico es erheischt, einem Recensenten kein Ding unmöglich ist, quod erat demonstrandum.

Fragen.

Ein alter Gelehrter, Barthius, hat auf der ersten Seite der Rede des Cicero gegen Vatinius, nicht weniger als siebzig Verse gefunden, und geglaubt, er würde deren wohl dreihundert gefunden haben, wenn er die Rede in dieser Absicht ganz durchlaufen hätte. Vossius hat ein ganzes Distichon im Anfang des dritten Buches des Redners ausgespäht, und Quintilian bekennt, es sei fast unmöglich, etwas Lateinisches zu schreiben, daß sich nicht unter irgend eine Gattung von Versen ordnen ließe. Warum wird es denn der deutschen Prose zum Vorwurf gemacht, wenn man bisweilen Jamben oder Alexandriner darin antrifft, die sich doch auch, im erhabenen Stil, nicht immer vermeiden lassen? —

* * *

Seneca beschreibt sehr lebhaft den Widerwillen, mit dem ein Kranker bekennt, daß er das Podagra hat. Im siebzehnten Jahrhunderte sagte ein witziger Kopf: Das Podagra gleiche den Fürstenkindern, die erst lange nach ihrer Geburt getauft würden. Warum schämt sich ein Podagrist?

oder vielmehr, warum hat er sich geschämt und thut es jetzt nicht mehr?

* * *

Vor hundertdreißig Jahren ließ ein gewisser du Roure zu Paris ein Büchlein drucken, von der Wiederherstellung der lateinischen Sprache in ihrer ganzen Reinheit, wie sie zu den Zeiten des Augustus gewesen. Er behauptet darin, das Lateinische werde an vielen Orten durch die Aussprache jämmerlich verunstaltet; man sage unter andern in der Schweiz, statt bonus vir, ponus fir, und in Baiern, statt pater, poter, statt panem, ponem. Aber sagt man denn nicht in Frankreich statt judex, schüdex? und statt discipulus, dissipülüs? — würde überhaupt ein Römer aus jenen Zeiten irgend einen unserer Gelehrten verstehen?

* * *

Als der Herzog von Montausier, Gouverneur des Dauphin, zu dessen Gebrauch die lateinischen Klassiker kommentiren ließ, empfingen die zu diesem Geschäft auserwählten Gelehrten unter andern die Anweisung: sie sollten Register machen, in welchen pünktlich angezeigt wäre, wie oft jedes Wort in dem Buche vorkomme. — Welchen Nutzen versprach sich der Herzog von dieser geisttödtenden Arbeit?

* * *

Chevreau, in seiner Weltgeschichte, behauptet, es gebe mehr als fünfzig verschiedene Arten, die Jahre der Welt

bis auf Christi Geburt zu zählen. Nach der ersten derselben sei Christus im Jahre der Welt 3740 geboren, und nach der letzten im Jahre 6984. Der Unterschied beläuft sich also nur auf dreitausend Jahre. Welche von diesen fünfzig Zeitrechnungen soll ein guter Christ als die wahre annehmen?

* * *

Lucan singt: — Quique bibunt tenera dulces ab arundine succos — und Statius: Et quas praecoquit Ebusita Cannas. Haben denn die Alten schon Zucker gehabt?

* * *

Im Jahre 1676 erschien zu Augsburg ein Buch: Felix Literatus, und 1680 ein anderes: Infelix Literatus. Das Erstere paßt nicht für unsere Tage; aber sollte von dem Letztern nicht eine neue Auflage zu veranstalten sein?

* * *

Es ist weit über hundert Jahre, als die Dichterin Deshoulières eine verdrießliche Epistel schrieb (epitre chagrine), in welcher sie von den jungen Herren ihrer Zeit sagt: Sie scherzen über ihre Ausschweifungen; sie besuchen die Damen nur um zu erzählen, wie viel sie im Spiel gewonnen oder verloren haben oder um sich Rendezvous zu geben. Verliebt sich Einer zufälligerweise im Ernst, so verspotten ihn die Uebrigen und er darf es gar nicht wagen, dem schönen Geschlecht Ehrerbietung zu bezeigen. Dann beseufzt die gute Dame, daß die schöne Zeit

verschwunden sei, in welcher ein Nemours, ein Bassompierre, ein Guise die galanten Ritter gespielt, und wünscht, sie möchten wieder aufleben, um durch ihr Beispiel jene ehrerbietige Zärtlichkeit auf's Neue zu erwecken, die durch rohe Sitten und Hochdünkel verdrängt worden. — Sind sie wirklich wieder aufgelebt? oder gelten die Klagen der Dichterin noch heutzutage?

* * *

Es wohnte vor alten Zeiten in Nürnberg ein berühmter Färber, Krisel war sein Name, für dessen Meisterstück ein Tuch gehalten wurde, welches auf einer Seite scharlachroth, auf der andern violett gefärbt war. Welche Kunst sollte wohl schwerer sein — die eben erwähnte? oder die, von welcher Athenäus im neunten Buche Meldung thut? Nämlich, ein Spanferkel so zuzubereiten, daß es auf einer Seite gekocht, auf der andern gebraten erscheint? — Ist es nicht bedauernswürdig, daß diese große, schöne Kunst verloren gegangen?

* * *

Theophrast hat irgendwo gesagt, daß, um weise zu sein, man die Götter nicht fürchten müsse. Das klingt abscheulich, aber es klingt nur so. Die Alten nämlich theilten, in Ansehung der Moralität, die Menschen in drei Klassen. Zu der ersten zählten sie diejenigen, welchen es nur gelungen, manche Fehler abzulegen; zu der zweiten diejenigen, die alle ihre Laster und Leidenschaften bekämpft hatten aber noch immer in Gefahr standen, wieder darin

zu versinken; zu der dritten endlich die unerschütterlichen Tugendhaften, denen weder Leidenschaften noch Glückswechsel mehr etwas anhaben konnten. Von diesen Letztern sagt Seneca, daß sie die Götter nicht mehr fürchten. Wir sehen in unsern Tagen so Manchen, der die Furcht vor Gott glücklich überwunden hat; sollten diese hohen Naturen lauter Weise sein?

* * *

In England erschien einmal ein Buch, betitelt: An Enquiry into the life and Writings of Homer (Forschungen über Homer's Leben und Werke), in welchem der Verfasser, Blackwell, die Frage aufwirft: Wie es doch zugeht, daß seit zweitausend siebenhundert Jahren, nämlich seit der Zeit, in welcher Homer schrieb, ihm noch Niemand gleich gekommen? und daß auch vor dieser Zeit, so viel wir wissen, ihn Niemand übertroffen? — Diese Art von Wunder schreibt er dem Zusammentreffen verschiedener Umstände zu, denen wir, nach seiner Meinung, Homer's Gedichte verdanken: dem Klima, dem Zeitraume, in welchem er lebte, den damaligen Sitten und Gewohnheiten, der Religion, der Erziehung des Dichters, seinen Reisen, seinem Genie. — Mich dünkt, indem Blackwell das Letztere nannte, hätte er sich die Aufzählung aller übrigen Umstände so ziemlich ersparen können. Doch einen merkwürdigen Umstand hat er ganz vergessen. Homer spricht in seiner Odyssee Lib. IX. v. 196 u. f. von einem berühmten thracischen Weine, der so stark war, daß man zwanzigmal

so viel Wasser dazu mischen konnte. Ein römischer Konsul machte die Erfahrung an Ort und Stelle, behauptete aber, man könne achtzigmal so viel Wasser beimischen. (Plinius.) Folglich gossen andere Leute dreimal mehr Wasser in ihren Wein als Homer. Ist es denn ein Wunder, daß er dreimal begeisterter war?

* * *

Baron Pöllnitz, der in seinen Briefen und Memoiren Haag das erste Dorf in Europa nennt, gibt folgende Beschreibung von den Holländern: Sie tragen ihre Hemden vierzehn Tage lang unter einem fetten, ekelhaften Kamisol von Wolle, — sie bedienen sich gewöhnlich keiner andern Gabeln als ihrer Finger, mit welchen sie den Salat aus dem Weinessig fischen u. s. w. — Wenn diese Beschreibung wahr ist, wie sind denn die Holländer zu dem Rufe übergroßer Reinlichkeit gelangt?

Vergessene Wunderdinge.

1.

Im Jahre 1644 wurde ein gewisser Isak Heinrich Stiphont zu Harlem von einer bisweilen verrückten Mutter geboren. Schon in seiner Kindheit ließen seine Melancholie und seine oft sehr seltsamen Reden und Handlungen vermuthen, daß er eben so verrückt werden würde, als seine Mutter. Auch hatte er eine Schwester, die es bereits ge-

worden war. Indessen lernte er ein Handwerk, verheirathete sich im zwanzigsten Jahre, und, ob er gleich bisweilen tolle Streiche machte, so arbeitete er doch stets, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, bis er im Winter des Jahres 1684 mit seinem Schwager in Streit gerieth, und in der Hitze des Faustkampfs ihm ein Bein zerbrach. Die Furcht, in die Hände der Justiz zu fallen, verursachte ihm einen solchen Schrecken, daß er ganz wahnsinnig wurde. Man mußte ihn in's Tollhaus bringen. Nach sechs oder sieben Monaten fiel es ihm ein, zu behaupten, er sei der Herr Christus, darum wolle er auch vierzig Tage und vierzig Nächte fasten. Und diesen Vorsatz führte er wirklich aus. Am 6. Dezember 1684 fing er an zu fasten und hungerte bis zum 15. Januar 1685. Nur Tabak rauchte er wie gewöhnlich und trank etwas Wasser, doch das letztere mehr, um sich den Mund zu spülen als um zu trinken. Uebrigens nahm er durchaus weder Speise noch Trank zu sich, und litt auch nicht, daß man ihm etwas Fleischbrühe oder Branntwein in das Wasser mischte, denn er merkte es augenblicklich und schleuderte den Becher mit Abscheu von sich. Vergebens suchte man durch Drohungen oder gute Worte ihn zum Essen zu bewegen, vergebens ließ man ihm sogar einen Engel erscheinen, der im Namen Gottes ihm zu essen befehlen mußte. Er beharrte darauf, es sei der Wille des himmlischen Vaters, daß er fasten solle. Man untersuchte seine Kleider auf das genaueste, so wie jeden Winkel seines Kerkers, aber nie fand man versteckte Nahrungs-

mittel. Auch war es unmöglich, daß ihm etwa in der Nacht Jemand etwas zustecken konnte. Es war also kein Betrug dahinter, auch hörte jede Ausleerung schon in den ersten Tagen bei ihm auf. Und doch befand er sich, während der vierzig Tage seiner Fasten, immer ziemlich wohl, und schien am Ende fast nichts weder von seiner Wohlbeleibtheit, noch von seinen Kräften verloren zu haben.

Als die Zeit abgelaufen war, forderte er zu essen. Man fürchtete, sein entwöhnter Magen werde nicht mehr verdauen, und wollte ihm zuvor Arzenei geben, um alles Zusammengeschrumpfte wieder zu öffnen; allein er nahm sie durchaus nicht, sondern versicherte, der himmlische Vater habe ihm befohlen, zuerst eine Wassersuppe mit Mehl von türkischem Korn zu essen (eine Gattung von Suppe, die, wenn sie kalt geworden, man in Stücken schneiden kann), und zwar sollte seine Frau sie zubereiten. Es geschah. Man führte ihn in ein anderes Zimmer, wo viele Zuschauer sich versammelt hatten. Er sprach ein langes verrücktes Gebet, dann aß und trank er mit vielem Appetit. Aus Furcht, er möchte sich schaden, nahm man ihm die Schüssel weg. Das empfand er sehr übel, ergab sich nur der Gewalt, und sprach viel tolles Zeug.

Am andern Morgen hatte er starke Leibschmerzen, die ihm manchen Schrei auspreßten; vergebens machte er verschiedene Versuche zu Stuhle zu gehen. Indessen aß er doch wieder an diesem Tage. Es währte einige Zeit, ehe die Absonderungen seines Körpers wieder in Ordnung kamen,

allein es geschah doch endlich, nur sein Geist blieb unheilbar.

Man kann denken, daß die Geschichte großen Lärm machte. Die Leichtgläubigen schrien Wunder! Die Vernünftigen erklärten sich das Wunder theils durch den Wahnsinn, theils durch den Tabak. Man hat Beispiele, sagten sie, daß Wahnsinnige die heftigste Kälte ertragen haben, in der jeder Andere erfroren wäre. Kann der Wahnsinn gegen Kälte unempfindlich machen, warum nicht auch gegen Hunger? — Der Tabak kann den Reiz des Magens abgestumpft haben. Die Wilden in Canada sollen, bei Hungersnoth, sich oft wochenlang blos durch Wasser und Tabak erhalten.

2.

Ein Mädchen, welches die gelbe Sucht hatte, theilte dem Gelde in ihrer Tasche eine Citronenfarbe mit; und ein Mensch, der täglich in seinem Getränke ein wenig Vitriolgeist zu sich nahm, bemerkte mit Erstaunen, daß einige sehr glatte und glänzende Schlüssel, die er bei sich trug, zu rosten anfingen, obgleich sie mit dem Vitriolgeist nie in Berührung kamen.

Boyle in seinen Erfahrungen von der Porosität der Körper hat verschiedene, auffallende Wirkungen der unmerklichen Ausdünstung angeführt. Er versichert unter andern, daß einer seiner Bekannten mehrere Male zu Stuhle gehen mußte, nachdem er nur die Hand eines Andern be-

rührt, der sich dieselbe mit, ich weiß nicht welcher, Feuchtigkeit gerieben hatte. Schade, daß dies Geheimniß nicht bekannt geworden. Es wäre sehr bequem für Jeden, der nicht gern Arznei nehmen mag.

3.

Im Herbst 1684 regnete es bei Rochefort Morgens um neun Uhr eine Viertelstunde. Dann trieb der Wind die Wolken in ein Thal, und plötzlich erschien das herrlichste Schauspiel, ein Regenbogen von ganz neuer Gattung. Er war nicht zur Erde gekrümmt, wie gewöhnlich, noch aufwärts gerichtet, wie bisweilen, sondern er bestand aus langen Wolkensäulen, deren erste grün, die zweite roth, die dritte orangenfarbig und die vierte blau war, also ganz gegen die gewöhnliche Ordnung, in der die Farben sich zeigen. Die Säulen waren ganz transparent, so daß man Wälder, Hügel und Schlösser dahinter sehen konnte. Zuerst verschwanden die rothen und orangenfarbenen. Dieser perpendiculäre Regenbogen, der kein Bogen war und wohl eine halbe Viertelstunde anhielt, muß wohl eine große Seltenheit sein, denn ich wüßte nicht, daß man, seit einhundert sechsundzwanzig Jahren, die seitdem verflossen sind, dergleichen wieder gesehen hätte. Siebzehn Jahre früher, 1667, beschrieb ein gewisser Pater Pardies in den Pariser Journalen einen verkehrten Regenbogen, der die Schenkel aufwärts richtete.

Charaden.

(Die über jeder Charade stehenden Zahlen bedeuten die Anzahl der Silben, z. E.: 1 — 2 bedeutet, daß das Erste einsilbig, das letzte zweisilbig, das Ganze also dreisilbig ist.)

1 — 2.

1. Mein Erstes wird für kostbar geachtet und dennoch täglich verschwendet. Man nennt es theuer, es wird aber sehr wohlfeil verkauft. Mein Zweites trägt, wie mancher Dichter, eine Gattung von Waffen, die vormals der Tod besaß, die ihm aber genommen worden. Mein Ganzes liebt mein Erstes sehr, und ist schon zufrieden, wenn es nur ein wenig davon bekommt. Aber trotz der täglichen Verschwendung meines Ersten, gibt man meinem Ganzen doch nur in der Noth etwas davon. Dafür wird es durch Menschen gerächt, die seinen Namen zu führen pflegen.

1 — 2.

2. Ein Mädchen kann mein Erstes, mein Zweites und mein Ganzes zugleich sein, aber mein Erstes nur bis zum Traualtar, mein Zweites nur bis zur Hochzeit und mein Ganzes nur einen Tag.

1 — 1.

3. Die Leute wollen von einer Begebenheit, außer dem Warum, immer auch mein Erstes wissen, beson-

ders wenn mein Zweites, welches die Nachricht lieferte, von Wichtigkeit ist. Die merkwürdigste Begebenheit hat mein ehrwürdiges Ganzes prophezeiht, und die Prophezeiung ist eingetroffen.

2 — 1.

4. Wenn mein Zweites im Plurali den Mann verführt, sich einem Mädchen als mein Erstes hinzugeben, so muß er nicht selten mein Ganzes ertragen.

1 — 2.

5. Wenn mein Erstes eine Beleidigung empfängt, so ist oft mein Ganzes die Rache derselben. Eine Schmeichelei hingegen ist meinem Ersten süß, wie mein Zweites.

1 — 1.

6. So lange mein Zweites mein Erstes ist, wird es von Unkundigen bisweilen für mein Ganzes gehalten. Mein Zweites ist auch wirklich einmal mein Ganzes gewesen, kann es aber nie wieder werden. Mein Erstes ist für mein Ganzes sehr wünschenswerth, denn wenn mein Ganzes nicht mehr mein Erstes ist, so wird es schwerlich mein Zweites werden. Viele wünschen mein Zweites zu besitzen, viele wünschen es auch los zu werden. Mein Erstes ist sehr vergänglich, obgleich mein Zweites und mein Ganzes alle Mühe anwenden, um es zu erhalten.

1 — 1.

7. O du mein Erstes! wenn wirst du wieder kommen in einem bessern Ganzen versehen? — O du mein Zweites! füge dich in mein Erstes, um mein Ganzes zu ertragen! —

2 — 2.

8. Wenn der Soldat sein Schwert vor meinem Zweiten bewahrt, so wird er mit Recht zu meinem Ersten gezählt, und verdient blos eine Schöne, auf deren Lippen er mein Ganzes findet.

1 — 2.

9. Hätte mein Erstes im Paradiese die Schlange betasten dürfen, so würde es die Eva gewiß vor meinem Zweiten gewarnt haben, und es wäre dann nicht nöthig gewesen mit Hilfe meines Ganzen, so viel Geschwätz über die Erbsünde zu machen.

2 — 1.

10. Es gibt nur wenige Menschen, die berechtigt sind, mein Zweites zuerst auf den armen Teufel zu werfen, der wider Willen nach meinem Ganzen wandert, um eine Beute meines Ersten zu werden.

1 — 1.

11. Im Zweiten findet der Mensch in Gefahren das Erste und wird sich selbst das Ganze.

1 — 1.

12. Ein Mädchen, das keine Eltern mehr hatte, sondern unter der Obhut eines ehrbaren Oheims stand, heirathete einen Schiffer, der eine Reise nach China machte, als seine Frau eben im Kindbette lag. Er kam zurück, ging zu meinem Zweiten und fand seine Frau abermals im Kindbette. Voll Verwunderung bediente er sich meines Ersten, und fragte mein Ganzes: wie geht das zu?

(Die Auflösung im nächsten Bande.)

Inhalt.

	Seite
Der Maulwurf	11
Ermahnungsschreiben der Buchstaben des Alphabets an die arabischen Ziffern	14
Der Maler Protogenes	18
Das Erdbeben	22
Vertheidigung des Negersklavenhandels	23
Schwänke	25
Bemerkung	26
Eine bedenkliche Frage	27
Die Helmstädter Theologen vor hundert Jahren	28
Die Einsiedlerinnen	30
Die Liebesgeschichte der Mademoiselle de Montpensier und des Herrn von Lanzan	35
Milton's Gestalt	40
Anekdoten von Gelehrten	41
Einige Züge aus der spanischen Revolutions-Geschichte	53
Das wunderliche Testament	58
Herzbrechende Klagen, an meinen alten Schlafrock gerichtet	60
Das Mitleid	65
Der Unerträgliche	66
Das Leben eines Fiacre	68
Voltaire's Meinung über Regierungsformen	70
Fromme Wünsche	72
Die chinesische Literatur-Polizei	76
Eine Probe aus der chinesischen Geographie	79
Die redenden Taschen	80
Sendschreiben eines Garkochs in Krähwinkel an einen Restaurateur in Berlin	104

Seite

Sisiphus 135
Der Zettel in den Tuilerien 139
Geographische Beschreibung des Reiches der Dichtkunst . . 149
Die Zusammenkunft zweier Könige 153
Unhöfliche Sprödigkeit 156
Ein Gedanke Machiavell's 157
Gewohnheit 159
Gespräch zwischen einem Engländer und einem Franzosen über die Seemacht beider Nationen 163
Dummheit und Narrheit 176
Die Moral der Welt 179
Die Romane 182
Kleine Gallerie von Albernheiten 185
Die verschiedenen Ansichten 189
Zweifache Reise nach Amerika der beiden russischen Seeoffiziere Chrostoff und Dawidoff 214
Der Selbstbeschauer 230
Gespräch zwischen Franklin und dem Podagra 244
Das Testament 253
Der tragbare Barometer 257
Ein Wörtchen über das Trauerspiel 258
Trostgründe für Jeden, der eines Plagiats sich schuldig weiß 267
Der Eingang zu einer Recension 269
Fragen 273
Vergessene Wunderdinge 278
Charaden 283

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

